3160

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 ₰. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

Die Hochländer oder Bergschotten.

Europa's Länder und Völker.

Ein lehrreiches Unterhaltungsbuch für die gebildete Jugend.

Von

Dr. Felix Selchow.

Dritte verbesserte Auflage.

Zwei Theile.

Mit 20 illuminirten Kupfern.

Berlin, 1840.

Druck und Verlag von Carl Friedrich Amelang.

(Brüder-Strasse №11.)

GEWERBS-VEREIN

Europa's Länder und Völker.

Ein
lehrreiches Unterhaltungsbuch
für
die gebildete Jugend.

Von

Dr. Felix Selchow.

GEWERBS-VEREIN

Erster Theil.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit illuminirten Kupfern.

Berlin, 1840.
Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang.
(Brüderstraße Nr. 11.)

Staatl. Bibliothek
Regensburg

G1721504

Vorrede
zur ersten Auflage.

Der Zweck des vorliegenden Werkchens ist, bei der Jugend gewissermaßen den Unterricht in der Geographie zu ergänzen, das, was dort bloß angedeutet ist, weiter auszuführen, das Charakteristische der vornehmsten Länder, ihrer Hauptstädte und Provinzen, und andere Merkwürdigkeiten zu schildern, ein Gemälde des Volkslebens, der Nationalvergnügungen, Nationaleigenheiten, des gesellschaftlichen Tons unter den Reichen und Armen, dem Adel und dem Bürger zu entwerfen, und durch die Zusammenstellung einzelner Züge ein lebhaftes und charakteristisches Bild des Ganzen in der Seele der Leser zurück zu lassen.

Ich führe sie ein, nicht nur in die Hauptstädte der europäischen Völker, sondern auch in das Innere ihrer Häuser, in ihre Familien, an ihren Tisch, begleite sie zu den Vergnügungsorten, den Nationalspielen und Belustigungen, besuche mit ihnen die Hütten des Landmanns, die Paläste der Vornehmen, die prächtigsten Gebäude der Königsstädte; mache sie aufmerksam auf die Merkwürdigkeiten und das Eigenthümliche einzelner Provinzen, auf den Geist und die Lebensart ihrer

Bewohner, auf die Schönheiten und den Reichthum des Landes, auf das Klima und noch andere interessante Dinge mehr.

Ich beginne mit den Engländern, den Schotten und Irländern, komme dann auf die Franzosen, die Niederländer, die Polen, die Schweden, Norweger und Dänen, in der Folge auch auf die übrigen Völker Europa's, und suche jedes nach der ihm eigenen Physiognomie vorzustellen. Zwar muß ich gestehen, daß ich von manchem, wie z. B. von den Engländern, weit mehr hätte sagen können und sollen; es würde mir auch nicht an Materialien gefehlt haben, ganze Bände zu füllen; allein ich mußte mich in den Grenzen des mir vorgeschriebenen engen Raums nur auf das Vorzüglichste beschränken.

Die Schilderung der vornehmsten Merkwürdigkeiten sämmtlicher Länder unsers teutschen Vaterlandes und der Schweiz, die hier übergangen worden sind, befindet sich im dritten und letzten Theile dieses Werkes.

Mein Buch ist zuvörderst für die Jugend bestimmt, doch darf ich hoffen, daß auch Personen von reiferem Alter es nicht ohne Vergnügen durchblättern und darin vielleicht mehr Nahrung für den Geist und eine befriedigendere Unterhaltung finden werden, als bei der nur allzubeliebten Romanleserei.

Geschrieben den 5. Januar 1822.

Der Verfasser.

Vorrede
zur zweiten Auflage.

Ganz im Sinne des verstorbenen Herrn Verfassers ist die zweite Auflage nachstehenden Werkes, welches den verdienten Beifall gefunden, bearbeitet, und durch zweckgemäße Angaben der neuesten Veränderungen in Ländern und Städten verbessert worden.

Berlin, im Frühjahr 1828.

Vorrede
zur dritten Auflage.

Nach dem Erscheinen der zweiten Auflage dieses Werkes entstanden in Europa, in Folge politischer Ereignisse, zwei neue Staaten, Belgien und Griechenland, von denen der eine seit dem Pariser Frieden 1814 einen Theil des Königreichs der Niederlande bildete, letzterer aber Jahrhunderte lang unter

türkischer Oberherrschaft stand. Es war daher bei der nöthig gewordenen dritten Auflage dieses Werkes ein wesentliches Erforderniß, Belgien sowohl, als Griechenland mit in die Reihe der übrigen unabhängigen Staaten Europa's aufzunehmen und über beide Länder das Wissenswertheste und Interessanteste zu sagen, in so weit dadurch der Umfang dieses Buches nicht zu sehr vermehrt und eine daraus nothwendig erfolgende Erhöhung des Preises nicht herbeigeführt werden durfte.

Auch bei den übrigen Ländern ist Vieles zeitgemäß berichtigt und manches Neue hinzugefügt worden, wobei man den neuesten und bewährtesten geographischen Lehrbüchern folgte, in besonderer Beziehung auf Belgien aber die im Jahre 1835 zu Cöln erschienenen „Fragmentarische Mittheilungen über eine Reise durch Holland und einen Theil von Belgien im Herbste 1834; von Fr. H. Steltzer" benutzte, so wie in Beziehung auf Griechenland das „Tagebuch einer Reise durch Griechenland und Albanien; von einem Deutschen, der in englischen Diensten stand, (Berlin, 1826)" und „Griechische Denkwürdigkeiten und die Königlich baiersche Expedition nach Hellas; von J. A. S. Abele, (Mannheim, 1836)."

Möge nun dieses eben so lehrreiche als unterhaltende Buch sich auch fernerhin des Beifalls zu erfreuen haben, der ihm bisher in so hohem Grade zu Theil ward.

Berlin, im Januar 1840.

Inhalt.

I. Großbritannien.

Seite

1. Ansicht von Großbritannien und Irland 1
2. London 4
3. Lebensart der Bewohner von London 12
4. Londoner Schauspielhäuser 17
5. Bedlam oder das Londoner Irrenhaus 18
6. Wettrennen der Engländer 20
7. Hahnenkämpfe 26
8. Das Crikketspiel der Engländer 28
9. Andere zum Theil sehr seltsame Spiele der Engländer . . 30
10. Wetten der Engländer 36
11. Englische Sonderlinge 38
12. Edinburgh, die Hauptstadt von Schottland 44
13. Gestalt, Charakter, Gebräuche der Schotten 46
14. Die Hochländer oder Bergschotten 50
15. Nationalspiele der Schottländer 53
16. Cadies in Edinburgh . . . . —
17. Klima. Heftige Stürme in Schottland 55
18. Ansicht von Irland 56
19. Dublin, die Hauptstadt von Irland und die Dubliner . . 60
20. Witterung in Irland 65
21. Armuth des gemeinen Mannes 67
22. Leben der irländischen Edelleute 69
23. Beschreibung eines englischen oder irländischen Parks . . . 71
24. Der irische Riese 73
25. Der irische Dudelsack 74
26. Leichenbegängniß der Irländer 75

II. Frankreich.

Seite

1. Ansicht von Frankreich 77
2. Paris und die Pariser 79
3. Lebensart der Pariser. Bestellung des Tisches 84
4. Betriebsamkeit der Pariser. Spitzbübereien. 87
5. Sonntagsvergnügen der Pariser Bürger 90
6. Oeffentliche Gebäude zu Paris. Die Tuilerien. Das Palais royal. Das Louvre 96
7. Auvergne, oder das französische Alpenland 102
8. Die Planese in Ober-Auvergne und ihre Bewohner. Schilderung der Auvergne überhaupt 106
9. Klima in Auvergne. Harte Winter. Stürme 111
10. Reizende Ansichten der Provence 114
11. Wein-, Oel-, Feigen-, Orangen-, Kapernbau in der Provence 116
12. Vogelfang in der Provence 120
13. Trüffeljagd durch Schweine 121
14. Lustiger Fischfang 122
15. Der Seehafen von Toulon 123
16. Kriegsschiffe in dem Hafen von Toulon. 126
17. Avignon und die Quelle von Vaucluse 129
18. Frohsinn der Bewohner der Provence 131
19. Die französischen Pyrenäen 133
20. Das Campaner Thal in den Pyrenäen. Das Mittagshorn 139
21. Cretins oder kropfige Menschen in den Pyrenäen . . . 145

III. Das Königreich der Niederlande.

1. Ansicht des Königreichs der Niederlande 147
2. Amsterdam 153
3. Die Börse zu Amsterdam. 156
4. Das Dorf Broek 157
5. Das Schifferdorf Scheveling 163
6. Das Dorf Sardam oder Zaardam 166
7. Kanäle 170
8. Treck-Schuyten 172
9. Lebensart der Niederländer 174
10. Gesellschaften der Niederländer. Lusthäuser 177
11. Charakter der niederländischen Kaufleute; ihre Sparsamkeit; ihr Aufwand 182

Seite

12. Nationalvergnügen der Niederländer 184
13. Fortsetzung. Das Katzenknitteln, Gänseziehen, Vogelschneiden 192
14. Viehzucht. Bereitung der Butter und des Käses. Wild . 193
15. Das zu befürchtende Schicksal einiger niederländischen Provinzen 197

IV. Belgien.

1. Ansicht von Belgien 200
2. Brüssel 204
3. Die Spitzenfabrikation zu Brüssel 211
4. Theater zu Brüssel 214
5. Das Schlachtfeld von Waterloo 217
6. Antwerpen 222
7. Der Badeort Spaa 224

V. Polen.

1. Ansicht von Polen 226
2. Warschau und die Warschauer 227
3. Polnische Städte und Jahrmärkte 231
4. Polnische Dörfer 233
5. Der polnische Edelmann 237
6. Die adelige Hochzeit 239
7. Die polnischen Leibeigenen 242
8. Kleidung der Polen 244
9. Die polnischen Wölfe 247

VI. Schweden und Norwegen.

1. Ansicht von Schweden und Norwegen 250
2. Stockholm 252
3. Ansicht der andern schwedischen Städte und Dörfer . . . 255
4. Die Scheeren an der schwedischen Küste. Seehunde . . 258
5. Häringsfang an der schwedischen Küste 260
6. Der Wasserfall bei Trolhätta 261
7. Der Wettersee 262
8. Schwedische Kupfergruben 263
9. Schwedische Eisengruben 266
10. Silberbergwerk bei Sahla 268

Seite
11. Grimmige Kälte in Schweden 270
12. Art zu reisen in Schweden 273
13. Charakter und Lebensart der Schweden 274
14. Fortsetzung. Mahlzeiten. Das Johannisfest 279
15. Bauernhochzeiten 281
16. Angermanland im nördlichen Schweden 282
17. Die Lappländer 285
18. Drontheim und die Drontheimer 288
19. Bergen und seine Bewohner 291
20. Christiania 293
21. Das Silberbergwerk bei Kongsberg 294
22. Der Maelstrom 296
23. Fisch- und Vogelfang in Norwegen 297
24. Norwegische Landleute 299
25. Beschwerlichkeiten der Landreisen in Norwegen 301

VII. Dänemark.

1. Ansicht von Dänemark 304
2. Der Kieler- oder Eiderkanal 306
3. Annehmlichkeiten der Reise von Kiel nach Jütland . . . 308
4. Kopenhagen 310
5. Belustigungen im Thiergarten bei Kopenhagen 315
6. Die beiden Belte und die Insel Fünen 317
7. Winterpassage mit dem Eisboote 318
8. Der Sund 320
9. Die Insel Island und ihre Bewohner 321

I.

Großbritannien.

1. Ansicht von Großbritannien und Irland.

Großbritannien und Irland, oder das britische Reich, besteht, in Europa, aus zwei großen und mehreren kleinen, nämlich den normännischen Inseln, aus den Inseln Malta, Gozzo, Comino, Helgoland und der Festung Gibraltar. Ueber die Republik der ionischen Inseln im mittelländischen Meere übt es die Schutzherrschaft aus. Großbritannien theilt sich in England und Schottland, wovon ersteres den südlichen, letzteres den nördlichen Theil der größten dieser Inseln einnimmt.

England, das vornehmste unter diesen drei Reichen, enthält die Residenz des Königs, die große und reiche Stadt London, von der ich viel zu sagen haben werde. Außer den drei Hauptflüssen, der Themse, Humber (Verbindung der Ouse und des Trent) und der Saverne, enthält England noch über vierzig andere schiffbare Flüsse und mehrere Kanäle, von welchen der Bridgewater, die Grand-Junction, die Grand-Trunk-Navigation, der Oxforder und der Kanal von Leeds die wichtigsten zur Belebung der Schifffahrt und des Handels im Innern sind.

Auch Schottland hat große Flüsse und bedeutende See'n, die man Lochs nennt. Unter jenen sind der Tay, die Clyde, der Tweed und Forth die vornehmsten; sie stehen in Verbindung durch mehrere Kanäle. Die größten See'n sind Loch Lomond und Loch Neß; beide verschönt durch reizende Ufer und entzückende Ansichten. Loch Lomond enthält gegen dreißig Inseln, von denen ein Theil bewohnt ist. Die Hauptstadt von Schottland ist Edinburgh.

Irland wird von dem Shannon, der Barrow und Bann durchströmt. Auch hier fehlt es nicht an großen See'n, unter welchen sich Loug=Reagh auszeichnet.

England ist im Ganzen ein sehr fruchtbares Land, das größtentheils sich als ein schöner Wiesenteppich darstellt, unterbrochen von üppigen Getreidefeldern, Städten, Dörfern und Edelhöfen mit großen und schönen Parks. Meistens ist der Boden eben; nur im nördlichen und westlichen Theile zeigen sich Gebirge, vorzüglich gebirgig aber ist das Fürstenthum Wales. Gegen die Küsten hin erheben sich Kreidefelsen. Die Luft ist feucht; deswegen ist der Winter so mild, und der Graswuchs so üppig.

Sehr rauh und gebirgig ist der nördliche Theil von Schottland, der mit dem malerischen Gebirge Grampian anhebt. Man nennt diesen Theil das schottische Hochland, das nur durch wenige enge Pässe mit dem Niederlande verbunden ist, in welchem ein milderes Clima herrscht.

Irlands Boden und Clima ist beinahe wie in England, nur noch milder, auch untermischt mit vielen unangebauten Strecken. In seinem Innern hat Irland einige Bergreihen. In Nordosten zieht sich an der Seeküste der sogenannte Riesendamm hin, der aus lauter aufrechtstehenden Basaltsäulen besteht.

England und Irland sind außerordentlich reich an trefflichem Rindvieh und Schafen, die nach den spanischen die beste Wolle liefern, auch an vorzüglichen Pferden und an Federvieh. In Irland werden große Hunde — sogenannte Doggen — aufgezogen. Wild giebt es wenig; reißende Thiere gar nicht. Man baut eine Menge Getreide, Flachs, Hanf, Obst; auch hat das Land Ueberfluß an Steinkohlen, und die Gebirge in England liefern treffliches Zinn, auch Blei, Kupfer, Eisen und noch mehrere andere Metalle, nur nicht Silber und Gold, das blos in den Taschen und Kisten der Landesbewohner zu finden ist. — Auch in Schottland giebt es viel Eisen, Blei und Kupfer; aber das Rindvieh ist schlecht, und die Schafe haben grobe Wolle. Getreide wird da nur wenig gebaut, und zwar mehr Hafer und Gerste als Roggen und Weizen.

Die Anzahl der Einwohner beläuft sich in England auf 14 Millionen, in Schottland auf dritthalb Millionen, in Irland auf etwa 8 Millionen. Meistens bekennen sie sich zur protestantischen Religion, doch sind in Irland drei Viertel der Einwohner katholisch. — In keinem andern Lande ist die Industrie so blühend als in England. Die englischen und schottländischen Baumwollenfabriken besonders übertreffen alle übrigen in Europa; auch werden Leder- und Stahlarbeiten nirgends von gleicher Güte und Schönheit verfertigt. In Irland blühen besonders die Leinwandmanufakturen. Der englische Handel ist der ausgebreitetste, und zur See kommt kein anderes Volk den Engländern an Macht gleich. Im Jahre 1830 bestand die englische Seemacht aus 612 Kriegsschiffen, worunter Linienschiffe von 120 Kanonen. — Dafür beträgt aber auch die Staatsschuld gegen 810 Millionen Pfund Sterling.

2. London.

London ist die größte Stadt in Europa, und übertrifft an Umfang Paris, die Hauptstadt Frankreichs, bei weitem. London hat über sechs englische Meilen in der Länge, Paris hingegen nur ungefähr drei englische Meilen, oder eine Stunde Wegs, denn man rechnet zwanzig Minuten auf eine solche Meile. Der Flächeninhalt von London beträgt drei Quadratmeilen, der von Paris nur zwei. Dagegen sind zu Paris die Häuser größtentheils vier auch fünf Stockwerke hoch, zu London gewöhnlich aber nur drei. Hier ist jedoch auch noch ein Stockwerk unter der Erde angebracht, in welchem sich die Küche, die Speisekammer und die Zimmer für das Gesinde befinden. Die Bevölkerung der Stadt London beläuft sich auf etwa 1,500,000 Seelen; die von Paris aber nur auf 950,000. Man zählt hier über 500 gottesdienstliche Gebäude, 245,000 Häuser, 93 milde Stiftungen, 206 Schulen, 4000 Erziehungshäuser, 34 Märkte, 69 öffentliche Plätze, 8 Schauspielhäuser, über 500 Gasthöfe, mehr als 12000 Bier- und Kaffeehäuser und 17 Gefängnisse.

Vor etwa 20 Jahren wurden in London jährlich verzehrt über 5 Millionen Scheffel Weizenmehl, 103,300 Ochsen, 870,800 Schafe und Lämmer, 237,500 Kälber, 281,700 Schweine, 62,800 Ferkel, 201,100 Scheffel Austern, gegen 15 Millionen Stück Makrelen, 1900 Boote voll frischer Stockfisch und anderer Seefische, gegen 17 Millionen Pfund Butter, gegen 22 Millionen Pfund Käse, gegen 3 Millionen Faß starkes Bier, 898,000 Faß dünnes Bier, 48,000 Faß Wein, und gegen 12 Millionen Gallonen Rum, Branntwein und andere starke Getränke. Dabei wurden jährlich 1,700,000 Wagen voll Steinkohlen verbrannt.

Die Stadt besteht aus drei Hauptheilen, nämlich: 1) das eigentliche London oder die City, der östliche Theil, 2) Westminster, der westliche, und 3) Southwark, der südliche Theil. Die City ist alt und schlecht gebaut, hat enge, krumme, häßliche Straßen, die aber doch durch viele öffentliche Gebäude und große Marktplätze verschönert werden. Southwark hat das Ansehn einer alten Fabrikstadt; desto besser aber nimmt sich Westminster aus, wo die ganz geraden Straßen sich in rechten Winkeln durchschneiden. Die schönsten Privathäuser wechseln hier mit öffentlichen Gebäuden und hübschen viereckigen Plätzen ab, welche Bildsäulen, Wasserbehälter, Rasenstücke in ihrer Mitte haben. Wenigstens zehn solcher Plätze sind in Westminster, einer schöner als der andere. In dieser Gegend der Stadt befinden sich auch drei berühmte Gartenanlagen, nämlich der Park von St. James, der Hyde-Park und der Green-Park.

Die Themse wimmelt beständig von Schiffen. Die Kauffahrteischiffe kommen bis zur ersten Brücke herauf und legen sich da vor Anker; für die Kriegsschiffe aber ist der Strom hier nicht mehr tief genug; sie müssen zwanzig Meilen (7 Stunden Wegs) weiter unten ihre Anker auswerfen.

Das Pflaster in beiden Hälften der Stadt ist nicht übel. Alle Straßen haben an den Häusern einen besondern Weg, der aus platten Steinen besteht, für die Fußgänger; Wagen und Pferde, Ochsen, Schafe und anderes Schlachtvieh müssen dagegen in der Mitte der Straße bleiben. Kein Kutscher dürfte es wagen, mit den Rädern seiner Chaise den Fußweg zu berühren, er würde sich den Mißhandlungen des Pöbels aussetzen. So gehen also die Fußgänger ihren Weg auf den erhöheten Steinplatten ganz ungehindert und unbespritzt. Es ist dieß um

desto erwünschter, da es in London sehr lange und viel, oft vierzehn Tage nach einander regnet. Um sich nicht zu beschmutzen, gehen viele Londoner Frauen auf einer Art von Schlittschuhen von Holz, die unten ganz flach und mit zwei Zoll hohen eisernen Spitzen versehen sind, welche den Fuß nicht das Pflaster berühren lassen. Sie schreiten ganz leicht auf diesen Holzschuhen einher, und Niemand würde merken, daß sie gleichsam auf Stelzen gehen, wenn man nicht durch das Geklapper, das die Stifte auf den Steinen erregen, aufmerksam darauf gemacht würde.

Jährlich nimmt die Stadt London an Größe zu. In den letzten dreißig Jahren sollen über 50,000 neue Häuser gebaut worden seyn. Daher kommt es, daß die Vorstädte sich schon auf mehrere englische Meilen erstrekken, und der Umfang ganzer Dörfer bereits zur Stadt gezogen worden ist. Die neuen Häuser sind alle ansehnlich und meistens von gleicher Höhe, die Straßen breit und gerade. Nur die Gebäude in der alten City sind nicht schön.

Das Menschengewühl in London geht über alle Beschreibung. Wohl gegen tausend Lohnkutschen stehen beständig auf den Straßen angespannt; hierzu kommen dann noch die Equipagen der Großen und Reichen, die Postwagen, Postkutschen, Sänften und Karren, die Reiter und die ungeheure Menge Fußgänger. Oft wird die Verwirrung und das Gedränge so groß, daß man kaum auf den Füßen stehen, und, wenn man fährt, lange nicht mehr aus der Reihe der Kutschen heraus kommen kann. Doch nicht in allen, sondern nur in den Hauptstraßen, an den Brücken und längs der Themse hin, ist der Andrang der Menschen so bedeutend. Am stärksten ist er von Mittag zwölf bis Abends um fünf Uhr. Mit Wohlgefallen bemerkt der Fremde, daß fast alle Fußgänger gut und reinlich gekleidet sind. Selbst der Karrenschieber ist

nicht ohne weiße Wäsche, und sogar dem Bettler ist an einem saubern Hemde gelegen.

Noch größer ist, wie man leicht denken kann, das Volksgedränge bei außerordentlichen Gelegenheiten. Einst versperrte bei einer solchen Gelegenheit der Wagen einer Herzogin den Ausgang einer Quergasse an der Themse. Da kam ein Trupp Matrosen, die sich auf ihre Schiffe begeben wollten, durch die Straße und riefen dem Kutscher zu, er solle vorwärts fahren. Der Schnurrbart antwortete trotzig: er könne nicht, und wenn Er sich gedulden müsse, so könnten sie schon auch warten. Allein die Matrosen, die nicht viel Umstände zu machen pflegen, warteten nicht. Ein lustiger Vogel, der an ihrer Spitze stand, öffnete die Thür, stieg in den Wagen, grüßte freundlich im Vorbeigehen die Herzogin, die mit ihrer Tochter in Gallakleidern darin saß, und sprang auf der andern Seite wieder hinaus. Seine dreißig Kameraden folgten ihm auf eben diesem Wege. Die Herzogin mußte sich das gefallen lassen, und wurde von dem Volke noch überdieß ausgelacht.

Nächst dem großen Volksgewühle fesseln besonders die prächtigen Londoner Kaufläden die Aufmerksamkeit des Fremden. Die schönsten und kostbarsten Waaren sind da in der gefälligsten Ordnung hinter Glasfenstern und Glasthüren aufgestellt, und werden Abends durch Gas oder eine Menge Lichter auf das herrlichste erleuchtet. Dann kann man sehen, was englische Kunst und englischer Fleiß vermag, und wie unablässig die Künstler bemüht sind, einander zu übertreffen.

Nichts Lockenderes kann man erblicken, als einen der vielen Obstläden, in welchen die Früchte aller Jahreszeiten und Erdgegenden, von der königlichen Ananas bis zu dem kleinsten sibirischen Staudenapfel, in zierli-

chen Körben, mit Blumen und Orangerie geschmückt, zum Verkaufe ausgestellt sind.

Die Apotheker verzieren ihre Läden mit großen gläsernen Vasen, angefüllt mit Spiritus oder Wasser von allen möglichen schönen und glänzenden Farben, und es prangen dazwischen große künstliche Blumensträuße.

Weiterhin fesseln den Vorübergehenden die Kupferstichläden, in denen täglich neue Bilder, und unter ihnen oft die theuersten Kunstwerke, nicht minder aber auch Karrikaturen ausgeboten werden. Immer umlagert ein Kreis Neugieriger diese Fenster. Fast ist's unmöglich, vorbei zu gehen, ohne wenigstens einige Augenblicke von der Schaulust fest gehalten zu werden.

In manchen Läden verkauft man nichts als Papparbeiten, Vergoldungen und dergleichen; in andern nichts als Brieftaschen von der riesenmäßigen Mappe an bis zum kleinen zierlichen **Nécessaire**. Dazwischen sieht man Magazine, wo die herrlichsten Stahlarbeiten im Sonnen- und Lampenglanze das Auge blenden.

Schon der Anblick der vielen Inschriften ist unterhaltend. Sie glänzen an den Häusern in vollkommen schön gezogenen goldenen Buchstaben. Besonders auffallend ist es, daß die königliche Familie so viele Kaufleute und Handwerker beschäftigt. Aber Jeder, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauses etwas gekauft wird, jeder Schuster oder Schneider, der einmal so glücklich war, für einen Prinzen einen Stich zu thun, hat das Recht, sich dessen auf der Inschrift seines Hauses zu rühmen. So prangt unter andern an dem Hause eines Mannes, der mit allerlei Essenzen handelt, die Aufschrift: Wanzenvertilger Ihrer Majestät der Königin.

Die merkwürdigsten Gebäude in London sind der

St. James-Pallast mit dem St. James-Park, Westminsterhall, wo die Könige gekrönt werden, die Paulskirche, die Westminster Abtei, der Tower, das Pantheon, die Londoner Brücke mit der trefflichen Wasserkunst, die Bank, die Börse, das Museum, die Blakfriars- und Waterloo-Brücke, das Opernhaus, das Coventgarden- und Drurylane-Theater. Ich werde Euch, meine jungen Leser, das Nähere davon ein andermal erzählen.

Bei Nacht machen die Lichter in den großen Kaufläden einen Theil der Beleuchtung der Straßen aus. Neben jeder Hausthür brennen aber noch besonders zwei Laternen, die ganz von Glas sind, in einer Höhe von sechs Fuß. Eine davon muß der Hausbesitzer oder der vornehmste Miethsmann unterhalten, die andere besorgt das Kirchspiel. Gleich nach Sonnenuntergang werden sie angezündet, es mag Sommer oder Winter seyn, und der Mond scheinen oder nicht. Auch brennen sie fort bis es wieder Tag wird. So ist es nun zu London bei Nachtzeit auf den Straßen fast so hell als am Tage, und vor jedem Hause kann man, wenn man will, Zeitungen und Briefe lesen. — Wie viel Unglück würde in einer so volkreichen Stadt durch die Menge Kutschen, Wagen, Reiter und Fußgänger entstehen, wie viel Diebstähle und Mordthaten würden geschehen, wenn die Straßen nicht die ganze Nacht hindurch so trefflich erleuchtet wären. — Sogar auf die vornehmsten Heerstraßen erstreckt sich die Beleuchtung bis auf einige Meilen von London. Ein fremder Fürst, der zur Nachtzeit in der Stadt anlangte, gerieth daher auf den Gedanken, es sey dieselbe ihm zu Ehren veranstaltet worden, und drückte dem Könige sein Dankgefühl für eine so große Attention aus. Bald wurde ihm aber sein Irrthum benommen, und man lachte in London viel darüber.

Bei Tage nimmt sich das Innere der Stadt bei weitem nicht so gut aus, als bei Nacht. Die Häuser sind meist alle von dem unaufhörlichen Steinkohlendampf geschwärzt, und auch die neuerbauten bleiben nicht lange rein. Alle werden von Backsteinen aufgeführt; man giebt sich aber öfters nicht einmal die Mühe, sie anzustreichen, weil man schon weiß, daß sie in kurzem ganz eingeräuchert seyn werden. Die Häuser sind meistens recht bequem eingerichtet, aber ganz leicht und nichts weniger als für lange Dauer gebaut. Der Baumeister sagt dabei nur für eine gewisse Anzahl Jahre, z. B. zwanzig, dreißig, vierzig, gut. Stürzen sie nach dieser Zeit ein, so findet man das ganz natürlich, und läßt sie eben so unhaltbar wieder aufbauen. Dabei gehen denn auch manche zuweilen durch Feuersbrünste zu Grunde. Die Feueranstalten sind jedoch so trefflich, daß selten mehr als ein paar Gebäude auf einmal durch die Flammen verzehrt werden. Die Stadt ist so groß, daß man auf der einen Seite oft erst aus den Zeitungen erfährt, daß auf der andern eine Feuersbrunst Statt gefunden hat.

Sind die Häuser von außen auch geschwärzt, so sind sie im Innern desto heller und freundlicher. Ueberall herrscht darin die größte Reinlichkeit. Alle Fußböden, nicht nur in den Zimmern, sondern sogar auf dem Hausflur und auf den Treppenabsätzen, sind mit Decken belegt, die täglich sorgfältig gereinigt werden. Jedes Gemach ist nett und geschmackvoll aufgeputzt. Sogar die Handwerksleute haben besondere Zimmer, in denen sie die Fremden empfangen, und worin man nichts bemerkt, das Bezug auf ihre Profession hat. Statt der Oefen sind Kamine von Stein oder Marmor in Gebrauch, zum Theil mit prächtigen Verzierungen. Alles dazu gehörige Geräth ist blank geputzt. Selten geben die englischen Frauen

zu, daß die Männer im Hause Tabak rauchen; ihre Eheherren müssen mit ihrer Pfeife in das Wirthshaus gehen. Schade, daß man nicht auch den Steinkohlendampf in das Wirthshaus verweisen kann! — Auch den Tag über bleibt in Privathäusern die Hausthür fest verschlossen.

Wenige der Letztern sind von sehr großem Umfange. Gleich an der Hausthür ist das Sprachzimmer, wo sich die Familie den ganzen Tag aufhält, und daselbst auch speis't, sowohl wenn Gäste geladen sind, als wenn sie allein ist. Das Zimmer, wo man Fremde empfängt, befindet sich im zweiten Stock. Die Schlafzimmer sind oben belegen, und gemeiniglich einfach, aber doch nett. In den Häusern der Vornehmen fehlt es auch nicht an Vorzimmern, Staatszimmern, Speisesälen.

Die gewöhnlichen Häuser haben selten mehr als drei Fenster in der Breite; viele sind auch nur zwei Fenster breit. Die Mauern sind öfters kaum sechs Zoll dick, und die Zwischenwände noch dünner.

Jedes Haus wird aus Kanälen, welche durch alle Straßen laufen, mit Wasser versehen. Letzteres wird theils aus der Themse, theils aus einem Kanal mittelst besonderer Maschinen in diese Wasserleitungen gepumpt. So erspart man dem Londoner Bürger den Aufwand für die Wasserträger, der in Paris nicht gering ist, und braucht im Sommer, wenn Staub und Hitze das Besprengen der Straßen nothwendig machen, das Wasser nicht zu schonen.

Da die Stadt London von so großem Umfang ist, so sind in ihrem Innern über dreihundert Briefposten angelegt, durch welche man sich schnell einander schriftlich Nachricht geben kann. Für einen sehr geringen Preis werden die Briefe in alle Theile der Stadt und in die umliegende Gegend befördert.

In dem ungeheuren London ist für alles, was Geist

und Körper bedarf, reichlich gesorgt; für bemittelte Leute muß daher der Aufenthalt daselbst höchst angenehm seyn; für minder reiche ist aber der hohe Preis der Lebensmittel und aller andern Bedürfnisse oft sehr drückend. Auch die große Entfernung der Wohnungen, der übele Geruch des Steinkohlendampfs, besonders im Winter, und der starke Nebel, der häufig aus der Themse aufsteigt, ist höchst beschwerlich und sogar schädlich.

3. Lebensart der Bewohner von London.

In keiner Stadt steht man im Allgemeinen so spät auf, als in London. Selbst in gewöhnlichen Häusern reiben sich im Winter um acht Uhr Morgens die Mägde noch die Augen. Viele junge Herren liegen um Mittag noch in den Federn, und manche Damen nehmen wohl noch später das Frühstück ein. Dagegen wird aber auch öfters die ganze Nacht durchschwelgt. — Dieß gilt freilich nur von der vornehmen Welt, denn Geschäftsleute wissen ihre Morgenstunden besser anzuwenden; und Andere, die keine Geschäfte haben, vertreiben sich die Langeweile mit Spazierengehen.

Anständig gekleidet versammelt sich die Familie im Sommer früher, im Winter später, in dem zum Frühstück bestimmten Zimmer. Die Herren erscheinen in Stiefeln und Ueberröcken, die Frauen in einem schneeweißen Morgenkleide und einem zierlichen Häubchen. Ihr ganzer Anzug vereinigt mit der größten Reinlichkeit die geschmackvollste Zierlichkeit. Kaum etwas Interessanteres dürfte es geben, als in London ein Familienfrühstück; auch wird die Stunde, die man dabei zubringt, für die angenehmste des ganzen Tages gehalten. Gern verlängert man sie auch deswegen, und widmet sie ganz der Vertraulichkeit. Sind keine Familienangelegenheiten dabei zu

besprechen, so werden die Zeitungen gelesen. Beim Frühstück, und überhaupt vor der Mittagsmahlzeit, schlägt man auch alle Staatsbesuche aus, und ist nur für diejenigen zu Hause, die zu Fuß und in ihrer gewöhnlichen Kleidung kommen. Der Theetisch wird regelmäßig gedeckt; die Familie setzt sich traulich um denselben, und die Frau vom Hause schenkt den Thee ein und reicht das Butterbrot. Kaffee wird selten und nur in den Häusern der Großen getrunken.

Nach dem Frühstück besuchen die Herren ihr gewöhnliches Kaffeehaus, wo sie zugleich einen großen Theil ihrer Geschäfte abthun. Eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Bestellungen harren dort schon ihrer. Dorthin verlegen sie auch gewöhnlich ihre Zusammenkünfte mit den Fremden, um über wichtige Dinge sich mündlich mit ihnen zu besprechen und Verabredungen zu treffen. Diese Gewohnheit, sich täglich zu bestimmten Stunden an einem gewissen Orte einzufinden, ist in einer so ungeheuren Stadt von großem Nutzen. Eine Menge oft vergeblicher Gänge und viele Zeit werden dadurch erspart.

Wer nicht auf das Kaffeehaus geht, der reitet spazieren. Auch die Frauen machen nicht selten Spazierritte, aber fast immer seitwärts gekehrt. Bisweilen setzen sie sich auf einen besondern Sattel hinter den Reiter. Gewöhnlicher wenden sie aber die Zeit nach dem Frühstück zu Morgenbesuchen an, oder sie gehen und fahren nach den Kaufläden umher, lassen sich tausend Dinge zeigen, an denen ihnen oft gar nichts liegt, und entfernen sich, ohne etwas zu kaufen. Nie geht eine Engländerin ohne Hut über die Straße, es würde sie sonst gewiß der Pöbel verfolgen, gleich als hätte sie die größte Unanständigkeit begangen. Zur Abwechslung wird auch wohl einmal ein Kuchenladen besucht, wo man sich mit Schild-

krötensuppe und kleinen warmen Pastetchen etwas zu Gute thut.

Gegen fünf Uhr ist es Zeit nach Hause zu gehen und an die Toilette zu denken, denn selbst die Männer erscheinen bei dem Mittagessen nicht in ihrer Morgenkleidung. Von jetzt an sind alle Geschäfte des Tages beendet, man mag nun zu Hause oder irgendwo als Gast speisen. In vornehmen Häusern ist sieben Uhr Abends die Stunde zum Mittagsmahl. Der Tisch ist gedeckt; das Tischtuch hängt bis zur Erde herab; Servietten sind nicht gebräuchlich; Jeder nimmt das lange Tafeltuch auf die Kniee. Alle Gerichte, die zum ersten Gange gehören, stehen auf dem Tische. Die englische Küche behagt aber nicht jedem Gaumen. Vielen Fremden ekelt vor dem halbrohen blutigen Fleisch, den ungesalzenen Fischen, dem in Wasser halb ausgekochten Gemüse. Hasen, Repphühner und alle Braten kommen ungespickt auf den Tisch, und werden ohne Butter in ihrer eigenen Brühe zubereitet. Die Frau vom Hause legt die reichlich gespefferte dünne Suppe, das Gemüse ꝛc. vor. Die noch halbrohen Gemüse müssen möglichst frisch aussehen; erst bei der Tafel thut Jeder auf seinen Teller nach Belieben braun geröstete Butter daran. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, und sind bloß in Wasserdampf gekocht.

Nach der eigentlichen Mahlzeit, und noch vor dem Nachtisch, beginnt das Trinken. Der Herr vom Hause bittet eine Dame um die Erlaubniß, ein Glas Wein mit ihr trinken zu dürfen, und läßt sie selbst bestimmen, ob es weißer oder rother seyn soll. Der Bediente bringt zwei Gläser von der bestimmten Sorte, die übrigen Gäste sehen stillschweigend der Verhandlung zu. Höflich sich gegen einander verbeugend sprechen die beiden betreffenden Personen wie im Chor »Sir, Ihre Gesundheit!« »Mi=

lady, Ihre Gesundheit!« Hiermit trinken sie die Gläser aus und geben sie weg. Nach einer kleinen Weile ertönt dieselbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieselbe Ceremonie wird wiederholt und immer wiederholt, bis jeder Herr mit jeder Dame und jede Dame mit jedem Herrn wenigstens einmal mit einander getrunken haben. Unaufgefordert darf keine Frau trinken, wäre sie auch noch so durstig. Auch die Herren müssen sich zu jedem Glase einen Gehülfen erbitten. So kann vor lauter Gesundheiten kein weiteres Tischgespräch aufkommen.

Nach Tische bekommt jeder Gast ein kleines, schön geschliffenes Kristallbecken voll Wasser zum Ausspülen des Mundes und zum Händewaschen, auch eine kleine Serviette. Nun ändert sich die Scene: das Tischtuch wird weggenommen, und der schöne hellpolirte Tisch von Mahagonyholz glänzt den Gästen entgegen.

Jetzt fangen die Flaschen an, die Hauptrolle zu spielen; Jeder reicht seinem Nachbar die Flasche zu, nachdem er sich selbst etwas eingeschenkt hat, viel oder wenig, wie man will, nur leer darf das Glas nicht bleiben, und bei jedem Toast (jeder Gesundheit) muß es ausgetrunken werden, Alle Gesundheiten werden mit lauter Stimme von Jedem beim Trinken wiederholt. Jetzt aber entfernen sich die Damen. Die Frau vom Hause erhebt sich von ihrem Armstuhl, giebt mit einer kleinen Verbeugung den übrigen Frauen das Zeichen zum Aufstehen, und Alle verlassen mit ihrer Führerin das Zimmer.

Die Herren bleiben allein; und nun lassen sie es sich doppelt wohl seyn, bei Wein und Politik und derben Späßen, die sie bis jetzt aus schuldiger Achtung vor den Damen zurück hielten. Die Damen hingegen sitzen wieder am Kamin und schwatzen oder gähnen, bis die Stunde

zum Thee schlägt, an welchem die Herren wieder Theil nehmen.

Nach dem Thee fährt man nach Hause, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen ist. Nach dem Spiele setzt man sich noch zu einem kalten Mahle von Austern, Hummern und dergleichen, welches aber bald abgethan ist. Spät nach Mitternacht kommt man endlich durch die noch immer von Menschen angefüllten Straßen nach Hause.

So wird der Tag hingebracht, wenn man Mittags zu Gaste gebeten ist. Speis't man zu Hause, so besucht man gewöhnlich nach Tische das Schauspiel oder einen andern öffentlichen Ort, macht auch wohl im Sommer einen Spaziergang oder eine Spazierfahrt.

Ehemals kam einem Gaste die Ehre, in einem vornehmen Hause zu speisen, sehr theuer zu stehen, denn die Trinkgelder waren so hoch gestiegen, daß Jeder seine Mahlzeit mit vier bis fünf Guineen (50 bis 55 Gulden) bezahlen mußte. Alle Bedienten des Hauses, sie mochten Namen haben wie sie wollten, versammelten sich in dem Vorsaal, und das Triukgeld mußte gleich beim Eintreten an sie entrichtet werden, und wer es verweigerte, oder zu wenig gab, hatte immer zu besorgen, es möchte ihm bei der Mahlzeit ein Teller voll Suppe, oder eine Schüssel mit Brühe auf das Kleid gegossen werden. Jetzt aber sind dieses Mißbrauchs wegen die Trinkgelder ganz abgeschafft, und der Lohn des Gesindes ist dafür erhöhet worden. Man hat in großen Häusern, außer den gewöhnlichen Bedienten, Thürhüter, Kutscher, Sänftenträger, Köche, Hofmeister, Kammerdiener und Haushälterinnen. Gewöhnlich werden dann zwei Tafeln für die Dienerschaft gedeckt. An der einen ißt alles was keine Livree trägt, nebst den Haushälterinnen und Kammerjungfern.

Auf

Auf diesen Tisch kommen sämmtliche Gerichte, die man von der Tafel der Herrschaft abträgt; auch trinkt man bei dem Essen Wein. Die übrigen Domestiken essen an der zweiten Tafel von dem was die Erstern übrig gelassen. Eine Köchin in Häusern vom Mittelstande bekommt jährlich zwanzig bis dreißig Pfund Sterling (2 bis 300 Gulden) Lohn, ohne die Kost, Thee, Zucker und Seife. Hieraus läßt sich schließen, wie hoch in London eine Haushaltung zu stehen kommt.

4. Londoner Schauspielhäuser.

Abends um halb sieben Uhr werden zu London die Theater geöffnet. Die vornehmsten sind die von Drurylane und Coventgarden, welche aber während der Monate Junius, Julius und August nicht besucht werden, wogegen dann das Haymarket-Theater geöffnet ist. Gemeiniglich dauern die Vorstellungen bis gegen Mitternacht, denn außer einem großen Stück in fünf Acten wird meistens noch ein Nachspiel und am Ende eine Posse gegeben. Jeder Platz in den Logen kostet sechs Schillinge (über drei Gulden). Auf dem Parterre bezahlt man die Hälfte. Ueber den Logen sind zwei Gallerieen zum Preise von anderthalb Schillingen für den Platz, und dann erst kommt das sogenannte Paradies, wo der Janhagel seinen Sitz hat und nicht selten den Ton angiebt. Sämmtliche Logen sind mit unzähligen Lichtern erleuchtet, und alle Damen erscheinen in denselben im größten Staat.

Die Schauspieler werden von den Zuschauern in strenger Zucht gehalten. Jedes zu leise gesprochene Wort, jede Vernachlässigung, jedes Stocken wird streng geahndet; nur gegen Anfänger beweis't man sich nachsichtig und muntert sie auf alle Weise auf. Ein Souffleur mit sei-

nem Kasten findet auf den englischen Theatern durchaus nicht Statt. Dem Publikum gänzlich verborgen, stehen auf beiden Seiten in den Coulissen Einhelfer, die dem Schauspieler nöthigenfalls zu Hülfe kommen. Entsteht Streit in dem Parterre, oder es wird Jemand krank, so wird von der Gallerie herab den Schauspielern zugerufen, inne zu halten, und sie müssen gehorchen. Oft wird der Lärm so groß, daß sie gezwungen sind, ganz aufzuhören, und wenn sie dann nach hergestellter Ruhe wieder erscheinen, werden sie mit Händeklatschen empfangen. Spielen sie schlecht, so fliegen nicht selten faule Orangen nach ihren Köpfen. Und so werden selbst die Lieblingsschauspieler wohl auch einmal sehr empfindlich daran erinnert, daß sie in dem Solde des Publikums stehen, und sich ganz nach dessen Wünschen und Launen bequemen müssen.

Endlich, wenn man sich bis gegen Mitternacht zur Genüge ergötzt hat, fällt zum letzten Male der Vorhang, und die Zuschauer strömen nach Hause, wobei Uhr und Börse häufig eine Beute schlauer und gewandter Taschendiebe werden.

5. Bedlam oder das Londoner Irrenhaus.

Ich führe Euch von dem Theater in das Londoner Irrenhaus, Bedlam genannt, wo es noch viel toller zugeht. Es ist ein prächtiges Gebäude, das nach dem Muster des königlichen Pallastes zu Versailles soll aufgeführt worden seyn, vielleicht um den französischen Hofleuten ein Compliment zu machen. An dem Eingange stehen zwei berühmte Bildsäulen, wovon die eine einen wüthend-tollen, die andere einen melancholischen Menschen vorstellt. Beide sind die Arbeit eines Künstlers, der selbst als Kranker in dem Irrenhause eingesperrt war.

Jeder, der das Unglück gehabt hat, in Geisteszer-

rüttung zu verfallen, wird in dieser Anstalt aufgenommen, die für dreihundert Personen eingerichtet ist. Vier große Säle, zwei zur Rechten und zwei zur Linken des Eingangs, sind in dreihundert Zellen abgetheilt, so daß also jeder Gemüthskranke sein eigenes Gemach hat. In zwei von diesen Sälen sind die Männer, in den zwei andern die Frauen. Die Ruhigen unter ihnen, von denen nichts Schlimmes zu besorgen ist, wie z. B. die Geistesschwachen, Blödsinnigen, Schwermüthigen, dürfen umher gehen, und werden auch bisweilen in das Freie geführt, damit sie frische gesunde Luft schöpfen; die ganz Wahnsinnigen aber bleiben fest eingeschlossen, oft an Ketten liegend, und damit sie keinen Unfug begehen oder sonst Schaden thun können, werden ihnen Kamisöler mit langen Aermeln angezogen, welche man auf den Rücken zusammenbindet.

Unter den Neugierigen, die sich zu Bedlam einfinden, werden die Männer nur zu den männlichen, die Frauen nur zu den weiblichen Wahnsinnigen gelassen, weil unter den männlichen Manches zur Sprache kommen könnte, wodurch die weibliche Sittsamkeit verletzt würde, und weibliche Gemüthskranken Manches verlauten lassen dürften, was nicht für männliche Ohren gehört.

Die Scenen, von welchen man in diesem Irrenhause Zeuge seyn kann, sind höchst erschütternd. Auf einer Seite das Gerassel der Ketten, das tolle Geschrei, das Fluchen, das Brüllen der Rasenden; von der andern das Lachen und die tollsten Aeußerungen der ausgelassensten Freude, während Einige unaufhörlich weinen, Andere aber in tiefes Schweigen versunken sind, oder wohl auch ganz vernünftig sprechen, bald darauf aber wieder in ihren vorigen Zustand zurück fallen. —

Der denkende Mensch findet hier reichlichen Stoff zu

Betrachtungen über die mancherlei Ursachen der Geisteszerrüttung, und die auffallende und so höchst verschiedene Art, wie sie sich äußert. Nicht nur heftige Leidenschaften, oft ein bloßer Fall, ein Stoß an den Kopf, eine übermäßige Anstrengung des Verstandes können einen Menschen in einen so traurigen Zustand versetzen.

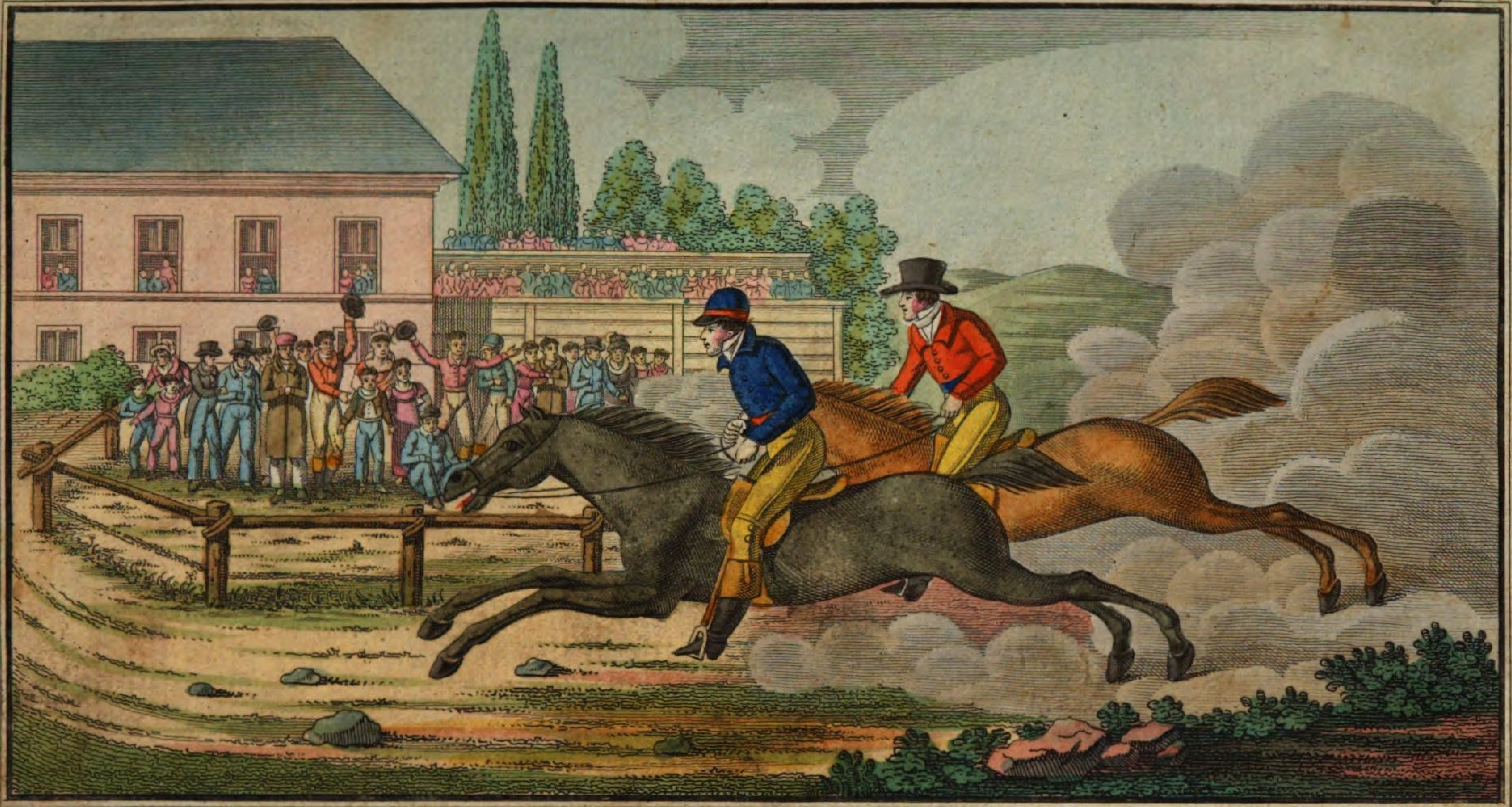
6. Wettrennen der Engländer.

Ein volksthümliches und sehr beliebtes Vergnügen in England sind die Wettrennen. Man bedient sich dazu flüchtiger englischer Pferde von arabischer Herkunft, die öfters, in Zeit von acht bis neun Minuten, einen Weg von mehr als fünf Viertelstunden zurücklegen.

Von einem Freunde, der ein solches Wettrennen nicht weit von der Stadt Manchester mit ansah, habe ich folgende Nachrichten darüber erhalten, die ich meinen jungen Lesern mittheilen will.

Der Platz, auf welchem das Pferderennen gehalten wird, liegt vier englische Meilen weit von der Stadt auf einer Anhöhe, und ist mit einem Geländer eingefaßt. Die Breite der Bahn mag etwas über zwanzig Fuß betragen.

Dicht an dieser Bahn ist ein Gebäude, in welchem sich die Aufseher befinden. Auch die Wettenden werden gegen Bezahlung von drei und einem halben Schilling darin aufgenommen. Etwas weiter entfernt ist noch ein solches Gebäude für Damen und Leute von Stande, die für ihr Eintrittsbillet drei Schillinge bezahlen. Dann kommen große Gerüste für Zuschauer, die gern bequem sehen und die Erlegung von zwei Schillingen (einem Gulden) nicht scheuen. Viele tausend Menschen haben auf diesen Gerüsten Platz. Die Uebrigen, die nicht Lust haben, etwas zu bezahlen, stehen an den Schranken oder



Wettrennen der Engländer.

auf den nahe liegenden Hügeln und Anhöhen. Oft sind vierzig bis funfzig tausend Zuschauer zugegen. Viele Meilen weit strömen zahlreiche Schaaren Neugieriger von allen Seiten herbei, theils zu Fuß, theils zu Pferd und zu Wagen, um an diesem Vergnügen Theil zu nehmen.

Einige Zeit vor dem Tage, wo das Rennen beginnt, gehen die Stewards oder Vorsteher in der Stadt von Haus zu Haus, und sammeln freiwillige Beiträge, die Jeder gern giebt, theils aus patriotischem Eifer für solche Volksfeste, theils weil das Geld, das sie kosten, der Stadt durch das Zuströmen der vielen Fremden reichlich wieder einkommt. Von dieser Beisteuer und dem, was von den vermietheten Plätzen einkommt, werden die Preise für die Sieger ausgesetzt. Jeder dieser Preise beträgt funfzig Pfund Sterling (ungefähr 350 Thaler), und an jedem Tage wird einer derselben vertheilt. Das Wettrennen selbst dauert drei Tage.

Die Rennpferde werden mit außerordentlicher Sorgfalt aufgezogen, gepflegt und zugeritten. Es ist dieß das Geschäft der Jokei's (Pferdebereiter), die theils junge Leute, theils auch ältere Männer sind. Die besten Wettläufer gehören meistens reichen Leuten, die auf ein gutes Pferd manchmal gegen tausend Pfund (7000 Thaler) verwenden. Es muß aber durch gerichtliche Zeugnisse erwiesen werden, daß solche Renner schon mehrmals den Preis im Wettlaufe davon getragen haben. Viele Privatpersonen halten auch dergleichen Rennpferde auf Speculation. Sie durchziehen damit das Land, und erreiten sich fast alle Jahr einige Preise. Ein Rennpferd gut aufzuziehen ist eine ganz eigne Kunst. Es werden besondere Regeln beim Füttern desselben beobachtet; es muß öfters Abführungsmittel einnehmen; es wird täglich gerieben und gewaschen, und ist beständig mit einer dicken

wollenen Decke bedeckt. Daher kommt es, daß diese Pferde, ohne fleischig zu seyn, immer sehr gut aussehen und eine überaus feine und zarte Haut haben. Eben so wie verzärtelte Kinder nehmen sie aber auch gar mancherlei Unarten an. Die einen schlagen, andere wollen nicht aufsitzen lassen, noch andere wollen fort, ehe es Zeit ist, während manche gar nicht von der Stelle gehen, man mag mit ihnen anfangen, was man will.

Bei den Wettrennen kommt sehr viel nicht nur auf die Pferde, sondern auch auf die Reiter an. Wenn nämlich zwei Pferde gleich schnell laufen, und der eine Reiter wäre nur sieben Pfund schwerer als der andere, so würde der schwerere bei einem Ritt von vier englischen Meilen (zu 20 Minuten) neunzig bis hundert Fuß zurückbleiben. Man weiß dieß genau aus Erfahrung; darum halten die Stewards streng darauf, daß die Reiter (Jokei's) sich an Gewicht ganz gleich seyen. Ist einer leichter als der andere, so wird ihm ein mit so viel Blei gefüllter Gurt um den Leib gebunden, bis er genau eben so viel wiegt. Es wird aber auch dafür gesorgt, daß die Pferde überhaupt keine zu große Last zu tragen bekommen. Ist das Pferd fünfjährig, so darf der Reiter mit Sattel und Zeug nicht schwerer als 126 Pfund seyn. Ein vierjähriges Pferd soll nicht über einen Zentner tragen. Besorgen daher die Jokei's, sie möchten über diesen Satz wiegen, so kasteien sie sich schon ein halbes Jahr vorher durch magere Speisen, Abführungsmittel, Schwitzen und starke Bewegung, die sie sich machen. Ihre Sättel dürfen nicht viel größer als ein Suppenteller seyn. Sie tragen ganz dünne Beinkleider, leichte kurze Stiefeln, ein Jäckchen von dünnem Taffet und ein ganz kleines Hütchen.

Auch ihre Art zu reiten ist ganz eigenthümlich. Sie sitzen nicht auf dem Sattel, sondern stehen nur in den

Steigbügeln, etwas vorwärts liegend, und berühren das Pferd mit keinem Theil ihres Körpers, außer mit den Knieen, die sie so fest anschließen, daß das Thier oft wund davon gedrückt wird. Den Zaum halten sie fest mit beiden Händen, und zwar so, daß das Pferd den Kopf tief fast bis zur Erde senken muß. Auch der Bauch des Thieres scheint bei den gewaltigen Sätzen, die es macht, die Erde zu berühren.

Einige Tage vor dem Wettrennen kommen die Pferde nach und nach an. Ihre Ankunft wird, so wie die Ankunft großer Herren, in den Zeitungsblättern bekannt gemacht. Manche haben schon einen berühmten Namen, und erregen um desto größere Erwartungen. Ehe der Wettlauf beginnt, werden gedruckte Zettel ausgetheilt, auf welchen angegeben ist, welche Pferde jeden Tag rennen, und von welchen Jokei's sie geritten werden sollen.

Am Mittwoch nach Pfingsten nahm zu Manchester die Lustbarkeit ihren Anfang. Zu Tausenden strömte das Volk zu Fuß, zu Roß und zu Wagen nach der Rennbahn. Um ein Uhr Nachmittags wurde das erste Zeichen mit der Trompete gegeben, und sogleich wurden die vier Pferde, die diesen Tag laufen sollten, mit ihren Decken behängt, auf den Platz geführt. Nach denselben erschienen auch die vier Reiter mit Sattel und Zeug, und ließen sich vor den Stewards wiegen. Den Pferden wurden hierauf die Decken abgenommen und die Sättel aufgelegt.

Das Volk mußte sich aus den Schranken entfernen, und nun bestiegen die Jokei's, auf das zweite Zeichen mit der Trompete, ihre Pferde, ließen sie aber von Jemand am Zügel führen, damit dieselben nicht vor der Zeit fortrennen möchten. Beim dritten Trompetenstoß setzten sie sich in Bewegung. Anfangs ritten sie nur einen starken Trab oder kurzen Galopp, bis die Pferde erhitzt waren;

so wie sie aber den Stand der Stewards erreichten, flogen sie davon. Der Umkreis der Rennbahn hatte gerade eine englische Meile (20 Minuten). In zwei Minuten hatten sie diese Meile zurückgelegt. Fünfjährige Pferde mußten die Bahn viermal durchlaufen, also vier Meilen machen, um den Sieg auf diesem Ritt zu erringen. Er wird jederzeit dem schnellsten Läufer zuerkannt, wäre er vor dem andern auch nur um die Länge eines Pferdekopfes voraus. Die Pferde wurden nun herumgeführt, abgesattelt, abgetrocknet, abgerieben, und durften eine Stunde lang ruhen, ehe ein neuer Wettlauf begann. Die Reiter werden indessen wieder gewogen, um zu sehen, ob sie sich unterweges etwa leichter gemacht haben; fehlt auch nur ein Stück Blei aus ihrer Tasche, oder haben sie den Hut oder die Peitsche verloren, so können sie nicht gewinnen. Da sie aber doch etwas von ihrem Gewicht durch die Ausdünstung verloren haben können, so rechnet man ihnen ungefähr ein Pfund zu gut.

Ein Pferd, das nur in einem einzigen Ritte gesiegt hat, kann nie den Preis davon tragen; soll es denselben gewinnen, so muß es wenigstens zweimal alle anderen an Schnelligkeit übertreffen; ist dieß beim zweiten Ritte wirklich der Fall, so gewinnt es die funfzig Pfund Sterling, und das Wettrennen hat für diesen Tag ein Ende; ist aber ein anderes Pferd das erste am Ziel, so muß noch ein dritter, ja manchmal noch ein vierter Lauf unternommen werden.

Ein Pferd, das schon einen Preis davon getragen hat, darf am folgenden Tage nicht wieder laufen, damit auch an andere die Reihe kommt. Die Jokei's aber können täglich bald dieses, bald jenes Pferd reiten. Erlangen sie den Preis, so bekommen sie gewöhnlich von dem Herrn des Pferdes eine Belohnung von zehn Guineen

(etwa 65 Thaler), sonst aber nur fünf Guineen. Viele Jokei's ziehen von einer Stadt zur andern, und wenn es ihnen gelingt, sich rühmlich bekannt zu machen, so erreiten sie sich in manchem Jahre ihre 300 Guineen.

Bei jedem solchen Pferderennen werden beträchtliche Summen bald auf dieses, bald auf jenes Pferd verwettet. Manche Leute, die sich auf dergleichen Wetten besonders einlassen, kennen alle Pferde, und wissen ganz genau, was dieses oder jenes zu leisten vermag. Es ist daher gefährlich, sich in Wetten mit ihnen einzulassen. Ein solcher Kenner wettete einmal vier gegen eins, daß ein munteres Pferd, das die ersten zwei Meilen weit vor den andern voraus war, den Preis doch nicht erhalten würde, und siehe da, er gewann die Wette. Er wußte schon, daß dieses Pferd überaus hitzig war, und anfangs alle anderen Pferde überlief, daß es ihm aber an Ausdauer fehlte, und es daher gemeiniglich zu Ende der vierten Meile hinter den andern zurück blieb.

Wettrennen sind als Volksfeste fast in allen Grafschaften Englands üblich, und zwar gewöhnlich einmal im Jahre, zur Herbst- oder zur Frühlingszeit. Sogenannte große königliche Wettrennen finden jährlich 60, und außer ihnen wohl noch gegen 400 Privatwettrennen Statt. Diejenigen, welche zu New-Market gehalten werden, sind besonders glänzend und zahlreich besucht. Bei den königlichen Wettrennen werden außer den bedeutenden Gewinnpreisen noch goldene und silberne Schaalen für die Sieger ausgesetzt. Uebrigens sind die Wettrennen nicht bloß als Volksfeste oder als Glücksspiele zu betrachten, sondern zugleich als für das Land wichtige Aufmunterungen zur Verbesserung der Pferdezucht.

Auch mit Eseln werden manchmal zum Spaß von den Landleuten Wettrennen angestellt, Wetten gemacht

und Preise erritten. Es sind das aber mehr Possenspiele als National-Ergötzlichkeiten. Die Engländer haben die sonderbare Gewohnheit, den Eseln die Ohren abzuschneiden. Auf solche Art machen sie das ohnehin häßliche Thier noch viel häßlicher.

7. Hahnenkämpfe.

Jedermann weiß, was für böse und eifersüchtige Geschöpfe die Hähne sind. Keiner will einen Nebenbuhler bei seinen Hühnern dulden. Begegnen sich zwei einander irgendwo, so beginnt jedesmal ein heftiger Kampf, dem man nicht ohne Vergnügen zusehen kann. Mit struppigem Gefieder gehen sie grimmig auf einander los, springen hoch in die Höhe, und suchen sich mit ihren Sporen zu verwunden, oder sich die Augen auszustoßen. Halbe Stunden lang hüpfen und tanzen sie so um einander herum, um einen günstigen Augenblick zu erlauern, dem Gegner einen Stoß beizubringen. Nur kurze Pausen finden Statt; da picken sie zum Schein einige Körner von der Erde auf, verlieren aber den Feind dabei keinen Augenblick aus den Augen. Ehe man sich's versieht, fahren sie wieder auf einander los, und lassen nicht nach, bis einer von ihnen in die Flucht gejagt ist. Dann springt der Ueberwinder stolz auf einen Stein oder einen Misthaufen, und verkündet durch wiederholtes Krähen seinen Sieg. Schon am folgenden Tage beginnt aber der Kampf von neuem; denn so lange der Gegner noch etwas Kraft in sich fühlt, läßt er den Muth nicht sinken.

Daß die Engländer viel Vergnügen an solchen Hahnenkämpfen finden, ist wohl kein Wunder; bleiben ja auch wir Teutsche nicht ohne Theilnahme stehen, wenn wir Gelegenheit haben, einen mit anzusehen. Die Art aber, wie der Britte die Kampflust und den in der That merk-

würdigen Muth dieser armen Thiere zu ihrem Verderben benutzt, ist grausam. Ein Reisender (Herr Küttner), der in England einmal Zeuge von einem Hahnenkampfe war, macht uns davon folgende Beschreibung.

Auf einen runden Platz, der ungefähr funfzehn Schritte im Durchschnitt hatte, und ein wenig höher war als der übrige Boden, wurden zwei Hähne gestellt, die man auf mancherlei Art gegen einander aufhetzte. Das Volk stand um den Platz herum; und ob es gleich größtentheils Pöbel war, wurden doch die Gesetze des Hahnenkampfes so genau beobachtet, daß keiner, des Drängens ungeachtet, auch nur einen Fuß über die Schranken setzte. Die Eigenthümer der Hähne waren Pächter aus der Nachbarschaft. Sie befestigten ihnen lange stählerne Stifte, wie Sporen, an die Füße und trieben sie gegen einander. Jeder wettete eine bedeutende Summe auf seinen Hahn, und die Zuschauer stellten wieder besondere Wetten unter sich an. Anfangs sieht man nicht ohne Lust zu, wie diese Thiere gegen einander springen und wie sie sich mit den Sporen zu verwunden suchen. Wenn sie sich aber die Augen schon ausgestochen haben, wenn sie über und über voll Blut sind, dann wird das Schauspiel widrig und empörend, und ich fand diese Menschen sehr unmenschlich, daß sie ihre Hähne, die sich doch kaum mehr von der Stelle bewegen konnten, immer noch gegen einander stießen. Sie thaten es auch nicht vergeblich, denn die stolzen und muthigen Thiere waren so sehr gegen einander aufgebracht, daß sie trotz ihrer Ermattung doch noch einige Sprünge gegen einander thaten. — Nun wurden sie weg getragen, gewaschen, gestärkt, und nach einer Stunde mußten sie wieder auf den Platz. Jetzt wurde das Schauspiel noch empörender. Man müßte von Natur ganz gefühllos, oder von Jugend auf daran gewöhnt seyn, um Vergnügen da-

bei zu finden. Zuletzt ließen die Thiere ihre Köpfe zur Erde sinken; aber auch jetzt noch stieß man sie gegen einander; auch jetzt noch griffen sie sich wankend und fast schon halb todt an, bis endlich der eine ohne Bewegung auf dem Boden ausgestreckt liegen blieb.

Fast alle Zuschauer, unter denen ich aber, zur Ehre des schönen Geschlechts sei's gesagt, kein einziges Frauenzimmer sah, wetteten bald auf diesen, bald auf jenen Hahn, je nachdem ein Jeder glaubte, daß der eine oder der andere den Platz behaupten würde. Mehrentheils stirbt der Sieger dem Besiegten kurz darauf nach.

Das Geschrei bei diesem Kämpfen ist gemeiniglich so groß, daß, wenn sich Jemand zufällig einem solchen Kampfplatze nähert, er einen Haufen rasender Menschen zu sehen glaubt. Fast alle Zuschauer sind dabei interessirt; und bisweilen stehen sehr ansehnliche Summen auf dem Spiele, so daß der Sieg oder die Niederlage eines so kleinen Thieres öfters das Schicksal eines Menschen auf immer bestimmt.

8. Das Crikketspiel der Engländer.

Crikket nennt man ein lustiges Ballspiel, das auf einem ebenen grünen Platze von einer großen Gesellschaft gespielt wird.

Diese Gesellschaft theilt sich in zwei Parteien, jede von acht bis zwölf Personen, die sich in einen Kreis herum stellen. Der eigentlichen Spieler sind aber nur zwei auf jeder Seite. Diese nehmen ihren Platz an zwei Stäben, die, ungefähr zwanzig Schritte von einander, in der Mitte des Kreises in die Erde geschlagen sind. Einer der Spieler ergreift nun einen kleinen Ball, nicht größer als ein Kinderball, und wirft oder kollert ihn seinem Gegner, der an dem andern Stabe ihm gegenüber steht, mit

größter Geschwindigkeit zu. Dieser aber hat eine hölzerne Pritsche in der Hand, womit er den Ball, so weit er kann, über den Kreis hinaus zu schlagen sucht. Trifft er ihn, so rennen die Freunde des Geschlagenen so schnell als möglich nach dem Balle, und werfen ihn wieder in den Kreis. Bis aber der Ball wieder da ist, läuft der, welcher ihn hinausgeschlagen hat, von seinem Stabe bis zum andern, so oft er kann, hin und her. Diese Gänge werden gezählt und ihm gut geschrieben. Hierauf wirft sein Gegner auf gleiche Weise ihm den Ball zu, der nun eben so aus dem Kreise geschlagen und von den Freunden wieder herbeigeholt wird.

Welche Partei zuerst eine gewisse Anzahl Gänge zurückgelegt hat, hat den Preis gewonnen. Oft wird an einem solchen Spiele zwei bis drei Tage gespielt. Ist der Preis hoch, oder sind die Spieler von Stande, so wird der Tag und der Ort vorher in den Zeitungen bekannt gemacht, und dann finden sich immer eine Menge Zuschauer dabei ein. Da das Spiel wegen des Hin- und Herlaufens sehr ermüdend ist, so lösen sich immer mehrere Spieler einander ab, und erhöhen so ihre Lust durch Abwechslung. Edelleute, Bürger und Bauern, Jünglinge und Männer, Weiber und Kinder finden Vergnügen daran, und legen nicht ohne einen gewissen Stolz Proben ihrer Geschicklichkeit dabei ab. Selbst Personen, die öffentliche Aemter bekleiden, finden kein Bedenken, sich mit aufgestreiften Hemdärmeln vor tausend Zuschauern hinzustellen und nach dem Balle zu schlagen und zu laufen. Gemeiniglich wählt man den Spielplatz in der Nähe eines guten Wirthshauses. Ist aber großer Zulauf, so werden auch Zelte aufgeschlagen, und es finden sich Marketender mit Bier, Wein und Speisen aller Art dabei ein.

Bei einbrechender Nacht hört das Spiel auf, und

es wird dafür ein Tänzchen gemacht, oder ein anderer Zeitvertreib vorgenommen, wobei die Zuschauer im Freien versammelt bleiben. Von Allen wird dann eine kleine Beisteuer eingesammelt; und hat man so einige Guineen zusammengebracht, so werden sie dem Wirthe übergeben, der dafür die Beleuchtung und alles Nöthige besorgt.

Am folgenden Tage hat dann das Crikketspiel seinen Fortgang, und zwar so lange bis die dabei ausgesetzten Wetten entschieden sind.

9. Andere, zum Theil sehr seltsame Spiele und Belustigungen der Engländer.

Wollen die Engländer sich bei einem Volksfeste recht satt lachen, so veranstalten sie ein Wettrennen mit zusammengebundenen Füßen oder in Säcken. Sie selbst sind bei solchen Belustigungen nicht Mitspieler wie beim Crikket, sondern nur Zuschauer. Gemeiniglich lassen sich arme, aber muntere Kerls gegen eine kleine Belohnung dazu gebrauchen. Wenn Jemand einen Preis für den Sieger aussetzt, so fehlt es selten an Leuten, die sich darum bewerben.

Zwei, drei, vier solcher Leute stellen sich in eine Reihe, und lassen sich mit einem Strick die Beine so enge zusammenbinden, daß sie höchstens nur einen handbreiten Schritt machen können; Keiner darf aber vor dem Andern etwas voraus haben. Nun wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Das Ziel ist ihnen fünf und zwanzig bis dreißig Schritte weit gesteckt. Es schnell vor den Andern zu erreichen, ist nun die Bemühung eines Jeden. Keiner darf aber den andern zurück halten; er muß beide Hände in die Hosentaschen stecken, und darf sie unterwegs nicht einen Augenblick heraus ziehen, wenn er nicht etwa in Gefahr kommt zu fallen; denn auf das Gesicht zu stürzen,

sich den Kopf zu zerschlagen, oder einen Arm zu brechen, kann ihm Niemand zumuthen; deshalb läßt man ihn den Gebrauch der Hände, um einen solchen Unfall abzuwenden.

Es ist leicht begreiflich, daß mancher arme Schelm schon bei dem dritten oder vierten Schritt auf der Erde liegt. Je mehr die Läufer sich bemühen, den andern zuvor zu eilen, desto eher stürzen sie hin, und zwar gemeiniglich in gar sonderbaren Posituren. Noch viel komischere Auftritte entstehen aber beim Wiederaufstehen. Sie wollen recht schnell wieder auf den Füßen seyn, und purzeln darüber, zum großen Vergnügen der Zuschauer, wohl zehnmal auf's neue nieder. Die Uebrigen zappeln indessen fort, und Manchem begegnet erst einen Schritt vom Ziel der Unfall, der einem Andern gleich anfangs widerfahren ist. Der Eine streckt beim Fallen die Hände aus und wirft zugleich den Nachbar nieder, wo dann keiner den Andern wieder aufstehen lassen will. — Lachlustige Menschen finden da immer Reiz genug zur Erschütterung des Zwerchfells.

Noch weit mehr Spaß gewähren die Wettläufe in Säcken. Die Wettläufer müssen zu diesem Behuf in einen Sack steigen, den man ihnen über dem Kopfe zusammenbindet, wo sie dann durch das grobe Gewebe des Sackes nur gerade so viel sehen, als sie zu sehen brauchen. Man stelle sich nun zur Herbstzeit auf dem Felde eine Anzahl aufrecht stehender Kartoffelsäcke vor, die plötzlich anfangen davon zu laufen; eben so nehmen sich unsere Wettläufer aus. Viele sind durch lange Uebung Meister in ihrer Kunst geworden. Oft purzelt aber einer über den andern und es entsteht dann lautes Freudengeschrei unter den Zuschauern. Jeder will am schnellsten wieder auf den Füßen seyn, und fällt wohl noch zwei=, drei=, viermal nieder. Steht er endlich aufrecht, so stol=

pert er noch einmal über seinen Unglücksgenossen und wälzt sich mit ihm auf der Erde herum. Immer ist die größte Kunst bei solchen Wettrennen, nach dem Falle schnell wieder aufzustehen, denn ohne zu stürzen erreicht selbst der Geübteste nur selten das Ziel.

Bei der Geburtsfeier der ältesten Prinzessin, Tochter des Königs, kamen einmal folgende Lustbarkeiten zu Maidencastle unweit Dorchester vor.

Erstens wurde von einem Berge ein großer runder Käse herabgerollt und demjenigen als Preis versprochen, der ihn im Laufe ergreifen würde, ehe derselbe ein gewisses Ziel erreichte. Da rannte nun mit unglaublicher Schnellfüßigkeit eine Menge Knaben und Mädchen den Berg herab dem Käse nach, aber, wie man leicht denken kann, nicht ohne Unfälle, die den Zuschauern viel zu lachen gaben. Besonders hatten die Mädchen ihren Vorwitz oft zu bereuen. Der Eine hatte den Käse schon gefaßt, konnte ihn aber nicht fest halten, denn man hatte einen von den größten und schwersten gewählt. Ein Anderer fiel, indem er sich nach dem Käse bückte, auf die Nase und bekam den Mund voller Sand und Staub. Indessen rollte der Käse über das Ziel hinweg, und der Spaß fing auf's neue an. Endlich ergriff ein stämmiger Knabe den Käse; von andern, die zu gleicher Zeit ankamen, wurde er ihm aber streitig gemacht, und nun entstand eine komische Balgerei, die ebenfalls zur Lust des Festes gehörte.

Zweitens sollte der, welcher die häßlichsten Gesichter schneiden würde, ein Pfund Rauchtabak erhalten. Auf diesen Preis machten fünf Personen Anspruch, drei Soldaten und zwei Andere. Der Erste lachte auf dreierlei Art, eine immer theils gräßlicher theils komischer als die andere. Kein Zuschauer, der nahe genug war, ihm in's Gesicht zu schauen, konnte sich selbst des heftigsten Lachens

nicht

nicht enthalten. Selbst der Schiedsrichter, auf dessen Kaltblütigkeit doch sonst zu rechnen war, konnte nicht widerstehen, und mußte sich die vor Lachen übergehenden Augen trocknen. Der zweite und dritte Künstler kamen diesem bei weitem nicht bei. Der vierte aber, ein großer baumstarker Kerl, machte über allen Ausdruck gräßliche Gesichter. Seine Stirn hatte tiefe Runzeln; die Backen glichen Bergschluchten; die Zähne konnte man zählen. Hierzu kam dann noch ein rabenschwarzer Bart und eine todtenblasse Gesichtsfarbe. Durch seine natürliche Häßlichkeit wurden ganz begreiflich die Grimassen, die er machte, noch viel entsetzlicher; dennoch aber trug er nicht den Preis davon, der erst dem fünften zu Theil wurde. Denkt euch ein mageres lederfarbenes Orang-Outanggesicht, das unter dem steifen struppigen Kopfhaar hervorschaute. Der Mund theilte durch seine Breite das Gesicht in zwei Regionen, deren untere von einem dicken buschigen Backenbart überschattet wurde. Durch seine Grimassen drückte er Mißgunst und Bosheit aus, und in seinen verzogenen Muskeln sprach sich giftiger schadenfroher Menschenhaß und Mordlust aus. Hätte er mit einem Dolch in der Hand einige Schritte vorwärts gethan, so wäre der größte Theil der Zuschauer entflohen. Sein Meisterstück bestand in den Veränderungen, mit denen er seine Fratzen vorbrachte. Auf einmal änderte er die Pantomime: er suchte durch seine Grimassen Ekel zu erregen, und dies gelang ihm so gut, daß Vielen ganz übel wurde. — Und alle diese Kunststücke für ein Pfund Rauchtabak!

Drittens wurde ein Fäßchen mit Bier den Hügel hinab gerollt, und wer es auffangen würde, der sollte es behalten. Dieß war nun keine Aufgabe für Knaben und Mädchen, wie beim Käse. Die Sache schien nicht leicht; gleichwohl war der Preis der Anstrengung werth. Keinem

gelang es, das Faß gleich auf das erste Mal festzuhalten; aber beim zweiten Lauf hielt es ein kleiner stämmiger Kerl mit Verlust einiger Fingernägel auf.

Viertens wurde eine feiste Gans mit den zur Füllung gehörigen Aepfeln in einen Teich geworfen und demjenigen als Eigenthum zugesprochen, der sie mit den Aepfeln am schnellsten fangen würde. Sechs bis acht Jungen stürzten sich sogleich in den Teich und eilten ihr nach; allein die Gans ruderte und flog und tauchte unter, und ließ sich lange von keinem ihrer Verfolger halten. Endlich bekamen sie doch zwei fast zu gleicher Zeit, der Eine beim Kopf, der Andere bei den Füßen. Nun entstand ein possierlicher Streit. Der Schiedsrichter sprach aber demjenigen, der sie am Kopf hielt, weil derselbe zugleich die Aepfel aufgefangen hatte, den Preis zu.

Fünftens wurde um einen neuen Hut mit Knüppeln gekämpft. Es ist diese Klopffechterei bei Jahrmärkten und andern Volksversammlungen sehr gewöhnlich. Die Kämpfer sind an der rechten Hand, mit der sie den Prügel halten, mit einer Art von Korbe versehen, damit so die Gelenke geschützt sind. Sobald der Kampf beginnt, setzt es derbe Schläge, meistens auf den Kopf, und man muß einen tüchtigen Stock führen, gut pariren und ausdauern können, wenn man sich in diesen Kampf wagen will. Wer den Andern so tüchtig trifft, daß sich derselbe nicht länger wehren kann, behält das Feld. Das Gefecht währte damals nur zehn Minuten. Aber der Schlag, der den Sieg verschaffte, war so heftig, daß der Getroffene zurück sank und mehrere Minuten ganz ohne Bewußtsein in den Armen seiner Freunde liegen blieb. — Ist denn aber ein neuer Hut der Gefahr werth, gefährlich verletzt oder gar getödtet zu werden?

Ein schöner neuer Hut war sechstens auch noch

auf eine lustige Art zu gewinnen. Er wurde demjenigen versprochen, der ein in Syrup getunktes und an einer starken Schnur hangendes Milchbrot mit dem Munde erspringen und erschnappen würde. Mehr als ein Dutzend Knaben bemühten sich darum, und diese Scene war eine der lustigsten. Die Meisten schnappten vergeblich nach dem Brote, und beschmierten nur auf die lächerlichste Art ihren Mund mit dem schwarzbraunen Syrup, den sie wenn sie daran wischten, zur großen Freude der Zuschauer, im ganzen Gesicht ausbreiteten. Ein Anderer biß zu und blieb so mit den Zähnen zwischen Himmel und Erde hangen. Sehr lange währte es, bis es Einem gelang, das Brot ganz von der Schnur abzureißen.

Siebentens. Man ließ ein munteres Ferkel laufen, und wer es am Schwanze erhaschte, der durfte es behalten; an einem andern Orte durfte es nicht ergriffen werden. Das winzig kleine Schwänzchen, das ohnehin schon schwer zu greifen ist, wurde vorher noch mit Oel und Seife glatt gemacht, so daß es lange die stärkste Hand nicht fest zu halten vermochte.

Aus diesen Spielen sieht man zur Genüge, wie sehr das englische Volk im Allgemeinen zur Fröhlichkeit gestimmt ist. Freilich giebt es unter ihnen aber auch eine Menge freudenlose griesgrämige Menschen, die sehr geneigt sind, sich im November, wo es auf ihrer Insel in der Natur so düster und nebelig aussieht, als in ihrer Seele, todt zu schießen, oder zu erhängen, oder in die Themse zu stürzen. Die Gemüthskrankheit, die sie zu solchen Schritten verleitet, nennt man bei ihnen Spleen. Den Gesunden und Glücklichen fällt es aber so wenig ein, als uns Teutschen, die Welt zu hassen, und sich aus Lebensüberdruß den Tod zu geben.

10. Wetten der Engländer.

In keinem Lande der Welt wird so oft und so viel gewettet, als in England. Man wettet bei Pferderennen, bei Hahnenkämpfen, bei Spielen und bei tausend andern Gelegenheiten. Bei jeder Streitigkeit hört man den Ausruf: Was gilt die Wette?

Am häufigsten aber geschehen solche Wetten zur Zeit, wo die Staatslotterie gezogen wird, denn da stehen ganz besondere Wettcomtoirs offen, in denen man auf gewisse Nummern wettet. Diese Buden sind die ganze Nacht hindurch auf das schönste erleuchtet; auch wird nie die Punschbowle leer, was für die meisten Wetter nicht wenig anlockend ist. Je näher die Zeit der Ziehung heranrückt, desto größer wird das Gedränge und der Zufluß des Geldes; denn alles, was gewettet wird, muß sogleich baar eingelegt werden. Man trägt alle Sätze umständlich in ein Buch ein, so daß nicht leicht Streit darüber entstehen kann. Bisweilen geschieht es aber, daß der Unternehmer des Wettcomtoirs, wenn seine Kasse recht voll ist, sich mit dem Gelde aus dem Staube macht, und von den Thoren, die ihm vertrauten, sich nachschimpfen und nachfluchen läßt, so lange sie wollen.

Oft wettet man große Summen auf ganz unbedeutende Dinge. Der berühmte brittische Staatsmann Fox wettete einmal tausend Pfund auf einem Kaffeehause, daß der nächste Miethskutscher, der vorbeifahren würde, keine Nummer unter 500 an seinem Wagen haben würde, und er verlor sein Geld. Ein Anderer getraute sich, einen großen Spiegel, der im Saale hing, auf einen einzigen Schlag in mehr als hundert Trümmer zu zerschlagen. Der Andere glaubte das nicht; es wurde eine Wette angestellt und der schöne große Spiegel ohne Bedenken zertrümmert und bezahlt.

Ein Londner Bürger wettete einmal, daß er ein Jahr lang, jede Nacht in einem andern Gasthofe schlafen wolle. Schon nach drei Monaten gab er aber die fünfhundert Pfund, die es galt, verloren, denn die tägliche Unruhe, die Sorgen, die Störung in seinen Geschäften, die daraus entstand, waren ihm unerträglich. Sein Gegner aber hatte das alles ganz wohl berechnet. Er lachte den Andern tüchtig aus und strich ohne alle Mühe die gewonnenen fünfhundert Pfund ein.

Einmal wettete man auf einen Schuhflicker und einen Schneider, welcher von Beiden die häßlichsten Fratzengesichter schneiden würde. Schon war der Schuhflicker um drei Fratzen voraus, als Jemand, der eine große Wette auf den Schneider gethan hatte, diesem den Sieg durch eine List verschaffte. Er trat nämlich den Schneider derb auf einen Leichdorn, den derselbe am Fuße hatte. Darüber verzog das Schneiderlein alle Gesichtsmuskeln so ganz abscheulich, das es ihm kein Mensch nachthun konnte und ihm einstimmig der Preis zugesprochen wurde.

Ein anderes Mal wurde auch zwischen einem Bauer und einem Schulmeister eine sehr ergötzliche Wette angestellt. Der Schulmeister war ganz außerordentlich geschwätzig. — Nun sagte einmal der Bauer, der ein Erzschelm war, im Wirthshause zu ihm: Ich wette, Herr Schulmeister, Er kann sein Maul nicht zwei Stunden lang halten, und wenn der Tod darauf stände. Moses Both, so hieß der Schwätzer, wurde böse darüber, und wettete mit ihm das Geld, das er morgen von einer Kindtaufe einzunehmen hatte. Nun ließ er von diesem Augenblick an keine Sylbe mehr hören, und Niemand konnte ihn zum Sprechen bringen, man mochte ihn necken, schimpfen, plagen, kurz mit ihm anfangen, was man wollte, er blieb stumm. Da aber gerieth der schelmische

Bauer auf den Einfall, der Frau Schulmeisterin sagen zu lassen, sie möchte geschwind kommen, denn ihr Mann sei auf einmal so krank geworden, daß er nicht mehr reden könne. Die arme Frau kam sogleich in größter Angst in's Wirthshaus und fragte ihren Mann wie er sich befinde. Er nickte bloß und schüttelte den Kopf. — »O Moses schüttle den Kopf nicht, sag' wie ist Dir?« — Keine Antwort. »O sprich, Moses, um Gotteswillen, ich verliere sonst den Verstand.« Er schüttelte wieder den Kopf. Alle Merkmale der Verzweiflung zeigten sich nun bei dem Weibe. Sie hielt ihren Moses für verloren; sie weinte, bat, schimpfte, drohte: Alles vergebens; Moses schwieg wie Papageno mit dem Schlosse vor dem Munde. Ihre Angst vermehrte sich; sie riß ihre Haube herab, warf sie in eine Ecke der Stube, und raufte sich das Haar aus. Das konnte der Mann nicht länger ertragen. »Hol' dich der Teufel, einfältige Gans, platzte er heraus, nun kann ich morgen das Kind umsonst taufen.« — Die ganze Wirthshausgesellschaft lachte über diese komische Scene aus vollem Halse; der durchtriebene Bauer aber strich am folgenden Tage die Taufgebühren ein.

11. Englische Sonderlinge.

Kein Land ist vielleicht so reich an Sonderlingen aller Art, als England.

Einer der vornehmsten war ein gewisser Joseph Capper. In seiner Jugend hatte er die Handlung erlernt und sich in der Folge ein großes Vermögen damit erworben. Nie wollte er heirathen und sich mit Frau und Kindern plagen. Am Ende wurden ihm auch seine kaufmännischen Geschäfte zuwider, und er wünschte, sich zur Ruhe zu setzen. In dieser Absicht durchwanderte er viele Tage lang die weitläufige Stadt London, und suchte

eine Wohnung; überall fand aber der wunderliche Mann etwas auszusetzen. Ermüdet von einer solchen Reise trat er eines Nachmittags in ein Wirthshaus, die Hörner genannt. Hier aß er ein Stück Hammelfleisch und blieb den übrigen Tag sitzen. Er war höchst einsylbig und übel gelaunt. Abends forderte er nach seiner trotzigen Art ein Nachtlager; der Wirth antwortete ihm in eben demselben barschen Tone, es sey heute kein Bett mehr zu haben. Gerade diese derbe Manier erregte bei Capper den Wunsch, sein ganzes Leben hier zuzubringen und den mürrischen Wirth recht zu ärgern und zu quälen. Er erklärte ihm für's erste, daß er nicht aus dem Hause gehen würde. Nach einem kurzen Wortwechsel machte man ihm nun doch ein Bett zurecht, und er schlief darin — fünf und zwanzig Jahre lang. Während dieser Zeit machte er nie mit dem Wirthe aus, wie viel er für Kost und Wohnung bezahlen sollte, sondern er wünschte nur als ein Gast für einen Tag angesehen zu seyn. Viele Jahre sprach er davon, daß er diesen Gasthof den künftigen Morgen verlassen wolle; aber er blieb immer. Seine Lebensweise war ganz einförmig. Den Thee trank er nie aus einer andern, als aus seiner gewöhnlichen Tasse; eben so hielt er es mit Messer, Gabel, Teller und Glase. Er stand im Winter und Sommer zu derselben Stunde auf; und wenn es des Morgens auch noch ganz dunkel war, so zündete er doch niemals ein Licht an, sondern spazierte im Hause herum; denn auch im Finstern wußte er in demselben sehr gut Bescheid. Früh des Morgens las er vor allen Dingen die Zeitungen. Beim Frühstück stellte er die Theekanne und die Tasse auf eine ganz eigne Art, die unverändert beibehalten werden mußte. Auch bei dem Mittagessen beobachtete er eine gewisse Regel, und trank allezeit dabei seinen Schoppen Wein, nicht mehr und nicht

weniger. Zum Abendessen bestellte er sich, einen Tag wie den andern, eine Portion Rum, den er mit Zucker, Zitronenschale und Porter vermischte. Seine Rechnung belief sich alle vierzehn Tage regelmäßig auf vier Pfund achtzehn Schillinge. — In der Wirthsstube hatte er seinen Lieblingsstuhl. Oft machte er sich's zur Lust, über den Wirth und die Gäste zu spotten. Es war bei ihm Grundsatz, nie an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen, sondern sie zu unterbrechen so oft er eine beißende Anmerkung einmischen konnte. Gegen seine Verwandten bewies er sich sehr eigensinnig; keiner durfte ihm unter die Augen kommen. Sie waren fast alle dürftig und wollten immer Geld von ihm borgen. Geschah dieß, so fragte er gleich: Ist der Mensch fleißig? und wurde mit Ja geantwortet, so sagte er: Man hat mich schon so oft hintergangen, daß ich beschlossen habe, keinen Schilling mehr wegzuleihen, ich will ihm aber die verlangte Summe schenken, doch wenn ich je erfahre, daß er die Sache laut werden läßt, so soll er nach meinem Tode keinen Heller mehr erben. — Der Gastwirth fand einmal Gelegenheit, einen guten Kauf zu thun; er bat also den alten Capper, ihm eine gewisse Summe auf eine bestimmte Zeit vorzustrecken. Ich wollte Ihnen von Herzen gern dienen, Herr T., antwortete er, denn Sie sind ein fleißiger Mann; aber wie kann ich? Ich habe es ja verredet, Geld zu verleihen; Ich muß es Ihnen also schenken. Dieß that er auch wirklich an dem folgenden Tage. Der Mann war für diese Freigebigkeit sehr dankbar, und unterließ nie, sich in allen Stücken nach seines wunderlichen Gastes Launen zu bequemen. Zu diesen gehörte auch die Grille, daß in seiner Gegenwart Niemand das Kaminfeuer anrühren durfte; er schürte und ordnete es selbst, und wer ihm hätte in sein Amt greifen wollen, der würde

die Schwere seines spanischen Rohres, das er immer bei sich führte, empfunden haben. Im Sommer war es seine Lieblingsbeschäftigung, mit seinem Rohre in der Wirthsstube die Fliegen todt zu schlagen; da er aber einsah, daß dieß den Gästen eine üble Meinung von ihm beibringen würde, so wußte er sehr sinnreich die Geschichte einer Schelmerei der Vaterlandsfeinde herbeizuführen, die er, wie er sagte, hasse und verabscheue, und eben so, wie alle diese Fliegen, todt schlagen könnte. Dieß war die Losung zum Angriffe, und in kurzer Zeit lagen die Getödteten und Verwundeten an allen Orten des Zimmers zerstreut. — Dieser seltsame Mann lebte in vollkommener Gesundheit bis zu seinem sieben und siebzigsten Jahre. Als er krank wurde, wollte er weder Aerzte noch Verwandte rufen lassen, und starb gleich am folgenden Tage.

Ein anderer englischer Sonderling, der sich, wie jener, ein großes Vermögen durch den Handel erworben hatte, vermachte einem Vetter, der nicht Kaufmann war, 60,000 Pfund Sterling (gegen 420,000 Thaler) unter der sonderbaren Bedingung, daß derselbe Tag für Tag, Nachmittags von zwei bis drei Uhr, die Börse besuchen und sich dort eine Stunde lang aufhalten sollte. Unter keinem Vorwand sollte er ausbleiben dürfen, sich durch kein Geschäft, kein schlechtes Wetter abhalten lassen; nur Krankheit allein war eine giltige Entschuldigung, sie mußte aber durch ärztliche Zeugnisse erwiesen werden. Würde der Erbe auch nur ein einziges Mal dieser Verordnung entgegen handeln, so sollten die 60,000 Pfund gewissen Stiftungen zufallen. Warum traf aber der Erblasser zu einem so peinlichen Zwange seines Verwandten diese seltsame Verfügung? Wie es scheint, blos der Börse zu Ehren, wo er durch glückliche Geschäfte seinen Reichthum erworben hatte. Der Vetter war nun durch jenes Ver-

mächtniß ein sehr wohlhabender, aber ganz unglücklicher Mann. Alle seine Nachmittage waren verdorben; er wohnte fast eine Stunde weit von der Börse; drei Stunden des Tages gingen also verloren. Er konnte nicht mehr ruhig essen, nicht mehr sein Mittagsschläfchen halten, wie er es gewohnt war; konnte vor vier Uhr kein Geschäft, keine Lustpartie vornehmen; durfte sich, mit Ausnahme des Sonntags, die ganze Woche hindurch nicht einen einzigen vollen Tag aus London entfernen, keine Reise unternehmen, kein Bad besuchen; er mußte täglich eine tödtlich lange Stunde unter Menschen umhergehen, die er nicht kannte, die ihn nicht interessirten; er war ein Sclave seines Geldes auf lebenslang geworden. Die Stiftungen, denen das Vermächtniß zufallen sollte, wenn er die Bedingungen nicht erfüllte, hatten ihre Spione, die ihm aufpaßten; er durfte es daher nie wagen, dem Willen des Erblassers entgegen zu handeln, und so ging für ihn ein großer, vielleicht der schönste Theil seines Lebens verloren.

Noch ein anderer Engländer, und zwar ein vornehmer Mann, der auf seinen Gütern lebte und Wittwer war, hatte östers schlaflose Nächte. In einer solchen Nacht nahm er sich vor, wieder zu heirathen, und zwar gleich den folgenden Tag. Die erste ledige Frauensperson, die ihm des Morgens begegnen würde, und ihn haben wollte, sollte seine Frau werden. Sobald es Tag war, stand er auf, kleidete sich an und ging auf's Freien aus. Die erste ledige Person, die ihm entgegen kam, war seine Haushälterin. Er war ein wenig betroffen; allein es blieb bei seinem Vorsatz. »Zieht euch an, Jenny, sagte er, Ihr sollt mit mir in die Kirche gehen, Ich will Euch heirathen.« Jenny glaubte, es sey das nur ein Scherz, den sich der Herr mit ihr machen wollte, lachte vor sich hin und ging an ihre Arbeit. Nach einer halben Stunde

wurde dem Kammerdiener geklingelt, und befohlen, er solle nachfragen, ob Jenny mit ihrem Anzug fertig sey. Er kam mit der Antwort, sie sey bei ihren Geschäften und in ihren gewöhnlichen Kleidern. — Diese will mich also nicht, sagte der Edelmann vor sich selbst; laßt uns sehen, was für eine Andere uns von dem Schicksale bestimmt ist. Er ging hinaus, und siehe da, es stand die Küchenmagd vor ihm. So wie der Haushälterin, gab er ihr den Befehl, sich sogleich anzukleiden, denn er wolle sie zur Kirche führen und sich mit ihr trauen lassen. Dieses Mädchen nahm die Sache nicht für Scherz; sie zog sich schnell an, wurde von ihm in die Kirche geführt, und nach einer Stunde war die Küchenmagd eine Edeldame. Sie gebar ihm nach einigen Jahren einen Sohn, der in der Folge die höchsten Würden im Staate bekleidete.

Einem ähnlichen Sonderlinge fiel es in einer schlaflosen Nacht ein, am nächsten Morgen nach Aegypten zu reisen. Er klingelte seinem Kammerdiener, hieß ihn Kleider und Wäsche einpacken und Postpferde bestellen. Um zehn Uhr war alles bereit, er stieg in den Wagen und reisete nach Aegypten, wohin eben damals zu Plymouth ein Schiff segelfertig lag.

Lord Montague hatte einen Sohn, der einen unwiderstehlichen Drang fühlte, Kaminfeger zu werden. Der Jüngling verließ heimlich den väterlichen Pallast und den köstlichen Tisch, den er da hatte, legte seine feine Wäsche, seine gestickten Kleider ab, und vertauschte sie mit den rußigen Lumpen eines Schornsteinfegermeisters, zu welchem er sich in die Lehre begab, und wo er nichts so gut bekam, als Prügel. Neun Monate lang wanderte er unbekannt, mit der Leiter auf dem Rücken und dem Besen in der Hand, in den Straßen von London umher. Endlich wurde er entdeckt und dem Vater wieder gebracht.

Man wendete alles an, eine so gar sonderbare Geisteskrankheit zu heilen und ihn in dem väterlichen Hause zu erhalten; allein umsonst. Er entlief zum zweiten Mal, ging als Schiffsjunge nach Lissabon und durchzog ganz Spanien als Knecht eines Maulthiertreibers.

12. Edinburgh, die Hauptstadt von Schottland.

Edinburgh, am Meerbusen Forth belegen, bildet mit Leith, dem Hafenorte, eine Stadt, die sich in zwei große Hälften theilt, und etwa 14000 Häuser mit 165,000 Einwohnern zählt. Die Häuser sind außerordentlich hoch, öfters von neun bis zehn Stockwerken, während sie auf der Hinterseite, wenn diese auf dem Abgange eines der Hügel steht, auf denen ein Theil der Stadt erbaut ist, nur zwei oder drei Stockwerke haben.

Die Hauptstraße ist wohl eine halbe Stunde lang, und läuft auf dem Rücken des höchsten Hügels bis zu einer Gruppe steiler Felsen hinan, auf welchen ein sehr festes Kastell, die Wohnung der alten schottischen Könige, steht, das schon im Jahre 626 erbaut wurde und eine herrliche Aussicht nach dem Meere und auf die umliegende Gegend gewährt. Die meisten Häuser in dieser Straße enthalten Kramläden. Die obersten Stockwerke werden von Handwerksleuten, die mittlern von angesehenen Personen bewohnt. Da jeder Kaufmann gewohnt ist, die Waare, welche er verkauft, an seinem Laden abmalen zu lassen, so glaubt man in der Ferne einen Jahrmarkt zu sehen. Wirklich wird auch der Wochenmarkt und grüne Markt auf der Hochstraße gehalten. Die Häuser sind meistens aus braunen Quadersteinen aufgeführt; das Innere ist enge und finster, mit unbequemen Treppen. Enge und steil sind auch in der Altstadt die

vielen Nebengäßchen, die zum Theil, ihrer Abschüssigkeit wegen, von keinem Wagen befahren werden können; die muntern schottischen Mädchen laufen sie aber gleichwohl ohne zu fallen in Pantoffeln hinab.

Eine tiefe Kluft trennt die schöner gebaute Vorstadt von der Altstadt. Durch eine hohe Brücke, die über diese Schlucht von einem Hügel zum andern führt, stehen aber beide Städte in Verbindung. Die Neustadt ist ganz nach einem einförmigen Plan erbaut. Meistens sind die Häuser vernriethet und bringen gute Einkünfte, denn man bezahlt gern jährlich 100 Guineen (6 bis 700 Thaler) Miethe dafür. Nicht nur in der Alt=, sondern auch in der Neustadt hat man treffliches Pflaster von Granit.

Außer dem Kastell sind die vornehmsten Gebäude zu Edinburgh das schön gebaute Reichsarchiv, die Börse, die Sternwarte und das Parlamentshaus. Letzteres ist ein altmodisches, plumpes, häßliches Schloß, welches der König von Großbritannien bewohnt, wenn er nach Edinburgh kommt. Es hat einen großen, mit einer Mauer umgebenen Park, der wohl eine Stunde im Umkreise haben mag und zwei Hügel in sich schließt. Die Stadt ist auch noch mit einer Menge anderer und, wenn gleich meist alter, doch ansehnlicher Gebäude geziert.

Edinburgh enthält auch eine stark besuchte Universität mit einem botanischen Garten und wissenschaftlichen Sammlungen. Im Jahre 1825 befanden sich hier über 2300 Studenten. — Mehr als zweitausend Branntweinbrennereien versorgen die Stadt und einen großen Theil des Landes mit Branntwein.

Nächst Spanien und Portugal fand man wohl in keinem Lande schlechtere Gasthöfe als in Edinburgh; die besten waren nicht besser, als eine Schenke. »Bei unserm Eintritt in das Haus, erzählt ein reisender Englän=

der, brachte uns ein Mädchen ohne Schuhe und Strümpfe in ein Zimmer, wo einige und zwanzig schottische Viehtreiber sich bei Whisky (Haferbranntwein) und Kartoffeln lustig machten. Man stelle sich unser Erstaunen vor, als man uns versicherte, dieß sey das beste Gasthaus in der Hauptstadt. — Wir konnten keine Betten haben, oder mußten in dem Zimmer schlafen, in welchem die Gesellschaft sich befand, die eben mit der Landkutsche angekommen war; daher gingen wir lieber in ein Kaffeehaus, in welchem man auch Zimmer vermiethete, und wo wir uns im sechsten Stockwerke in ein Loch mußten einquartieren lassen, das rußiger aussah, als die Gastzimmer Beelzebubs. An anständige, reinliche, eines Gentlemans würdige Bewirthung war nirgend zu denken.«

Gegenwärtig möchten dort auch wohl bessere Anstalten zur Aufnahme der Reisenden getroffen seyn.

13. Gestalt, Charakter, Gebräuche der Schotten.

Die Schotten sind ein fröhliches harmloses Volk, lebhaft und munter, fast wie die Franzosen. Die Frauen sind in ihren jungen Jahren sehr schön, aber ihre Jugendblüthe währt nur eine kurze Zeit; kaum ist die Blume aufgebrochen, so fängt sie auch schon an zu welken. Selten findet man ein Mädchen über zwanzig Jahre, die noch besonders einnehmend wäre; aber fast alle unter diesem Alter sind voll und reizend. Nach einer gewissen Zeit werden sie sehr stark; dadurch verliert ihre hübsche Bildung, und ihre feinen Gesichtszüge bekommen ein grobes, männliches Ansehen. Ob aber gleich alle junge Mädchen hübsch sind, so würde doch schwerlich eine von einem Titian oder Guido als Modell gewählt werden. Ich will damit sagen, daß sie keine vollkommene Schönheiten sind. Es

läßt sich ja aber auch Liebenswürdigkeit ohne tadellose Schönheit denken. Was den freundlichen schottischen Frauen an dieser abgeht, das ersetzen sie durch Geselligkeit, Gesprächigkeit, Offenherzigkeit. Sie sind höflich, bescheiden und lieben Schmeichelei und Vergnügen. Jeder anständige Fremde, den man ihnen zum ersten Mal vorstellt, wird gewöhnlich mit einem Kusse empfangen, oder darf ihnen doch wenigstens einen geben. Ob aber die Damen auch in ihrem Alter noch so zuvorkommend gegen Fremde sind, oder ihnen dergleichen Freiheiten gestatten, ist mir unbekannt. Wer wird aber nicht mit mir wünschen, daß dieser löbliche Gebrauch nur bei den Jüngern eingeführt wäre? Es versteht sich, daß alsdann auch die Männer über funfzig oder sechzig Jahre müßten ausgeschlossen bleiben; denn wie könnte man einem blühenden sechzehnjährigen Mädchen zumuthen, sich von einer Reihe alter ekelhafter Ritter abküssen zu lassen, zumal da die Männer in Schottland bei weitem nicht ein so angenehmes Aeußere haben, als die Frauen. Sie sind zwar groß, aber nicht gut gebaut, und haben zum Theil widrige Gesichter und mürrische Züge. Gleichwohl zeigen sie sich als sehr muntere, sehr aufgeräumte und sehr unterhaltende Gesellschafter, zumal wenn sie recht zwanglos dem Gott des Weines ihre müßigen Stunden widmen können. In andern Vergnügungen sind sie mäßig. Man rühmt ihre Unverdrossenheit in häuslichen Geschäften, ihre Ehrlichkeit, ihre Herzhaftigkeit, und verzeiht ihnen darum gern ihre oft sehr rauhe Außenseite.

Die Städter in den höhern Ständen bringen ihre meiste Zeit mit Lesen, Studien, Denken zu; selbst unter den gemeinen Leuten sind wenige, die ganz unwissend wären. Die jungen Leute zeichnen, malen, machen Musik wie die bei uns. Zur Erholung gehen sie in das Schau-

spiel, in Gesellschaften, Concerte, in öffentliche Gärten, oder auf das Land. Es giebt aber auch unter den Schotten viele Frömmlinge, die ihre halbe Lebenszeit in der Kirche und mit Beten zubringen. Sie versäumen keinen Gottesdienst und sehen dabei so zerknirscht aus, als ob sie sich mit ihren Sünden selbst begraben wollten.

Ganz anders, wie als Frömmlinge erscheinen die Schotten bei ihren fröhlichen Abendmahlzeiten, auf die sie sehr viel halten. Es ist ein Zeichen großer Freundschaft, wenn man dazu eingeladen wird. Alles steife Ceremoniell ist dabei verbannt, und man sieht da die Menschen, wie sie wirklich sind. Gemeiniglich besteht die Gesellschaft aus nicht mehr als acht Personen, wodurch dann die Unterhaltung allgemein bleibt, und nicht, wie es bei großen Gastereien geschieht, getheilt wird. Bei solchen Gelegenheiten trinken gemeiniglich die schottischen Frauen etwas mehr Wein, als die teutschen; aber die Unterhaltung gewinnt dabei, und sie sind, vom Bacchus ein wenig begeistert, viel liebenswürdiger, als in ihrer nüchternen Stimmung. Nach aufgehobener Tafel wird, wenn man sich satt geschwatzt hat, ein fröhliches Lied angestimmt; denn im Singen thun die Schotten sich sehr hervor. In ihren meisten Gesängen herrscht eine rührende Einfalt, die in dem Munde eines artigen schottischen Mädchens, das oft die Gedanken und Neigungen ihres eigenen Herzens mit den Worten des Liedes ausdrückt, ganz hinreißend ist. Ihr Auge, ihr ganzes Gesicht spricht eben so vernehmlich als der Mund.

In frühern Zeiten war es gebräuchlich, daß während der Mahlzeit auf der Sackpfeife gespielt wurde, und jede Familie hatte ihren Barden, das heißt, ihren Sänger und Dichter. In diesen Liedern wurden die Heldenthaten der Voraltern besungen, um ihre Enkel zu gleichen Thaten

zu

zu begeistern; aber in spätern friedlichen Zeiten haben sich die rauhen Kriegslieder in Romanzen und Gesänge der Liebe verwandelt. An die Stelle der eintönigen Sackpfeife ist die schöne Stimme eines artigen Mädchens getreten, welche die Aufmerksamkeit der Zuhörer weit angenehmer in Anspruch nimmt. — So gehen nun die Gäste immer von so kleinen Abendmahlzeiten höchst vergnügt und mit dem Vorsatz nach Hause, sich bald wieder zu einem ähnlichen Vergnügen zu versammeln.

Durch die Tugend der Gastfreiheit zeichnen sich die Schotten vor allen Völkern in Europa aus. Männer und Frauen wetteifern mit einander in Höflichkeit, Leutseligkeit, Artigkeit gegen die Fremden. Ist man einmal in einem Hause bekannt, so macht man einen Theil der Familie aus, und es wird verlangt, daß man sich wirklich für ein Mitglied derselben ansehe. Nur allzu oft aber haben sie das Uebermaß ihrer Güte und Freundlichkeit gegen Undankbare zu bereuen. Gleichwohl giebt auch der Aermste gern, was er vermag.

Im Winter führen die Edinburger ihre Gastfreunde bisweilen in ihren Austernkeller, wo sich meistens zahlreiche und glänzende Gesellschaften vergnügen. Lange Tafeln sind da unter der Erde mit Schüsseln voll Austern und mit großen Krügen starken Biers besetzt, das ganz trefflich dazu schmeckt. Nach dem Essen wird eine tüchtige Bowle Punsch gebracht, und das Gespräch dadurch ungemein belebt. Man scherzt, man lacht, man giebt sich der zwanglosesten Fröhlichkeit hin, und beschließt die Abendlust auch wohl mit einem Tänzchen. — Der Aufwand bei einer solchen Lustparthie ist gering und beträgt oft nur ein paar Schillinge auf die Person.

14. Die Hochländer oder Bergschotten.

Die Bewohner der Gebirge von Nord-Schottland heißen Hochländer oder Bergschotten. Diese Menschen haben ihre eigene Tracht, ihre eigenen Gebräuche, ihre eigene Sprache, nämlich die ersische, die von den Engländern so wenig verstanden wird, als die englische von den Schotten. In Süd-Schottland hingegen wird englisch gesprochen, und man kleidet sich nach englischer Art.

Die Kleidung der Bergschotten hat noch jetzt einige Aehnlichkeit mit der altrömischen. Sie besteht in einer Art von Weiberrock, der nicht ganz bis an die Kniee reicht, welche entblößt bleiben, weil die Strümpfe nicht weit genug hinauf reichen, sie zu bedecken. Schuhe tragen sie selten, sondern bloß Sohlen, die an die Füße festgeschnürt werden (Sandalen). Den Kopf bedeckt eine Mütze mit roth und weißem Rande, oft mit Federn geschmückt; über den Rücken hängt ein Mantel (Plaid) zum Schutz gegen Kälte und Regen, und an der Seite ein Dolch, oder ein breites Schlachtschwert.

Kein Volk in Europa führt vielleicht ein so einfaches und doch zugleich ein so glückliches Leben, als die Bergschotten. In einem rauhen, wenig angebauten Lande, in einer elenden Hütte, von allen Bequemlichkeiten des Lebens entblös't, allen Unannehmlichkeiten der Witterung ausgesetzt, kaum mit den ersten Bedürfnissen zur Erhaltung ihres Daseyns versehen, wohnen hier edle, zufriedne, glückliche Menschen, voll Religion, Nächstenliebe und geselliger Gutmüthigkeit, stets bereit, Andern zu dienen und wohl zu thun.

Gutes Getreide bringt ihr steiniger, kalter Boden nicht; meistens leben sie daher von Hafermehl, aus dem sie platte Kuchen backen. Dabei essen sie viele an der Sonne getrocknete Fische und Kuhkäse. Ihr beständiges Getränk ist Whisky, eine Art Branntwein, der gleichfalls

aus Hafer bereitet wird. Er hat einen scharfen Geschmack und berauscht leicht, ist aber heilsam für den Magen. Fremden will er nicht schmecken; aber für die, welche an ihn gewöhnt sind, ist er erwärmend und nahrhaft.

Der Boden von Nord-Schottland ist an sich unergiebig, und wird überdieß, bei der Unthätigkeit seiner Bewohner, wenig verbessert. In vielen Gegenden sind diese noch ganz unwissend in den Künsten des Ackerbaues. Nie denken sie an das Düngen des Landes. Sie machen keine Versuche mit dem Aussäen verschiedener Grasarten um ihre Wohnungen her, und geben sich nicht die Mühe, feuchte Stellen auszutrocknen. Sie leben so arm als ihre Väter vor ihnen gelebt haben, und die Trägheit im Landbau ist bei ihnen erblich. Das Einzige, was sie mit einigem Fleiße betreiben, ist die Viehzucht, weil diese ihnen die wenigste Mühe macht. Indeß ihr Vieh nach Futter umher streift, legen sie sich hin und schlafen.

Die wenige Feldarbeit, welche verrichtet wird, bleibt den Weibern und Kindern vorbehalten. Indessen diese es sich sauer werden lassen, die spärliche Ernte einzusammeln, wickelt sich der Hausvater in seinen Mantel und streckt sich der Länge nach auf der Erde aus, ganz unbekümmert um das, was inzwischen geschieht. Er will seiner Würde mit so gemeiner Arbeit nichts vergeben; denn der Feldbau ist, seiner Meinung nach, für Männer etwas Entehrendes. Weder Vernunft noch Gewinn vermögen das Mindeste wider seine Vorurtheile.

Und doch zeichnen sich die Schotten außerhalb ihres Vaterlandes als die fleißigsten und wirthschaftlichsten Arbeiter aus. In dem Vaterlande schlummern ihre guten Fähigkeiten, vielleicht weil sie durch den geringen Ertrag des Bodens nicht geweckt werden. Viele der scharfsinnigsten Künstler in London sind Schotten. Im Kriege giebt

man ihnen allgemein das Zeugniß, daß keine Soldaten herzhafter sind, keine die Beschwerden eines Feldzugs besser ertragen, keine in Friedenszeiten mehr Gehorsam beweisen und sich bei ihrem geringen Solde ein besseres Ansehen geben, als eben sie.

Dem Genusse des Hafermehls schreibt man eine allgemein verhaßte Krankheit zu, der besonders die schottischen Hochländer unterworfen sind; ich meine die Krätze. Unter dem gemeinen Volke sind eine Menge Menschen damit behaftet; zum Glück aber ist sie nicht bösartig. Man braucht fast gar kein Mittel dagegen, und doch zieht sie nie gefährliche Folgen nach sich, wie in andern Ländern, wo mancher Arme sehr daran leidet, wenn nicht kräftige Mittel dawider angewendet werden. Desto gefährlicher ist ein anderes Uebel in diesem Lande, Sibbins genannt, das die schrecklichsten Folgen hat. Es besteht in bösartigen Beulen, einer Art Krebs, der die Unglücklichen, die davon befallen werden, langsam aufzehrt. Die Gesichtszüge werden ganz unkennbar; Mund und Nase sind oft eine einzige Oeffnung; die Augäpfel liegen starr in den tiefen Augenhöhlen. Die eine Hälfte des Menschen ist öfters, man möchte sagen, schon in ein Skelet verwandelt, indeß die andere noch der wüthenden Krankheit zum Raube dient. Der Leidende gleicht einem wandelnden halb verweseten Leichnam und erregt allgemeines Entsetzen. So wird nach und nach der ganze Körper vernichtet, ehe diese schreckliche Krankheit, die kein Arzt zu heilen vermag, dem Leben ein Ende macht. Noch schauderhafter wird sie dadurch, daß mancher sonst ganz Gesunde durch die bloße Berührung eines solchen Unglücklichen leicht davon angesteckt wird.

Im Ganzen sind die Bergschotten unwissend und

abergläubisch; die Süd-Schotten aber geben den Engländern an Wissenschaft und Bildung wenig nach.

15. Nationalspiele der Schottländer.

Die Bergschotten haben eine besondere Vorliebe für solche Spiele, welche die Gewandtheit des Körpers erhöhen, wie das Ballspiel, das Werfen mit Steinen und mit der Wurfscheibe.

Ihr Golfspiel ist eben so unterhaltend, aber nicht so ermüdend, als das Crikket der Engländer. Sie spielen es mit einem kleinen ledernen Balle und einem Stück Holz, das auf der einen Seite platt ist. An diesem Holze ist ein Stecken, drei bis vier Fuß lang, in geraden Winkeln befestigt. Die Kunst besteht darin, daß man den Ball mittelst dieses Werkzeuges mit wenigern Schlägen, als der Gegner, in ein Loch in der Erde treibe. Es erfordert keine große Anstrengung, und wird von Personen aus allen Ständen und von jedem Alter gespielt. Die Kinder werden darin unterwiesen, sobald sie ein wenig herangewachsen sind, und selbst Greise rechnen sich's zur Ehre, es gut zu spielen.

Die Schottländer haben auch noch andere Spiele, von welchen besonders das Spiel mit der Wurfscheibe bei der Jugend vielen Beifall findet.

Oefters entsteht Streit bei den Spielen der Bergschotten. Kommt es nun darauf an, sich zu überzeugen, ob der Eine oder der Andere ehrlich gespielt habe, so giebt man ihm einen Stein in die Hand, den er über den Kopf schwingt, und des Himmels Rache auf sich herab ruft, wenn er nicht redlich zu Werke gegangen seyn sollte

16. Cadie's in Edinburgh.

Die Cadie's sind Diener der Polizei und zugleich

auch Aufwärter der Bürgerschaft, indem sie sich zu allen Geschäften brauchen lassen. Sie machen eine zahlreiche geschlossene Gesellschaft aus, die ihre besondern Gesetze hat, und es gehört Empfehlung dazu, in dieselbe aufgenommen zu werden. Bei dem Kreuz in der Hochstraße steht beständig eine große Anzahl von ihnen zu jedem Dienste bereit. Braucht man einen Lohnlakei, einen Zettel- oder Lastträger, einen Aufspürer von Dieben, so kann man sich an Niemand besser wenden, als an die Gesellschaft der Cadie's, die jeden Auftrag um einen sehr billigen Preis übernimmt. Wer ihrer bedarf, der ruft nur Cadie! und sogleich eilen sie von allen Seiten herbei. Unter der Leitung der Polizei, im Betreff der öffentlichen Sicherheit, werden sie zu sehr nützlichen Menschen, denn sie wissen Alles und kennen Jedermann. So wie ein Fremder in der Stadt anlangt, wird es ihnen bekannt. Sie wissen bald, woher er kommt, wohin er geht, wer er ist, und welche Geschäfte er treibt. Will man wissen, wo Jemand anzutreffen sey, so erhält man von ihnen die sicherste Nachricht. Ohne Bedenken kann man ihnen die größten Summen Geld anvertrauen; sie sind, nach den Regeln ihrer Zunft, verbunden, dafür zu haften, und was sie verlieren zu bezahlen. Einst wurde einer von ihnen mit einem Briefe ausgesandt, in welchem für einige hundert Pfund Sterling Wechsel waren. Er verlor ihn, aber die Gesellschaft erstattete die Summe.

Ein hungriger Cadie kennt alle einträglichen Gewerbe. Man mag ihm die schwierigsten Aufträge geben, er richtet sie aus. — Dieß sind vorzüglich die Leute, durch welche die öffentliche Ruhe erhalten und allen Unordnungen vorgebeugt wird, die sonst unter der nicht immer sehr wachsamen Polizei häufig Statt finden würden. Kein Dieb ist vor den Cadie's auch nur einen Tag sicher. Sie wer-

den fast immer von ihnen eingefangen, weil den Cadie's die Orte genau bekannt sind, wo sie sich aufhalten. So scheut sich denn Jeder zu stehlen und zu morden, denn die Gewißheit der Strafe verhütet das Verbrechen.

17. Clima. Heftige Stürme in Schottland.

Das Wetter ist in Schottland ungemein veränderlich. Am Mittag ist oft die Hitze unerträglich, und gegen Abend folgt eine durchdringende Kälte. Schottland ist besonders das Vaterland der Stürme; in Edinburgh wüthen sie bisweilen schrecklich; denn da die Stadt nicht weit von der See liegt und mit hohen Bergen umgeben ist, so strömt die bewegte Luft mit einer Schnelligkeit und Gewalt auf sie ein, der nichts widerstehen kann. Oefters kommt der Fall vor, daß bei einem Sturm kaum drei oder vier Männer im Stande sind, eine Hausthür zuzumachen, und nicht selten werden Sänften auf der Straße mit der Person umgeworfen, die darin sitzt. Zur Sicherheit muß man bei so stürmischer Witterung zwei Leute an der Seite des Tragsessels hergehen lassen, weil die Träger allein nicht im Stande sind, ihn aufrecht zu erhalten, und bisweilen ist sogar diese Vorsicht nicht hinlänglich. Auch soll schon der Fall vorgekommen seyn, daß große starke Leute, die gewiß nicht gebaut waren, so leicht ein Spiel der Winde zu werden, von der Gewalt des Sturms von der Erde emporgehoben und eine Strecke davon niedergeworfen wurden. Zu andern Zeiten prallen die Winde in Wirbeln zurück und werden dadurch nur noch furchtbarer. In solchen Fällen ist es fast nicht möglich, aus dem Hause zu gehen, weil der Staub, der von der Erde empor getrieben wird, nicht nur am Sehen hindert, sondern öfters auch die Steine, die mit herumwirbeln, denen, die gerade auf der Straße sind, leicht gefährlich werden können.

Besonders treiben die Sturmwinde ihr böses Spiel auf der großen Brücke, welche die Alt- und Neustadt verbindet und deren ich schon erwähnt habe. Oft werden da Frauenzimmer und schwächliche Personen zu Boden geworfen, und indeß ein Vorübergehender ihnen aufhelfen will, weht der Wind ihm selbst Hut und Perrücke weit hinweg.

Alle Erdgewächse reifen in Schottland einige Wochen später, als in England. Im Hochlande kommt ein großer Theil des Getreides nie auf dem Halme zur Reife, sondern wird halb grün abgeschnitten, unter einem Dache aufgehängt und so getrocknet.

Ungeachtet aller angewandten Mühe hat man hier doch nur sehr wenig Baumfrüchte, und die besten darunter sind so schlecht, daß sie kaum des Aufhebens werth sind. Im Frühjahr verderben entweder alle Blüthen durch den Frost, oder das Obst reift so spät, daß der einbrechende Winter es verdirbt, ehe es zur Reife gelangt. Im Monat Mai, der bei uns gewöhnlich der angenehmste im Jahre ist, herrschen hier oft unausgesetzt rauhe Winde, die ihn höchst unfreundlich machen. Selten tritt vor dem Anfange oder der Mitte des Julius das schöne Wetter ein; dann aber währet es bis zum Ausgange des October. Oft folgt das schwülste Wetter gleich auf das kälteste, und so scheint es, als hätte man in Schottland nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter.

18. Ansicht von Irland.

Die große Insel Irland ist von England durch den häufigen Stürmen ausgesetzten St. Georgen-Kanal getrennt. Sie besteht im Innern aus einer großen wellenförmigen Ebene, wo fruchtbare Felder, treffliches Weideland, fast unzählige See'n und weite Moräste abwechseln, doch giebt es auch sehr malerische Ansichten, und häufig

sieht man da schöne Berge, Hügel, Felsen, Flüsse, in angenehmer Abwechslung, außerdem aber noch Ruinen, im gothischen Styl erbaute Kirchen, Kapellen, Abteien, und die Trümmer zerstörter Schlösser und Häuser, dicht mit Moos und Epheu bewachsen, und es fehlt den irländischen Landschaften nichts, als ein klarer italienischer Himmel, welcher Glanz und Wärme über das Ganze verbreitet. Leer an Bäumen sind zwar die Gebirge; mit desto schönern sind jedoch die Landsitze der Großen umgeben.

Das Land ist aber nicht nur schön, es ist auch außerordentlich fruchtbar, und der Boden treibt mit einer Ueppigkeit, die kaum ihres Gleichen hat. Darum haben die Bewohner nicht nur Getreide für sich selbst in Ueberfluß, sondern sie können auch noch England damit versehen, besonders in den jetzigen Zeiten, wo der Ackerbau so sehr in Aufnahme gekommen ist. Auch Hanf, Flachs, Kartoffeln werden in bedeutender Menge gebaut; dagegen fehlt es aber an Obst und Holz, welches letztere jedoch reichlich durch Torf und Steinkohlen ersetzt wird. Irland ist zwar ein wenig verschrieen wegen seiner Sümpfe und Moore, es ist aber nicht so arg damit.

Unter der Menge Flüsse, von welchen Irland durchströmt wird, ist der vornehmste der Shannon, der bis zehn Meilen vor seiner Mündung Seeschiffe trägt, und nächst diesem der Barrow, welcher mit zwei andern Flüssen den guten und tiefen Hafen bei Waterfort bildet, der nach Dublin und Cork der ansehnlichste ist.

Seinem feuchten Boden und der nebeligen Atmosphäre verdankt Irland die fettesten Weiden und die beste Viehzucht. Die Kühe werden in solcher Menge gehalten, daß jährlich über anderthalb Million Pfund Butter ausgeführt werden kann. Die Schafe sind in Irland und England fetter, schmackhafter und viel größer, als auf

dem festen Lande. Die Wolle soll noch besser seyn, als die englische. Die irländischen Pferde sind klein; die Schweine ansehnlich und in großer Menge. Die Schaf- und Kuhkäse schmecken nicht so gut, als die englischen und schweizerischen, doch findet man auch einige von köstlichem Geschmack.

An Waldungen fehlt es in Irland; daher giebt es auch kein anderes Wildpret als Hasen und Kaninchen. Damhirsche trifft man bloß in den Parks an; der eigentliche Hirsch ist sehr selten, und Rehe giebt es so wenig als wilde Schweine; dagegen ist wildes Geflügel aller Art in großer Menge vorhanden. Bären sieht man nirgends, Wölfe nur sehr selten; aber Füchse desto mehr. Schlangen, Scorpionen, Kröten und anderen giftigen Thieren soll das Klima so wenig zusagen, daß man nirgends dergleichen sieht, und sie sterben, wenn man sie vom festen Lande herüber bringt.

Unter den Landesbewohnern, die man auf acht Millionen schätzt, ist das gemeine Volk weder so groß, noch so gut gewachsen, noch von so schöner Farbe, als das englische. Der Unterschied zwischen den niedern und den höhern Ständen ist so auffallend, daß man sie für verschiedene Völker halten möchte. Der gemeine Mann hat fast das Braun der südlichen Völker, aber nicht ihre Frische, ihre Lebhaftigkeit, ihr Feuer; seine Gesichtsfarbe fällt mehr in's Gelbe, und häufig giebt sie auch einen krankhaften und siechen Zustand des Körpers zu erkennen. Die vornehmste Ursache mag die elende Kost seyn, die armseligen, ungesunden Hütten, die Feuchtigkeit der Luft, der Rauch und Dampf, in dem sie leben. Von desto schönerem und kraftvollerem Körperbau sind die Vornehmern und Reichen, auf welche jene Ursachen nicht wirken.

Gegen Fremde sind die Irländer viel gefälliger und

zuvorkommender als die Engländer; doch waren sie früherhin noch viel gastfreier, als jetzt. Auch haben die Irländer noch andere löbliche Eigenschaften, nur schade, daß sie einen so gar auffallenden Hang zur Unthätigkeit haben. Mancher geht lieber den ganzen Tag unbeschäftigt umher, als daß er zur Vertreibung der langen Weile ein Buch lesen, eine Zeile schreiben oder sich sonst mit etwas Nützlichen beschäftigen sollte.

Bei der Neigung zum Müßiggang wird ihnen auch die streng zu beobachtende Feier der Sonn- und Festtage nicht zur Last. An Musik, Tanz und öffentlichen Vergnügungen ist an Sonn- und Feiertagen gar nicht zu denken; kein Frauenzimmer rührt auch nur eine Stricknadel an, und Kartenspiel findet fast nirgends Statt. Fast eben so heilig werden die Sonn- und Festtage in England und Schottland gehalten.

In Irland sind der Katholiken weit mehr als der Protestanten, welche Letztern sich aber meistens zu der bischöflichen Kirche bekennen. Seit längerer Zeit schon herrscht in Irland großer Fanatismus unter den Anhängern der verschiedenen Religions-Parteien.

Die Kleidung der Irländer ist von der englischen wenig verschieden. Ein extrafeines Tuch, ein äußerst feiner Hut, seidene oder feine tuchene Beinkleider, seidene Strümpfe, eine weiße Weste und Wäsche von der feinsten Leinwand sind das, worauf bei den obern Ständen vorzüglich gesehen wird. Der gemeine Mann ist aber in Irland bei weitem nicht so gut und reinlich gekleidet, als in England, und steht überhaupt auf einer tiefern Stufe der Cultur.

Die irländische Sprache ist von der englischen ganz verschieden und hat mehr Aehnlichkeit mit der schottischen und der wallisischen; sie klingt im Allgemeinen hart und unangenehm.

Die Städte in Irland gewähren nicht den freundlichen Anblick wie die in England; die kleineren besonders sind von schlechtem Ansehen. Dieß mag vorzüglich von dem Mangel an Fabriken und Manufakturen herrühren, denn in dem nördlichen Theile der Insel, wo wichtige Leinwebereien sind, haben die Städte eine merklich bessere Gestalt, als im südlichen Theile.

Von den Gasthöfen wird Gutes gerühmt. Man trifft in denselben fast überall wohlgekleidete Leute, reinliche Bedienung und gute Betten an. Oefters findet man in den Zimmern marmorne Kamine, hübsche Tapeten, silbernes, porcellanenes, oder anderes zierliches Tafel- und Theegeschirr. Der Tisch ist gut, und die Weine sind im Ganzen besser, als in den englischen Wirthshäusern.

Die Hauptstraßen können fast durchgehends schön genannt werden. Bettler aber finden sich an den Post- und Wirthshäusern schaarenweise ein, und selbst in den Straßen und auf den Spaziergängen der Hauptstadt wird man in Haufen von ihnen angefallen. Ueberall sieht man Weiber, die Tabak rauchen, oft in größerer Anzahl als Männer; denn das Rauchen ist unter dem Pöbel, besonders unter dem weiblichen Theile, so allgemein, als es unter den Leuten von Stande verrufen ist.

19. Dublin, die Hauptstadt von Irland, und die Dubliner.

Dublin ist nächst London die größte Stadt des brittischen Reiches, und hat mehr als zwei und eine halbe Stunde im Umkreise. Sie liegt am Liffyfluß, der sie durchströmt und in zwei Haupttheile theilt. Rings um die Stadt her läuft eine schöne, an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzte Straße. Die Zahl der Einwohner mag sich in 24,500 Häusern auf 216,000 belaufen. Keine

andere Stadt hat mit London so viel Aehnlichkeit, als Dublin; doch ist London reinlicher und theilweise prächtiger. Die einfache Schönheit der Gebäude, die Länge und Breite der Straßen, die Fußwege an den Häusern, die Art, wie die Kaufläden von außen verziert sind, die unangestrichenen Backsteinmauern der Gebäude, welche durch Zeit und Rauch ganz rostfarbig geworden sind: dieß alles erinnert an London. Des heiligen Stephans-Grün (Stephengreen) ist einer der schönsten Plätze. Denkt Euch denselben als einen viereckigen Rasenplatz, an jeder Seite tausend Fuß lang, in der Mitte mit einer Reiterstatue Georgs **II.** Von der Stadt ist dieser schöne Platz durch eine Mauer und eine Reihe von Bäumen abgesondert. Innerhalb der Mauer ist ein Spaziergang, auf welchem an gewissen Tagen die schöne Welt von Dublin zu sehen ist.

Das unterste Geschoß der Häuser befindet sich, wie in London, halb unter der Erde, und es sind da die Küchen, die Speise- und Vorrathskammern angelegt. Die meisten Häuser nehmen sich in den langen und breiten Straßen sehr gut aus. Man findet aber auch in der Stadt viele enge, krumme, schlecht gepflasterte, schmutzige Gäßchen, und in denen auch die Kleidung und überhaupt das Aeußere der Bewohner die größte Armuth und Unreinlichkeit verräth. An der Hinwegräumung dieses Uebelstandes wird jedoch seit längerer Zeit schon auf eine sehr löbliche und zweckmäßige Weise gearbeitet. Das Parlament bewilligt nämlich große Summen Geldes, womit gewisse Unternehmer ganze Straßen an sich kaufen, die Häuser niederreißen, die Straßen regelmäßig anlegen, neue Häuser bauen und an die Meistbietenden überlassen. Mit dem davon erhaltenen Gewinn werden wieder Häuser gekauft und neue dafür gebaut, und das immer so fort. Da alle Gebäude nur aus Backsteinen aufgeführt werden,

und das Gebälke der vorigen oft noch benutzt werden kann, so geht das Bauen überaus geschwind, und die Besitzer der alten Häuser verlieren wenig oder nichts, da sie sich aus dem Erlös, den das verkaufte Gebäude ihnen bringt, ein neues und besseres kaufen oder bauen können.

In den Hauptstraßen ist besonders die große Menge Kaufläden auffallend. Putz= und Modeläden sieht man in bedeutender Anzahl, und in andern schimmert das feinste und zierlichste Hausgeräth aller Art hinter den großen Schaufenstern.

Die öffentlichen Gebäude sind sehr schön. In ganz London ist z. B. kein edleres und schöneres, als die Börse zu Dublin. Auch das Parlamentshaus ist ein Meisterstück der Baukunst; nächst ihm das Schloß und das Universitäts=Gebäude.

Der Fluß Liffy, welcher sich durch die Stadt zieht, ist zwar an sich nicht sonderlich bedeutend und mit der Themse gar nicht zu vergleichen; allein die Nähe des Meeres schwellt ihn an, und die Fluth steigt bis auf zehn Fuß. Die Ufer sind ausgemauert, und zwischen ihnen und den Häusern laufen hübsche Straßen hin, die man Kay's nennt. Es giebt keinen schönern, keinen angenehmern Spaziergang, als hier und längs des Hafens, besonders bei hoher Fluth und heiterm Wetter, wo man bis in den Meerbusen schauen kann. Der schöne Anblick der See und der Berge, von welchen die Bucht auf beiden Seiten eingeschlossen ist, die Menge und die Verschiedenheit der Schiffe, die, näher und ferner vor Anker liegend oder segelnd, oft in einer Anzahl von einem paar Hunderten zu sehen sind, erweitert und erhebt das Herz. An der ersten Brücke ist der Liffy oft so mit Fahrzeugen bedeckt, daß man von einem Schiffe auf das andere schreiten und gleichsam wie über eine Brücke gehen könnte.

Auf dem Flusse das Gewühl der Menschen, die theils auf den Schiffen selbst sich umher treiben, theils in unzähligen Booten zwischen den Schiffen, der Anblick der Masten, die einem Walde gleichen, theils mit allen ihren Segeln, theils abgetakelt, das Wehen der englischen, französischen, spanischen, niederländischen und nordischen Flaggen, die Mannichfaltigkeit der Schiffe an Gestalt und Größe, mit zehn, funfzehn, zwanzig und noch mehr, oder auch ohne Kanonen, das Kommen der einen, das Absegeln der andern, die Geschäftigkeit der Arbeiter beim Ein- und Ausladen, die Verschiedenheit der Gestalt, Trachten, Sprachen, dieß alles zusammen genommen, gewährt dem Zuschauer die angenehmste Unterhaltung.

Die Stadt Dublin wird von sehr reichen und sehr armen Leuten bewohnt. Mancher Dubliner, der nicht einmal zum kleinen Adel gehört, hat ein jährliches Einkommen von 4000 Pfund (26,000 Thaler). Indeß giebt es in England noch viel reichere Leute, wo Mancher jährlich 20,000 bis 30,000 Pfund Einkünfte hat. Jeder genießt seinen Reichthum wie es ihm am besten dünkt. Ein guter Theil davon wird auf die Freuden der Tafel verwendet.

Die Art, wie die Mahlzeiten gehalten werden, ist bei den Vornehmern und Reichern fast eben so, wie in England. Auf dem Tische steht weder ein Glas, noch irgend ein Getränk; auf einem Nebentische erwarten aber drei, vier, fünferlei Arten von Weinen, zweierlei Arten Bier und Cider (Obstwein) den Befehl der Gäste. Jeder fordert von den Bedienten bald dieß, bald jenes Getränk. Die Speisen werden nicht nach der Reihe herum gegeben, sondern ein Jeder verlangt, was er will, und von den Schüsseln, die er vor sich hat, muß er den Andern vorlegen, er mag nun im Hause bekannt seyn oder nicht. Suppe wird gewöhnlich nicht gegessen, weder Mittags

noch Abends. Die Speisen sind ganz einfach, aber wohlschmeckend und nahrhaft. Die Gemüse werden gewöhnlich bloß in Wasser gekocht, und ein Jeder nimmt nach Belieben zerlassene Butter dazu. Gewöhnlich giebt man keine Servietten; die Gäste legen sich, wie in England, das immer etwas weit herabhängende Tischtuch über den Schooß.

Wenn die Frauenzimmer eine kurze Zeit beim Nachtische verweilt haben, stehen sie auf und gehen in ein anderes Zimmer; die Herren aber setzen sich an einen andern Tisch und lassen die Flaschen herumgehen. Der Hausherr fängt an, und trinkt gewöhnlich zuerst des Königs Gesundheit. Nachher trinkt Jeder nach der Reihe die Gesundheit einer Dame, die aber mit Keinem von der Gesellschaft verwandt seyn darf. Fehlt Einer gegen diese Regel, so kann ihm der, dessen Verwandte sie ist, zur Strafe einen Pumper auflegen, das heißt, ihm ein ganz volles Glas trinken lassen. — So lange die Herren beim Wein zusammen sitzen, bleiben die Damen in einem entfernten Zimmer allein. Die Sitte verbietet ihnen, Theil zu nehmen an den freieren Gesprächen und Scherzen der Männer; ist aber die Tafel ganz aufgehoben, so gehen die Herren wieder zu den Damen und trinken Thee mit ihnen.

Nach der Mahlzeit stochert man sich die Zähne, spült sich den Mund aus, wäscht sich die Hände, alles nach Landessitte.

Die Irländer sind in der Regel nicht galant, doch aber voll Achtung vor dem schönen Geschlechte. Sie lassen die Frauen allein sitzen, allein spazieren gehen, bieten ihnen selten den Arm, sie zu führen, überlassen Bedienten die Mühe, ihnen beim Einsteigen in den Wagen, oder beim Aufsitzen auf das Pferd behülflich zu seyn. Dagegen erlauben sie sich aber auch nie in ihrer Gegenwart ein Wort, das Unanständigkeit, Unsittlichkeit, oder auch

nur

nur Zweideutigkeit verriethe. Nie wird sich ein Mann in Gesellschaft erlauben, einer Dame von Stande die Hand zu küssen, wäre sie auch seine nahe Verwandte. Die galanten Phrasen der Franzosen und Teutschen sind hier unbekannt.

20. Witterung in Irland.

Irland liegt unter keinem freundlichen Himmel. Es schwebt da in der Luft ewiger Dunst, ewiger Nebel, der dem Himmel eine graue Farbe giebt. Selbst in den Sommermonaten sieht man die Sonne kaum vier oder fünf Mal in Zeit von mehr als vierzig Tagen, und wenn sie sich auch bisweilen blicken läßt, so ist sie doch gleich wieder umwölkt. Mehrere Wochen nach einander regnet es alle Tage, wenn auch nur wenig. Ein ganz wolkenloser Himmel ist fast nie zu sehen, und ist dieß ja einmal der Fall, so ist doch das Blau nie so rein, wie in unserm Teutschland und noch mehr in der Schweiz.

Besonders wirkt die dicke Luft und Feuchtigkeit auf den Fremden; Alles erscheint ihm düster und rauh. Doch ist das Klima im Ganzen, eben der vielen Dünste wegen, sehr gemäßigt; die Sommer sind nicht heiß, die Winter nicht sehr kalt. In den Sommermonaten könnte man in Teutschland zwischen elf und zwei Uhr nicht füglich zur Lust Spazierritte machen, wie es in Irland geschieht, man würde dort oft ganz in Schweiß aufgelös't werden; hier aber leidet man selbst in Tuchkleidern, auch beim stärksten Reiten, nicht das Geringste von der Hitze. Dünne Sommerkleider kann man in Irland nie einen ganzen Tag tragen, ohne in manchen Stunden darin zu frieren; denn Wärme und Kälte wechselt an einem und demselben Tage wohl zwei, drei, viermal. Jedermann

trägt daher Tuchkleider mit Klappen, die man auf der Brust über einander schlagen kann.

Diese Temperatur der Luft ist Ursache, daß selbst in den Umgebungen von Dublin, das doch nicht im Norden von Irland, auch nicht nördlicher liegt, als Magdeburg, keine Frucht unter freiem Himmel zu vollkommener Reife kommt. Alle Früchte, selbst die Kirschen, werden an Spalieren und an hohen Mauern gezogen, hinter denen sie Schutz vor den kalten Winden haben. Melonen, Gurken und andere zarten Früchte wachsen nur auf bedeckten Mistbeeten, und Feigen und Trauben nur in Treibhäusern. Bis zu Ende des Monats Junius kann man in den Zimmern das Kaminfeuer nicht entbehren; in manchen Häusern lodert es, wenigstens am Morgen, das ganze Jahr hindurch.

Das angenehme Gefühl, welches uns in Teutschland im Sommer eine gemäßigte Hitze verursacht, und die noch wohlthätigere Erquickung, die nach einem heißen Tage ein kühler Abend, oder der erfrischende Schatten dickbelaubter Bäume gewährt, ist den Irländern gänzlich unbekannt. Die Nächte sind ziemlich wie die Tage, und früh Morgens ist es nicht viel kühler, als zu einer andern Stunde. Aber eben diese Temperatur macht zugleich, daß auf der ganzen Landschaft ein ewiger Frühling zu herrschen scheint. Da ist nichts Verbranntes, nichts Braunes, nichts Gelbes unter dem Grün; alles ist frisch und erquickend.

Selbst der Winter ist nicht gar viel anders. Man hat hier weder Kuh- noch Schafställe, denn alles Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel. Wenn ein Edelmann von seinem Landsitze weg in die Stadt zieht, so läßt er alle überflüssigen Pferde in seinem Park zurück, wo sie bis zum Frühjahr frei umher-

schweifen; man fängt sie dann wieder ein und gewöhnt sie leicht an ihre vorigen Arbeiten. Daher, daß Ochsen, Kühe, Schafe rc. immer unter freiem Himmel sind, kommt es auch, daß das Fleisch derselben einen besseren Geschmack hat als anderwärts. Auch lebt man deshalb in Irland größtentheils von Fleischspeisen.

Ungeachtet seiner Feuchtigkeit ist das Klima keineswegs ungesund. Unter den Männern besonders sieht man fast nichts, als starke, kraftvolle Körper, und nirgend hört man weniger von Rheumatismen, schwachen Magen, Podagra und Fiebern. Eben so kräftig, wie die Menschen, ist der Boden, auf dem alles aufs herrlichste gedeiht.

21. Armuth des gemeinen Mannes.

In Irland scheint die Welt nur den Reichen und Großen zu gehören, die hier weit ausgedehnte Ländereien haben; diejenigen aber, die es anbauen, leben in der äußersten Armuth.

Wer ein Landgut besitzt, der verpachtet einen Theil davon an einen Landwirth oder Pächter, der gewöhnlich schon etwas Vermögen hat. Oft wird dieser durch eine solche Pacht sehr reich, kauft sich einige Güter und lebt dann wie ein angesehener Mann. Die größeren Pächter zertheilen das Landgut in kleinere Stücke, und verpachten diese wieder an Arme, die daselbst in einer elenden Hütte wohnen. Auf großen Gütern werden mehrere Pächter angenommen.

Kommt man in eine solche Hütte, so sieht man überall das Bild der bittersten Armuth. Denkt Euch unter dem Gebäude ein viereckiges Gemäuer von Lehm, oben mit dünnen Balken belegt, die mit Stroh gedeckt sind, so habt Ihr die ganze Wohnung des größten Theils

der geringern Landleute. Der Fußboden ist manchmal mit Steinen belegt, gewöhnlich aber ist es die bloße Erde. Aeußerst selten ist in diesen kleinen engen Hütten eine Abtheilung; das Ganze macht gewöhnlich nur eine einzige Stube aus, in welcher die Familie wohnt, schläft, kocht, sich wärmt und ihr sämmtliches Hausgeräthe hat. Ein kleines Fenster, selten von Glas, gewöhnlich von ölgetränktem Papier, giebt weniger Licht als die Oeffnung der Thür, die man daher auch in der Regel offen läßt. Ueber der Stelle, wo das Feuer angezündet wird, ist nun wohl in mancher dieser Hütten ein gemauerter Schornstein, in vielen aber nicht, und da mag dann der Rauch selbst sehen, welchen Ausweg er findet. Gewöhnlich nimmt er ihn zur Thür hinaus oder durch die Oeffnungen im Dache. — Dieses Gemälde ist ganz der Wahrheit getreu.

Nebengebäude giebt es nicht; denn da das Klima sehr mild ist, so bleibt alles Vieh, wie schon gesagt, Sommer und Winter, unter freiem Himmel. Auch das Heu liegt in großen Schobern aufgehäuft in freier Luft.

So lebt hier der niedere Landmann, geht barfuß und schlecht gekleidet und nährt sich von Kartoffeln, Milch und Käse. Mit dem, was er durch seine Viehzucht gewinnt, bezahlt er die Pacht, und das Uebrige vertrinkt er in Whisky (Branntwein), wie wenig es auch seyn mag. Seine Lage ist höchst armselig und bedrängt, er ist aber zugleich auch zu mißmüthig und zu verdrossen, um durch einen sorgsamen Anbau des Landes seinen Zustand zu verbessern. Der Zustand des irischen Landmannes ist jetzt so, daß er selbst das Londoner Parlament beschäftigt, und zahlreiche Auswanderer verlassen bereits ihr Vaterland, um außerhalb Irlands sich ein besseres Loos zu suchen.

Welch ein Unterschied aber auch zwischen diesen armen Menschen und den Vornehmen des Landes! Indessen

der Lord und seine Tischgenossen in glänzenden Wagen, oder auf muthigen Rossen vor ihnen vorüberfliegen, stehen sie da mit entblößtem Haupte und in Lumpen gehüllt und sehen ihnen demüthig nach. — Die Einen leben im größten Ueberflusse, wohnen in prächtigen Zimmern, kleiden sich in das feinste Tuch, in Sammet und Seide, und denken fast an nichts, als an die Genüsse der Sinne, die sie durch die Produkte aller vier Welttheile zu befriedigen suchen. Den Andern fehlt es an Allem; sie nähren sich von Kartoffeln und Milch, und doch ist Mancher unter diesen Elenden, der wahrhaft glücklicher ist, als die Großen, die ihn kaum eines Blickes würdigen. — Lust und Unlust ist an keinen Stand gebunden, von beiden hat der Reiche und Arme seinen beschiedenen Theil. Gewohnheit macht das Ungleiche wieder völlig gleich. Der Dürftige schläft so süß, oft noch süßer auf seinem Stroh, als der Millionär auf seinen Eiderdunen, und ein Stück Butterbrot, dem er hungrig entgegen sieht, schmeckt ihm hundertmal besser, als dem übersättigten Reichen seine Austern und seine indianischen Vogelnester.

22. Leben der irländischen Edelleute auf ihren Landsitzen.

Gemeiniglich suchen sich die irländischen Gutsbesitzer den Aufenthalt auf ihren Landgütern durch eine Anzahl lieber Freunde zu erheitern, die sie zu sich einladen und mit denen sie die Freuden des Landlebens theilen.

Ist eine solche Gesellschaft beisammen, so hält es Jeder mit dem Aufstehen, wie er will. Wer gern etwas thut, der erhebt sich früh von dem Nachtlager, denn die Zeit vor dem Frühstück ist die einzige, von der er recht mit Gewißheit sagen kann, daß sie sein ist. Zwischen zehn und elf Uhr geht man zum Frühstück, das eine Art

Mahlzeit ist, die gemeinschaftlich im Speisezimmer eingenommen wird. Jedermann erscheint dabei im Morgenkleide.

Nach einer Stunde ungefähr setzen sich die Herren zu Pferde und traben und galoppiren zwei bis drei Stunden im Parke oder in der Gegend umher. Oft ist die Gesellschaft zwölf bis funfzehn Personen stark, und dann sind immer einige Bedienten dabei, welche Ueberröcke für die Herren und andere Bequemlichkeiten mit sich führen, die Thorwege öffnen und andere Dienste verrichten.

Nach der Zurückkunft geht Jedermann auf sein Zimmer, wechselt die Wäsche, bringt die Haare in Ordnung und kleidet sich zum Mittagsessen an. Die Frauen machen indessen ihre Toilette. So erwartet man die Essensstunde entweder auf seinem Zimmer, und beschäftigt sich, wie man will, oder man geht in das Gesellschaftszimmer, wo auf einer Tafel alle Zeitungen und Zeitschriften, Landkarten, Bücher, Almanache ꝛc. liegen und auch Schreibmaterialien vorhanden sind.

Um fünf Uhr wird zu Mittag gegessen. Gegen sechs Uhr stehen die Damen auf; die Herren aber setzen sich an einen runden Tisch, und lassen unter Toasts (Gesundheittrinken) die Gläser und Weinflaschen erklingen. Jeder schenkt sich ein, so viel er will, oder läßt auch die Flasche ganz vorüber gehen. Dieß dauert manchmal bis sieben Uhr, wo man wieder zu den Frauen geht und Thee mit ihnen trinkt. Hierauf macht man eine Spazierfahrt, oder einen Spaziergang, oder man spielt eine Partie Billard. Dann setzt man sich zum Kartenspiel, oder beschäftigt sich auf eine andere Art auf seinem Zimmer bis zum Abendessen.

Erst gegen elf Uhr setzt man sich zur Abendtafel. Man kann aber auch davon wegbleiben, ohne daß es einem übel gedeutet wird.

Manche Fremde sind täglich zu Tisch, Andere kommen und gehen, so daß sich die Scene unablässig verändert und man oft täglich einen andern Tischnachbar hat. Die Besuche, die man an einem Tage aus der Gegend empfängt, erwiedert man an einem andern, und so genießt man selbst auf dem Lande alle Freuden des geselligen Lebens.

23. Beschreibung eines englischen und irländischen Parks.

Wer sich eine Vorstellung von einem englischen oder irländischen Park machen will, der muß für's erste jeden Begriff eines Gartens entfernen, denn es ist keiner. Gemeiniglich wird der eigentliche Garten in einen Winkel des Parks verlegt. — Wollt Ihr nun ein richtiges Bild von einem Park haben, so denkt Euch eine Strecke Landes, die an manchen Orten über eine Stunde Wegs im Durchmesser hat, und die mehr aus Hügeln und Gründen, als aus Ebenen besteht. Dieser ganze große Strich Landes ist mit einer Mauer umgeben, welche man aber selten gewahr wird, weil sie durch die sogenannte Wilderneß (Wildniß) versteckt wird. Diese ist eine Art von Waldung, die innerhalb der Mauer sich um den ganzen Park herumzieht. Sie besteht aus einer großen Menge verschiedener Arten von Bäumen und ist so dicht, daß man von dem Wege aus, der rings herum geht, nichts sehen kann, als Bäume und Gestrüppe. Dieses schauerliche Dunkel hat unendlich viel Reiz. Der Boden ist mit dichtem und frischem Grase bewachsen, welches nirgends so sehr betreten wird, daß man einen Weg darauf sieht. Selbst die Thiere scheinen Gefallen an diesen Anlagen zu finden; die Pferde wenigstens bezeigen viel mehr Lebhaftigkeit und Regsamkeit, sobald sie auf diesen Boden kom-

men. Das dichte Dunkel der Bäume zieht auch unzählige Vögel herbei.

Gewöhnlich steht mitten im Park das große schöne Wohnhaus des Gutsbesitzers, mit einer langen Reihe kleiner Gebäude auf beiden Seiten. Gleich zunächst an denselben sind von einem Kanal durchschnittene Wiesen. Auf der einen Seite sieht man einen Hügel, auf der andern einen Wald; eine Brücke führt über den Kanal, der sich in mehrere Arme theilt und mit Bäumen bepflanzte Inseln bildet. Ein paar Kähne sind hier und da am Ufer befestigt; Schwäne rudern stolz auf dem ruhigen Wasser hin und her, oder sie steigen an das Land und kommen bis an das Haus.

So wie man sich von dem Hause entfernt, kommt man bald in eine Allee, bald in ein Wäldchen von Nußbäumen, bald an eine Grotte in dickem Gebüsche, bald an eine Hütte, welche der Schäfer, bald an eine andere, die der Kuhhirt bewohnt, oder an einen Meierhof, oder auf eine Anhöhe, von der man eine liebliche Aussicht auf die Umgebungen des Parks hat. Doch sind absichtlich die Anlagen so eingerichtet, daß man selten das Ganze mit einem Male übersehen kann.

Höchst angenehm in einem solchen Park ist auch die große Menge von Ochsen, Kühen, Schafen und andern Thieren, womit er bevölkert ist, und die beständig frei herum laufen, ja nicht einmal im Winter in Ställe kommen. In manchem Park sind etliche hundert Kühe, gegen tausend Schafe und eine Menge Damhirsche. Die Pferde läßt man auf die Weide, sobald sie nicht gebraucht werden. Hirsche und Kühe weiden vertraulich unter einander und lassen die Vorübergehenden ganz nahe an sich kommen.

Alles hat hier ganz das Ansehen der freien Natur, wenn schon alles eingeschlossen ist. Ja selbst im Park kann das Vieh nicht überall von einem Orte zum andern, sondern ist durch dicke grüne Hecken getrennt, die aber der Landschaft nichts von ihrer Schönheit benehmen.

So sind also die englischen und irländischen Parks eine künstliche Nachahmung der schönen ländlichen Natur, wobei man aber die Hand des Künstlers wenig oder gar nicht gewahr wird.

24. Der irische Riese.

In dem Saale der Anatomie der Universität zu Dublin ist, unter anderen Seltenheiten, das Gerippe des sogenannten irischen Riesen zu sehen, das acht Fuß weniger zwei Zoll lang ist. Es ist doppelt merkwürdig, da der Mensch, von dem es ist, durch Kunst zu einem Riesen gezogen wurde.

Ein Bischof zu Cloyne nämlich, Namens Berkeley, stellte unermüdet physikalische Versuche an, die oft sehr sonderbar waren und nicht selten ins Grausame fielen. Unter andern wollte er sehen, ob es nicht möglich sey, dem Menschen durch künstliche Mittel eine viel größere Länge zu geben, als er von Natur zu haben pflegt. Er nahm daher einen armen Knaben aus der Gegend seiner Stadt zu sich und dehnte ihn täglich durch allerlei Mittel aus, so daß der Knabe wirklich bis zu seinem sechzehnten Jahre schon sieben Fuß lang war. Allein seine Gliedmaßen verloren dabei alle Verhältnisse; die untere Kinnlade wurde sehr lang, der Schädel aber blieb von gewöhnlicher Größe, weil da keine Dehnung möglich war; dabei blieb der Mensch äußerst schwach an Körper und Seele, und starb, fast wie vor Alter, schon in seinem zwanzigsten Jahre.

Zum Glück gelang dieser grausame Versuch nicht ganz, sonst würde bei dem damaligen Wunsche mancher Regenten, riesenhafte Soldaten zur Leibwache zu haben, leicht viel Unheil daraus entstanden seyn.

Einen noch seltsameren Versuch, der aber beinahe tragische Folgen gehabt hätte, machte der Bischof einmal an sich selbst. Er war nämlich begierig zu wissen, wie einem Menschen zu Muthe sey, der am Galgen stirbt. Er knüpfte sich also selbst auf, legte jedoch vorher ein Messer zur Hand, um den Strick, woran er sich aufhängte, noch zu rechter Zeit durchzuschneiden. Allein, um wahrhaft die Gefühle eines Gehenkten zu haben, mußte er seine Rettung bis auf den letzten Augenblick verschieben, und da war er nun — man denke sich seine Angst — nicht mehr im Stande, sich selbst zu helfen, und hätte sterben müssen, wäre nicht eben noch in dem entscheidenden Augenblick zufällig eine Magd in das Zimmer getreten.

25. Der irische Dudelsack.

Der Dudelsack ist in Irland ein sehr beliebtes Instrument. Es ist da eigentlich in seinem Vaterlande, und wurde vor Zeiten bei allen Tänzen, bei allen Festen und Lustbarkeiten gebraucht. Man hat auch gewisse National-Arien und National-Tänze, die darauf gespielt werden und wornach die Landleute noch heutigen Tages singen und tanzen, so wenig sie im Ganzen zur Freude und Fröhlichkeit gestimmt sind. So steht denn dieses alte Instrument noch immer in Ehren und wird sogar oft von Edelleuten, wenigstens auf dem Lande, gespielt, aber nicht in seiner alten, sondern gegenwärtig in einer verbesserten Gestalt mit fünf Pfeifen und zwei verbundenen Säcken.

26. Leichenbegängnisse der Irländer.

In Irland sieht man noch bisweilen altvolksthümliche Leichenbegängnisse mit Klageweibern, die heulend hinter dem Leichnam hergehen. Besonders hat sich dieser uralte Gebrauch mehr als anderswo in dem westlichen Theil von Irland erhalten, wo das Sterbehaus von den Klagen, dem Geschrei und dem Geheule dazu erkaufter Weiber erfüllt wird.

So lange der Leichnam zu Hause ist, liegt er auf einem Bette oder Brett, gekleidet in schneeweiße Leinwand, mit einem Teller voll Salz auf der Brust. Das Salz ist vermuthlich das Bild des unvergänglichen Theils, während der Körper das Bild der Verwesung ist. Die Klagenden sitzen um den Leichnam her.

Die Versammlung der Leidtragenden überhaupt nennt man die Wachen. Sie kommen aus der Nähe und Ferne, lagern sich um den Todten her, schmausen, trinken Whisky, rauchen Tabak, und erzählen sich Geschichtchen von dem Verstorbenen. Dies thun wenigstens die Alten, indeß sich die Jugend in der Scheune, oder in einem zweiten Zimmer, wenn eines da ist, auf andere Art belustigt, oder wohl gar nach dem Dudelsacke tanzt.

In ältern Zeiten hatte man in Irland einen Barden, der zur Ehre des Verstorbenen ein Klagelied dichtete und absang, worin er dessen gute Eigenschaften, seine Abstammung, seine Reichthümer rühmte, und immer wurden dabei die Jammerworte wiederholt: O warum starb er! zum Beispiel:

O! warum starb er! er, der so würdig war zu leben! er, der aus dem edlen Blute von Heber stammte, dem Sohne Gallums, des tapfern Führers!

O! warum starb er! er, der mit einem Weibe gesegnet war, der schönsten von Scota's Töchtern; einem Weibe, das nur lebt, seinen Verlust zu beweinen!

O! warum starb er! ehe er seine Söhne sehen konnte ruhmvoll im Felde, und seine Töchter glücklich in ihrer Liebe!

O! warum starb er! er, der alles zum Leben hatte, dessen zahlreiche Rinder auf der Weide blökten, und dessen Schafe die Hügel bedeckten!

O! warum starb er! er, der Herr des goldenen Thales! O ihr, die ihr von seiner Güte lebet, Unterthanen und Getreue, warum entrisset ihr ihn nicht dem Tode, ihn, der so oft euch zum Ruhm anführte, und mit Lorbeeren gekrönt euch zurück brachte!

So sang der Barde, und die Weiber sangen ihm nach mit kläglichem Geheul. — Jetzt werden leider diese Gesänge meistens von Leuten ohne alle Kenntnisse gedichtet und sind daher oft im höchsten Grade lächerlich.

In Irland hält man viel auf eine ehrenvolle Beerdigung, so daß Mancher zum Bettler wird, um seinen Vater oder Sohn mit Anstand zu begraben. Man hat Beispiele von alten Weibern, die lieber betteln gehen, als daß sie die zwei oder drei Guineen angreifen, die sie zu ihrem anständigen Begräbnisse zurückgelegt haben.

II.

Frankreich.

1. Ansicht von Frankreich.

Das Königreich Frankreich liegt, wie Ihr wisset, zwischen Spanien und Teutschland, Belgien, Italien und der Schweiz, zwischen dem mittelländischen und atlantischen Meere. Es ist ein schönes, fruchtbares, von vielen Flüssen durchströmtes Land, das in manchen Gegenden einem üppigen Garten gleicht. Die ansehnlichsten unter seinen Strömen sind die Garonne, der Rhone, die Loire, die Seine, der Rhein, die Maas, die Schelde. Große See'n hat Frankreich nicht, wohl aber mehrere Kanäle, unter welchen der von Languedoc der vornehmste ist, indem er das mittelländische Meer mit der Garonne und durch diese mit dem atlantischen Meere verbindet. Er zieht sich an mehreren Orten auf starken Bogen quer über beträchtliche Flüsse, so daß man also öfters ein Schiff über dem andern wegfahren sehen kann. Einmal zieht sich dieser berühmte Kanal sechshundert Fuß weit mitten durch einen Berg. Ueber Anhöhen wird er durch zwei und sechzig Schleusen geleitet, das heißt, durch eine Art Thore, durch welche das Wasser aufgehalten wird, wenn das Schiff durchgegangen ist, so daß sich die Wasserfläche und mit ihr das Fahrzeug hebt.

Frankreich enthält ungleich mehr ebenes Land als Gebirge. Diese befinden sich mehr an seinen Grenzen als in seinem Innern. Gegen Spanien ist das große pyrenäische Gebirge, gegen Italien sind die Alpen, gegen Helvetien das Juragebirge belegen; hierzu kommen dann noch die Cevennen und die Auvergner Gebirge im südöstlichen, und die Vogesen im nordöstlichen Theil. Heideland findet sich hauptsächlich nur in der Gegend von Bordeaux. Das Klima ist im Ganzen mild und angenehm, besonders im südlichen Frankreich, wo es fast ganz dem Italiens gleich ist. Nur in den Gebirgsgegenden findet man es ziemlich rauh.

Frankreich besitzt einen außerordentlichen Reichthum an Producten aller Art. An Thieren hat es Pferde, Esel, Maulthiere, Rindvieh, eine große Menge Schafe von veredelter Art, auch Ziegen, Schweine, Geflügel. Die See- und Flußfischerei ist sehr bedeutend; man hat auch Korallen- und Austernfang und in den südlichen Provinzen Seidenbau. In den Pyrenäen hausen aber auch noch Bären und Wölfe, von denen ich mehr zu erzählen haben werde. Ueberfluß hat Frankreich auch an Getreide, Flachs, Hanf, Tabak, Obst, Wein, und im südlichen Theil an Oliven, Orangen, Feigen, Kastanien, Kapern. Unter seinen Weinen sind die vorzüglichsten: der Burgunder, Champagner, Lünel, Frontignan, Bordeaux, Medoc. Unter den Metallen wird wenig Gold, wohl aber Silber, Quecksilber und besonders viel Eisen und Stahl gewonnen.

Die Anzahl der Einwohner Frankreichs beträgt auf 10,080 Quadratmeilen etwa drei und dreißig Millionen. Nur in wenigen Provinzen wird eine andere als die französische Sprache gesprochen; das Patois ist in Frankreich ungefähr das, was das Plattteutsche in Teutschland ist. Im Elsaß und in einem Theil von Lothringen spricht

man teutsch, an der italienischen Grenze italienisch, an der spanischen Grenze baskisch und in Nieder-Bretagne kymrisch oder alt-britisch. — Alle Religionen werden jetzt in Frankreich geduldet; die herrschende aber ist die katholische.

Die französischen Fabriken stehen in dem schönsten Flor, und gewähren den Arbeitern nur allein für Arbeitslohn einen jährlichen Gewinn von mehr als 800 Millionen Francs. Die Wollen- und Baumwollenfabriken, besonders aber die Seidenfabriken sind von hoher Bedeutung; Seidenzeuge besonders werden von einer Schönheit, einem Glanz der Farben und in einer Güte verfertigt, worin es ihnen kein anderes Land, außer etwa Italien, gleich thut. Nächstdem haben die Franzosen auch sehr ansehnliche Leinwand-, Batist-, Cammertuch-, Linon-, Zwirn- und Spitzenmanufakturen, und ihre Messerschmiedwaaren, ihre Hut-, Papier-, Glas-, Spiegel-, Bijouteriefabriken sind weit und breit berühmt. Der Handel zu Lande war zu allen Zeiten sehr blühend, und wird im Innern durch die großen schiffbaren Flüsse und Kanäle begünstigt; noch geeigneter ist Frankreich durch seine Lage zwischen zwei Meeren zu dem Seehandel, der lange durch die Kriege mit England unterbrochen war, jetzt aber wieder lebhaft und einträglich ist.

Die Regierungsverfassung ist monarchisch und beschränkt. Der König hat die ausübende Macht; die gesetzgebende aber theilt er mit der Kammer der Deputirten der Departemente und mit der Kammer der Pairs.

2. Paris und die Pariser.

Paris ist nach London die größte Stadt in Europa. Sie hat sieben Stunden im Umkreise, zwei in der Breite, und enthält ohne Militair 940,000 Einwohner in 28,000

Häusern. Man hat berechnet, daß die 85 Barrieren oder Thore von Paris dem König von Frankreich allein so viel eintragen, als dem König von Dänemark sein ganzes Königreich.

Die alte Stadt Paris ist nichts weniger als schön gebaut. Die hohen, rußigen Häuser, die engen, krummen, schmutzigen Gäßchen, die öfters keinen Ausgang haben, die vielen alten Gebäude, dieß alles zusammen genommen giebt ihr ein finsteres Ansehen. Gleichwohl ist in neuern Zeiten viel zur Verschönerung der Stadt gethan, und Paris hat jetzt eine Menge schöner und prächtiger Gebäude, unter welchen wahre Wunder der Baukunst sind. Auch sind in den neuen Vierteln alle Straßen gerade angelegt. Da giebt es keine engen Plätze, keine schmalen Quergäßchen mehr. In der alten Stadt werden dagegen die schönsten Straßen noch durch Ringmauern verunstaltet, womit die Vorhöfe der Häuser umgeben sind. Man sieht nämlich von der Straße aus kein Haus, sondern nur eine niedrige Mauer mit einem häßlichen Thorweg, und selten genießt das untere Stockwerk die wohlthätigen Strahlen der Sonne. Auch die innere Einrichtung dieser Häuser ist schlecht. Dunkle, enge, steile Treppen mit eisernen Geländern, kleine, dunkle Vorzimmer, die zugleich die Stelle der Küche vertreten, Fenster, die bis auf den Boden herab reichen und viel Zugluft verursachen u. s. w. — Allenthalben sieht man es der alten Stadt an, daß sie nur nach und nach aufs Ungefähr, nicht aber nach einem gut überdachten Plan angelegt und aufgeführt worden ist.

Die Stadt Paris ist ganz offen. Man sieht da weder Ringmauern, noch Thürme, noch Wälle. Anstatt fester Thore hat sie bloß Gatter und Schlagbäume, die sogenannten Barrieren, an denen die Zöllner Wache

hal-

halten und die Reisenden durchsuchen. Der **Boulevard**, der alte Wall, umgiebt die Stadt nur von einer Seite und wird bloß als Spaziergang benutzt.

In den meisten Häusern, selbst in den gewöhnlichen Bürgerhäusern, findet man Thürhüter (Portiers). Gemeiniglich treibt ein solcher Thürhüter ein sitzendes Handwerk, und erhält für seine Dienstleistung öfters nur freie Wohnung.

Die Zimmer sind fast durchgängig mit Tapeten ausgeschlagen. Ueber dem Kamin ist ein Spiegel eingemauert, und oft sind noch alle Wände des Zimmers mit Spiegeln behängt. Die Platten der Commoden und Tische und das Gesims des Kamins sind meistens von Marmor. Die Miethszimmer (**chambres garnies**) sehen freilich nicht immer sehr einladend aus, sind dunkel, selten gut meublirt, und öfters voll Ungeziefer.

Statt der Oefen hat man Kamine, die sich zwar nicht übel ausnehmen, aber viel mehr Holz erfordern und eine ungleiche Wärme verbreiten; das Holz aber ist in Paris ein sehr theurer Artikel. Ueberdieß leiden die Augen gar sehr durch die lodernde Flamme.

Man schläft durchgehends auf Matratzen und unter leichten wollenen oder seidenen Decken, welches viel gesunder ist, als das Schlafen in Federbetten. Statt des Kopfkissens hat man einen harten Wulst, auf dem der Kopf liegt, und der Schmerzen verursacht, bis man desselben gewohnt wird.

Uebrigens muß zu Paris die mittlere Klasse der Einwohner gar mancher Bequemlichkeit entbehren, weil der Reiche nicht Raum genug bekommen kann. Viele Familien leben enge und zusammengedrängt, weil andere ein ganzes Hotel zu ihrer Wohnung bedürfen.

Auch auf den Straßen finden die Pariser nicht die Bequemlichkeit, deren sich die Bewohner von London zu erfreuen haben. Man hat da keine Trottoirs oder erhöhte Wege für die Fußgänger, auf welchen sie vollkommen sicher vor den Wagenrädern sind; und das ist um so übler, da es den Fahrenden erlaubt ist, wild durch die Straßen zu jagen. An zehn Orten rasseln oft zugleich die Wagen, das Volk ist im Gedränge, und die Kutscher geben sich kaum die Mühe, gare (vorgesehen)! zu rufen; man muß daher äußerst aufmerksam seyn, wenn man in den volkreichen Straßen nicht zertreten oder übergefahren werden will. Da es in Paris sehr oft regnet, so werden die großen Straßen fast nie trocken. Die übermäßige Höhe der Häuser verhindert den Zutritt der Sonnenstrahlen, und vor dem beständigen Menschengewühle kann die Polizei die Straßen nicht so oft reinigen lassen, als es wohl nöthig wäre. Abends ist der Fußgänger noch übler daran, denn da rollen die Wagen am stärksten, die Laternen sind bei weitem nicht in so hinlänglicher Anzahl wie in London vorhanden, und zur Zeit des Vollmondes werden die Straßen gar nicht einmal erleuchtet. Doch wird der Mangel der Laternen in den großen Straßen einigermaßen durch die Erleuchtung der Läden ersetzt, die fast durchgehends den untern Theil der Häuser einnehmen. Dieß alles aber ist nicht hinlänglich, viele Menschen vor dem traurigen Loose zu sichern, lebendig gerädert zu werden, und wo nicht das Leben zu verlieren, doch Arm und Bein zu brechen.

Bei plötzlich eintretendem Regen hat aber doch der Fußgänger zu Paris eine Bequemlichkeit, die er in andern Städten nicht findet; denn kaum zeigt sich eine Regenwolke am Himmel, so stehen auch schon zwanzig dienstbare Geister, in der Gestalt armer Straßenjungen, da, die

für wenige Sous ihre Regenschirme herleihen und im heftigsten Platzregen unbedeckt nachlaufen. Dieß wäre auch eine sehr willkommene Bequemlichkeit, wenn nur nicht die Regenschirme manchmal so durchlöchert wären, daß der Träger nicht minder durchnäßt wird. Hat man auf der kothigen Straße seine Schuhe beschmutzt, so findet man an jeder Ecke ein paar Jungen mit Schuhbürsten und einem Schemel in Bereitschaft, sie wieder sauber zu machen. Ruft man einen Lohnkutscher, so springt gleich ein ganzes Dutzend müßiger Jungen hinzu, und Jeder will der Erste seyn, den Wagenschlag zu öffnen.

Solcher Lohnkutscher sind immer, wie zu London, eine große Menge in Bereitschaft; ihr Fuhrwerk ist aber mitunter nicht in dem Zustande, wie man es in einer Stadt erwarten sollte, wo übrigens so große äußere Eleganz herrscht. Auch die Führer der Lohnkutschen stechen in ihrer Kleidung öfters noch sehr gegen die allgemeine Sauberkeit ab. Und um wie viel schlechter sind nicht die Wagen selbst, als die Londoner! Der Sitz ist sehr hart, und öfters so schief, daß man kaum darauf sitzen kann. Die Pferde werden fast nie ausgespannt, sondern bleiben Tag und Nacht auf der Straße vor dem Wagen stehen, und erhalten auch wohl spärliches Futter, so daß sie sehr abgemagert erscheinen. — Indessen giebt es jetzt auch neue, sogenannte englische Fiacres, und andere Lohnkutschen, die viel besser sind als die ältern. Man hat überdieß die schönen sogenannten carosses de remise, die aber auf einen ganzen Tag gemiethet werden müssen und sehr theuer sind.

Viele Leute, die nicht gern in den schmutzigen Straßen Schuhe, Strümpfe und Kleider besudeln wollen, lassen sich auch auf sogenannten Vinaigretten oder Brouetten, einer Art Karren, fahren, die nicht von Pferden,

sondern von einem starken Kerl gezogen und von einem andern geschoben werden. Einem solchen Karren, der nur zwei Räder hat, muß eben so wie dem prächtigsten Staatswagen ausgewichen werden, und man schämt sich dieses seltsamen Fuhrwerks so wenig, daß oft die angesehensten Leute vom Mittelstande darauf fahren.

So wie in London, entsteht zu Paris durch alle diese Fuhrwerke und die Volksmenge, welche durch die Hauptstraßen wogt, oft ein entsetzliches Gedränge, besonders bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei einer Hinrichtung, einer Hoffeierlichkeit u. s. w. Als der unglückliche König Ludwig XVI. sich mit der österreichischen Prinzessin Marie Antoinette vermählte, wurde ein großes Feuerwerk auf dem Platze Ludwigs XV. abgebrannt, wobei sich eine sehr große Menschenmenge als Zuschauer einfand. Durch einen unglücklichen Zufall erschreckt, gerieth mit einem Mal ein großer Haufe in Bewegung und wollte durch eine breite Straße sich entfernen. Durch ein noch unglücklicheres Zusammentreffen von Umständen wollte ein anderer eben so großer Haufe durch eben diese Straße nach dem Platze hin. Beide Parteien begegneten sich; es entstand ein entsetzliches Gedränge; eine große Anzahl Kutschen geriethen hinein, Menschen wurden gerädert oder zertreten, und über 600 Personen sollen dabei ums Leben gekommen seyn.

3. Lebensart der Pariser. Bestellung des Tisches.

Das Leben der geschäft- und gewerbtreibenden Volksklasse zu Paris fängt morgens um acht Uhr an, wo es in allen Häusern und in allen Straßen lebendig wird. Um zehn Uhr trinkt der Vornehme seine Chocolate. Der gemeine Bürger setzt sich selten vor zwei Uhr Nachmittags

an den Mittagstisch, der Kaufmann nicht vor drei, der Vornehmere erst um vier. Um neun oder zehn Uhr geht man zum Abendessen. Gemeiniglich speis't man da, wenigstens unter den höhern Ständen, in der Gesellschaft einer Anzahl vertrauter Freunde, und verlebt mit ihnen, unter Becherklang und heiteren Gesprächen, die schönsten Stunden. Oft bleibt man die ganze Nacht sitzen, darum hört man auch bis zum dämmernden Morgen die Wagen rollen.

Der gemeine Mann arbeitet fleißig die ganze Woche hindurch für seine Familie. Am Sonntag aber geht er fröhlich nach einem der zahlreichen Vergnügungsorte und ergötzt sich da in lustiger Gesellschaft, im Kreise seiner Bekannten auf vielfache Weise. Selten bringt er ein Räuschchen mit nach Hause, und noch seltener einen tüchtigen Rausch.

Wer keine eigene Wirthschaft führt, und solcher Personen giebt es zu Paris eine große Menge, der begiebt sich bei einem Bürger, oder einem Gastwirth, oder in einer Garküche in die Kost.

Die Wirthstische (tables d'hôte) der geringern Klasse sind größtentheils sehr mager. Das erste Gericht ist gewöhnlich die Suppe, die aus dünner Brühe mit eingeschnittenem Weißbrot besteht. Die zweite und dritte Schüssel enthält Fleisch auf verschiedene Art zubereitet, und etwas Gemüse. Ein Braten macht den Beschluß, und dann folgt der Nachtisch; das Brot ist durchgängig weißes, aber nahrhaft und schmackhaft. — Der Teutsche, der in den Gasthöfen seines Vaterlandes gewohnt ist, die Tafeln reichlich mit Speisen besetzt zu finden, gewöhnt sich schwer an die schmalere Kost der untern Stände in Frankreich. Die Schüsseln sind hier so sparsam eingerichtet, daß ein guter Esser, wenn er auch bis auf das letzte

Stück Käse aushält, doch immer nicht ganz befriedigt die Tafel verläßt. Was aber den Speisen an Menge abgeht, das suchen die Wirthe gemeiniglich durch die Dauer der Mahlzeiten zu ersetzen. Zwischen jeder Schüssel wird eine lange Pause gemacht, so daß die eßlustigen Gäste oft eine Stunde bei einer Mahlzeit hinbringen, mit der sie leicht hätten in einer Viertelstunde fertig werden können. Dagegen ist es aber auch eine Freude, zuzusehen wie die Gäste es sich schmecken lassen. Da ist kein Knöchelchen, das nicht bis auf die letzte Fleischfaser abgenagt würde, und die Geschwindigkeit, womit sie alles, was eßbar ist, verzehren, macht einen ganz sonderbaren Contrast mit der Langsamkeit, womit ihnen jedes Gericht vorgesetzt wird.

Manche Personen, die wenig aufzuwenden haben, speisen, wie gesagt, in den Garküchen, die man zu Paris mit dem Spottnamen »Archen Noahs« benennt. Da bekommen die Gäste für 12 Sous eine Mahlzeit. In Deutschland sättigen sich gemeine Leute oft mit noch wenigerem Kostenaufwande; in London und Edinburgh aber leiden häufig Hunderte täglich den bittersten Mangel an den nöthigen Sättigungsmitteln.

Der gute Wein ist selten in Paris. Am häufigsten findet man den Burgunder, der aber oft seinen Namen mit Unrecht führt. Man brauet auch vortreffliches Bier, das dem englischen fast an Güte gleich kommt. Nach Tische wird häufig Liqueur getrunken. Der Kaffee folgt gleich auf den Nachtisch. Am leckerhaftesten wird zu Paris das Gefrorne zubereitet.

4. Betriebsamkeit der Pariser. Spitzbübereien.

Die Pariser sind unerschöpflich an Erfindungen. Ein Künstler sucht immer den andern zu übertreffen, ein Arbeiter den andern zu verdunkeln und sich vor ihm auszuzeichnen. Man bekommt daher in Paris alle Wunder der Kunst zu sehen; alle Arbeiten findet man hier in der höchsten Vollendung: Edelsteine, Metalle, seidene und wollene Zeuge, Glas, Kleidungsstücke und Fuhrwerk aller Art, von dem kleinsten Karren an, der von Menschen gezogen wird, bis zu dem Staatswagen des Königs.

Viele Handwerker sind so speculativ, daß sie sich junge, gut gebaute Personen merken, die häufig in großen Gesellschaften leben. Zu diesen jungen Herren kommt ein Schuster, ein Schneider, ein Friseur, und bittet sie, sie möchten sich doch Schuhe oder ein Kleid von ihnen anmessen, oder sich frisiren lassen, an einer so zierlichen Figur könne er seine Geschicklichkeit zeigen; sie möchten nachher nur den Namen des Arbeiters nennen, man verlange keine andere Belohnung. — Auf solche Art brüstet sich dann mancher junge Stutzer in einem geschenkten Anzuge. Er wird von seinen Bekannten gefragt: wer für ihn arbeite; er nennt den Handwerker, und so bekommt dieser bald den zweiten, den dritten Kunden, und am Ende Zulauf und Arbeit in Menge.

Nicht minder erfindsam ist der ärmere Theil der Einwohner. Ein Savoyarde hatte den Einfall, sich in dem Hofe des Palais royal einen Kastanienofen einzurichten und für Geld Kastanien zu braten. Er sagte beständig vor sich hin: O wenn die Herren und Damen wüßten, wie gut die Kastanien schmecken, sie würden gewiß kaufen. Nun kauften Einige von seinen Kastanien, lobten ihren Wohlgeschmack, und es währte nicht lange, so konnte

er nicht mehr genug braten und austheilen. Er mußte mehrere Rostöfen aufstellen, denn von allen Seiten wollte man **marons du Palais royal** haben. Alle Leute führten davon in ihren Taschen, und in wenig Monaten erwarb sich der Savoyarde über tausend Francs.

Alle Morgen gehen Leute mit Gefäßen umher und durchsuchen das Kehricht vor den Häusern. Sie finden in demselben Nadeln, Läppchen, Garn und dergleichen, das sie Alles auffammeln. Und so ist's mit allem alten weggeworfenen Geräthe, alles wird aufgesucht und benutzt.

Es giebt Weiber, die bei Schneidern, Näherinnen und Dienstboten alle Lumpen zusammenkaufen, sie mögen grob oder fein seyn und aus Tuch, Seide oder Leinwand bestehen. Jede Gattung bringen sie zusammen und fangen einen kleinen Handel damit an. Es giebt Leute genug, die froh sind, bei einer solchen Lumpenhändlerin ein zum Ausbessern ihrer Kleider schickliches Läppchen zu finden, und bezahlen es ihr gern mit einigen Pfennigen. — Andere haben gläserne Stöpsel zu Flaschen feil. Da kommt nun Einer, der seinen Flaschenstöpsel zerbrochen oder verloren hat, und ersetzt für ein paar Sous seinen Verlust. — So große Mühe giebt sich der gemeine Mann, um sich kümmerlich, aber doch auf eine ehrliche Art fortzubringen.

Andere sind dagegen eben so erfinderisch in Spitzbübereien aller Art. Es giebt da z. B. Pferdehändler, die ihre Pferde färben, und ihnen einen Sattel voll Stacheln auf den Rücken legen, um sie bei dem Proberitt muthiger zu machen. Obsthändler malen ihr Obst an. Weinhändler brauen Burgunder und Champagner. Abgestandne Fische werden in Lauge getaucht, um ihnen den üblen Geruch zu benehmen. In entlegenen Straßen stellen sich Leute hin und bieten den Unerfahrnen mit geheimnißvollen schüchternen Geberden etwas zum Kauf an, um zu verste-

hen zu geben, als ob es kostbare gestohlne Sachen seyen, und verkaufen so nicht selten Kupfer für Gold, weißes Metall für Silber. Andere springen plötzlich vor Jemand hin und raffen einen Ring oder eine andere Kostbarkeit vor seinen Füßen auf, die sie aus scheinbarer Ehrlichkeit und um den Gewinn zu theilen an eben den Mann für eine Kleinigkeit abtreten. Man eilt voll Freude nach Hause und findet statt Gold Tomback und Glaskorallen statt Edelsteine.

Die Pariser Taschendiebe besitzen eine nicht mindere Fertigkeit in ihrer Kunst, als die in London. Meistens sind sie so anständig gekleidet, daß man gar keinen Verdacht auf sie werfen kann. Einst befanden sich einige Frauen in einem Gedränge; sie hatten goldene Halsketten und Ohrgehänge. Einige recht gut gekleidete Leute warnten sie, auf ihre Kostbarkeiten wohl Acht zu geben, damit ihnen nichts gestohlen würde; die Damen waren auch unvorsichtig genug, auf diese Warnung ihr Geschmeide abzunehmen und in ihren Arbeitsbeutel zu stecken. Als aber nach einigen Minuten das Gedränge etwas nachließ, hielten sie nur noch die Bänder ihres Beutels in der Hand. Er war ihnen abgeschnitten worden.

An öffentlichen Plätzen, im Palais royal, beim Ausgange aus dem Theater, und überhaupt wo ein großes Menschengewühl ist, kann man nicht genug auf seiner Hut seyn. Viele Personen tragen daher keine Ketten an ihren Uhren. Vor einiger Zeit wurde Jemand, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, zweimal bestohlen. Das erste Mal gab diese Person sorgfältig auf ihre Brieftasche Acht, in welcher sich Wechsel und andere wichtige Papiere befanden, und vergaß darüber, die Uhr zu bewahren, die ihr denn auch richtig gestohlen wurde. Das andere Mal wurde ihr die Brieftasche entwendet, weil sie alle Auf-

merksamkeit auf die Bewahrung der eben erst gekauften Uhr verwendete und darüber die Brieftasche vernachlässigte.

Auch an Kindern werden Diebstähle von ganz besonderer Art verübt. Es giebt nämlich auch in Paris Weiber, die gut gekleidete Kinder, wenn sie ohne Aufseher sind, in abgelegene Gäßchen locken, sie unter irgend einem Vorwande ausziehen und entweder halb nackt oder in Lumpen nach Hause schicken. So hatte einstmals ein solches Weib die Dreistigkeit, ein Kind aus der Schule abzuholen, unter dem Vorwande, es solle unverzüglich nach Hause zu seinen Aeltern kommen. Sie führte es in ein abgelegenes Haus, gab sich ihm als die Wäscherin seiner Mutter zu erkennen, und sagte, sie habe Befehl, seine Kleider zu waschen, damit es Abends in Gesellschaft gehen könne. Mit diesen Worten entkleidete sie das Kind, sagte, es werde sogleich andere Kleider bekommen, und ließ es im blanken Hemde stehen, bis es endlich von einer andern mitleidigen Frau, in eine Schürze gehüllt, in das Haus der Aeltern zurückgebracht wurde.

5. Sonntagsvergnügen der Pariser Handwerker.

Die ganze Woche hindurch arbeiten die Pariser Handwerker mit unermüdetem Fleiße; dafür lassen sie aber auch keinen Erholungstag, besonders die Sonn= und Festtage, ungenossen vorüber gehen. Alles strömt dann zu den Barrieren hinaus, und besonders die Straßen der Vorstädte, die fast ganz von Handwerksleuten bewohnt sind, und welche dort mit denen aus der Stadt zusammentreffen, gleichen einem geöffneten Bienenstock. Zu vielen Tausenden strömen die Pariser Handwerker ihren Vergnügungsorten zu, und Jeder ergötzt sich da auf seine Weise.

Sonntagslust der Pariser Bürger.

Aber um fünf Uhr hat sich die Scene ganz geändert. An die Stelle des betäubenden Tumultes ist eine tiefe Stille getreten. Alle Werkstätte und Läden sind geschlossen, kein Wagen rollt mehr, kein Ausrufer schreit, ja sogar die Kaffeehäuser sind leer. Wer Paris um diese Zeit zum ersten Mal sähe, der müßte glauben, die Stadt sey ausgestorben.

Desto lebendiger ist alles vor den Barrieren (den Schlagbäumen oder Thoren), wo der Handwerker sich unter schattigen Akazienbäumen behaglich im Freien vergnügt. Von einem Hause ist da nichts weiter vorhanden als die Küche, wo die Wirthin das Essen bereitet, und der Keller, aus dem der Wein geholt wird. Fängt es zufällig an zu regnen, so entsteht eine gewaltige Verwirrung. Nur Wenige finden unter den Bäumen und an dem Hause nothdürftigen Schutz; der größte Theil wird bis auf die Haut durchnäßt. Trotz dem aber gehen die Pariser Handwerker nach wie vor des Sonntags vor die Barrieren.

An keinem andern Orte, als zu Paris, ist das weibliche Geschlecht so unzertrennlich von dem männlichen. Ein Pariser Bürger oder Handwerker würde sich nur halb belustigen, wenn seine Ehehälfte nicht bei ihm wäre; sie muß ihn immer an dem Arme begleiten. Er ist auch ein großer Kinderfreund. Man sieht ihn daher zwei Töchter an der noch freien linken Hand führend, während die älteste munter vor ihm hergeht. Der Sohn, ein halberwachsener Bursche, verläßt nicht leicht die Hand der Mutter. Von dieser Regel wird aber eine Ausnahme gemacht, so oft die Mutter ihr Kleid aufnehmen, ihren Shawl zurecht legen, den Vorderrand ihres großen italienischen Strohhuts niederklappen, oder eine Prise nehmen muß, welches mitunter auch geschieht. Den Säugling trägt die Amme auf dem Arme hinten nach, und der Hund beschließt den Zug.

Aber nicht alle Pariser Handwerker sind verheirathet. Der Ledige hat jedoch gewöhnlich eine gute Freundin, und diese muß er am Sonntag vor die Barriere führen, bei Strafe, daß ihm am Montag in aller Frühe der Handel aufgekündigt werde. Eher würde man ihm Untreue verzeihen, als einen solchen Mangel an Achtung.

Es trifft sich auch wohl, daß er keine eigentliche **bonne amie** hat. In diesem Falle geht er, wie alle Uebrigen, hinaus auf die Straße und sieht sich um unter den Töchtern des Landes, deren immer eine große Menge vorhanden sind. Hat er eine gefunden, die seinen Augen wohlgefällt, so tritt er zu ihr, nimmt seinen Hut ab und spricht: **Mademoiselle, puis-je avoir l'honneur de vous offrir le bras, pour vous mener hors des barrières?** (Kann ich die Ehre haben, Ihnen den Arm anzubieten, um Sie vor die Barrieren zu führen?) Das läßt sich die Demoiselle nicht zweimal fragen. Sie nimmt sogleich seinen Arm und antwortet: **Monsieur, il est impossible d'être plus honnête que vous.** (Man kann unmöglich höflicher seyn, als Sie.) Damit ist nun der Handel geschlossen, und Beide thun so bekannt mit einander, als wären sie schon seit vielen Jahren in Verbindung. Bald finden sich auch Begleiter für ein halbes Dutzend Freundinnen, die sie bei sich hat.

So langt man karavanenweise vor den Barrieren an. Wie ein Zug Heuschrecken über ein Land, so fallen die Schaaren der Spaziergänger über die **Marchands de vin** und **Traiteurs** (Weinhändler und Speisewirthe) her. Zuerst wird in dem Garten eine schickliche Stelle für die Gesellschaft gesucht, dann ein Mitglied derselben in die Küche geschickt, wo alles zur Schau ausgestellt ist, was der Garkoch für heute zum Besten zu geben gedenkt. Ein öffentlicher Verkauf an den Meistbietenden beginnt. Ein

Ei wird eben so gut versteigert als ein zwanzigpfündiger Schöpsenbraten. Wer einen Sou mehr bietet, dem wird die Sache zugeschlagen. Oft entsteht Zank und Streit darüber; Einer reißt dem Andern das Gekaufte aus den Händen; dann aber stellt der Wirth mit einem kräftigen Worte, zu rechter Zeit gesprochen, den Frieden wieder her: **Allons, Messieurs,** sagt er zum Beispiel, **courage! gâtez, gâchez, fouillez aux pieds tant qu'il vous plaira! Alors vous mourrez de faim, comme nos braves à Moscou.** (Lustig meine Herren, verderben, zerdrücken, zerstampfen Sie alles so lange Sie wollen, so müssen Sie dann Hungers sterben, wie unsere Tapfern zu Moscau.) Das Wort Hungerssterben bringt einen panischen Schrecken unter sie, und die Auction geht wieder ruhig ihren Gang.

Hat der von der Gesellschaft Abgeschickte erstanden, was er braucht, so stellt er sich als Hüter neben Casserolle und Bratspieß; denn die meisten Speisen werden erst nach dem Verkaufe nach dem Geschmack des Käufers zubereitet. Dann fängt die Gesellschaft an zu speisen und zu trinken, und die heiterste Stimmung spiegelt sich auf allen Gesichtern.

Nach dem Essen wird entweder spazieren gegangen oder getanzt. Auf den Spaziergängen ist das Gewühl so groß, daß man oft weder vor- noch rückwärts kommen kann. Es dienen diese Spaziergänge weniger zu körperlicher Bewegung, als sie vielmehr öffentliche Unterhaltungen sind, an denen Alle Antheil nehmen, die sich mit Gesicht und Stimme erreichen können. Hier geschieht es oft, daß rechts geantwortet wird, wenn man nach links hin gefragt hat; da hilft Einer das Wort finden, das ein Anderer vergeblich sucht; ein Dritter mischt sich in die Unterhaltung und ergänzt mit seinem Witze den Witz des

Andern, ein Vierter hält dem Fünften, den er Miene machen sieht, Feuer zu schlagen, seinen brennenden Cigarro hin, der Sechste reicht dem Siebenten eine Bonbonniere und bittet ihn, sie seiner Dame zu präsentiren. Mit einem Worte, Alle scheinen zu einer einzigen Gesellschaft zu gehören; Keiner erzürnt sich, weil Alle sich unter einander zu lieben scheinen.

Aber auch hier geht es wie überall in der Welt, es ist immer Einer vorhanden, der über Alle den Meister spielen und der Hahn im Korbe seyn will. Die Franzosen nennen einen solchen Hahn den coq du village, woraus die Pariser das Scherzwort coqueluche gemacht haben. Eine solche **Coqueluche** ist ein Mann, der, auf seine äußern Vorzüge fußend, mit einer gewissen liebenswürdigen Unverschämtheit immer zuerst und am lautesten spricht, alle Weiber mit Aufmerksamkeit behandelt, und durchaus eine ehrliche Haut ist, der Allen Alles zu Liebe thut. Ein solcher Wortführer findet sich in allen Gesellschaften vor den Barrieren; ohne ihn scheint keine Freude recht bestehen zu können. Seine Rolle ist nicht leicht; er muß stets ein Späßchen in Bereitschaft haben und allen Damen Schmeicheleien sagen, keiner aber den Vorzug geben; die etwa entstandenen Streitigkeiten durch eine witzige Wendung schlichten; allenthalben der Erste und der Letzte seyn, immer reden und nie zuhören, endlich ehrenhalber den Großmüthigen spielen, den Damen Macronen, Confect, Obst ꝛc. präsentiren. Bisweilen geschieht es, daß die **Coqueluches** der verschiedenen Gesellschaften im Vorübergehen sich einander angreifen, auf einander sticheln, sich gegenseitig herausfordern und einen Gang in witzigen Einfällen mit einander machen. Dann schließen die Spaziergänger einen Kreis um die Kämpfenden; man äußert Zeichen der Mißbilligung, wenn einer Blößen giebt, man

applaudirt, wenn er sich geschickt vertheidigt. Das Publicum ist so unpartheiisch, daß selbst die feindliche Zunge, wenn ihr der Sieg geworden, mit dem lautesten Bravo begrüßt wird.

Hat die Gesellschaft nicht Lust spazieren zu gehen, so begiebt sie sich auf die Tanzböden. Die Tanzsäle bei den Weinschenken sind größer oder kleiner, je nachdem der Garten eine größere oder mindere Anzahl Menschen fassen kann. Hier ist die **Coqueluche** in ihrem Elemente, denn unter ihren Eigenschaften schimmert die eines geübten graziösen Tänzers stets am glänzendsten. Auch hier stehen Freunde und Feinde im Kreise umher, der **Coqueluche** zuzusehen, sie zu ermuntern, ihr Beifall zuzuklatschen. Der gewöhnliche Tanz ist der Contretanz; in diesem muß unser Mann alle anderen Tänzer der Gesellschaft übertreffen. Ist er im Stande, einen Solo-Pas, oder einen **Pas de deux** zu tanzen, so sieht die Gesellschaft mit Stolz auf das übrige Publicum herab. Nach geendigtem Tanze wird dann der wichtige Mann, wie im Triumph, auf eine Bank gesetzt. Die Damen beeifern sich, ihm den Schweiß von dem Gesichte zu trocknen. Diejenige, welche glaubt, am meisten von ihm ausgezeichnet worden zu seyn, bestellt sogleich **un verre d'eau sucrée** (ein Glas Zuckerwasser) und reicht es ihm mit den Worten: **Rafraîchissez-vous, mon ami; mais ne buvez pas trop vîte, entendez-vous?** (Erquicken Sie sich, mein Freund; aber trinken Sie nicht zu schnell; hören Sie wohl?) In der Regel muß er zum Dank für diese Aufmerksamkeit die Dame mit allem möglichen Anstand umarmen und sie auf beide Wangen küssen.

Nachdem so der Abend mit Spazierengehen und Tanzen hingebracht ist, begiebt sich die Gesellschaft auf den Heimweg. In der Regel geschieht dies um elf Uhr. Der

Pariser Handwerker liebt die Ordnung; er ist kein Nachtschwärmer; ihm ist nicht wohl, wenn er sich später als zwölf Uhr zu Bette legen und später als acht Uhr Morgens wieder aufstehen soll. Zwar giebt es auch hier lockere Leutchen, welche die Nacht zum Tage machen und umgekehrt, aber verhältnißmäßig bei weitem weniger unter den Pariser Handwerkern als anderswo. Gewöhnlich vertreibt sich die Gesellschaft auf dem Rückwege nach der Stadt die Zeit mit witzigen Bemerkungen über die Personen, die ihr heute zu Gesichte gekommen sind.

In der Stadt angekommen, beklagt sich fast Jedermann über Durst; die Damen besonders wollen verschmachten. Man geht zu einem **Marchand de bière** (Bierschänker), deren es in jedem Stadtviertel mehrere giebt, und spült mit einem Glase Bier den Staub vollends hinunter, den man den Tag über eingeschluckt hat. Zwei kleine Flaschen Bier sind von einer Gesellschaft von sieben bis acht Personen bald getrunken. Es macht Einer die Bemerkung, daß es schon spät ist, und so bricht denn die Gesellschaft auf, und Jeder geht ruhig und zufrieden nach Hause, nachdem man vorher die Verabredung mit einander getroffen hat, sich am folgenden Sonntage wiederum vor den Barrieren einzufinden.

6. Oeffentliche Gebäude zu Paris. Die Tuilerien. Das Palais royal. Das Louvre.

Die Tuilerien sind jetzt das Residenzschloß des Königs von Frankreich. Den Namen **Tuileries** (Ziegelfabrik) hat dieser Pallast, der königlich groß und schön ist, von den Ziegelhütten, die ehemals an diesem Orte standen. Schon im Jahr **1564** wurde der Bau von der Königin Katharina von Medicis angefangen, aber

erst

erst unter Heinrich IV. vollendet. Vor der Revolution residirten die letzten französischen Könige zu Versailles. Während derselben wurden die großen Säle in dem untern Theile des Pallastes der Tuilerien zu den Sitzungen des National-Convents eingerichtet, und in der Folge nahm der erste Consul und nachherige Kaiser Napoleon Bonaparte Besitz davon. Er bewohnte, so wie der jetzige König, das obere Geschoß, und zwar die Zimmer nach dem Garten. Auf der andern Seite sind die sogenannten grands appartements oder größern Gemächer.

Der Pallast der Tuilerien hat eine Länge von hundert acht und sechzig Klafter. Auf der einen Seite kommt man von demselben auf eine große Terrasse (einen erhöheten Platz), die zierlich mit einer Menge Statuen aus Marmor und Erz, auch mit Orangenbäumen besetzt ist. Diese Terrasse führt in den Garten, der als öffentlicher Belustigungsort dient. Ein unbeschreibliches Gewühl von Spaziergängern treibt sich beständig in den großen und schönen Alleen hin und her, indeß Andere sich für einen Sou einen Stuhl miethen und die Volksmenge vorbeiwogen sehen.

Mit den Tuilerien steht durch eine Gallerie der prächtige Pallast des Louvre in Verbindung. Schon vor 600 Jahren wurde der Bau desselben angefangen, aber erst der König Ludwig XIV. vollendete ihn zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Der eigentliche Erbauer war nicht ein Baumeister, sondern ein Arzt Namens Claude Perrault, der die Baukunst bloß als Liebhaber trieb. Nach den Zeichnungen dieses geschmack- und ideenreichen Mannes wurde so das prächtigste Gebäude der Welt aufgeführt. Diesen Namen verdient wenigstens das sogenannte neue Louvre, das von Ludwig XIV. aufgeführt wurde. Die Kolonnade dieses Theils besteht aus korinthischen Säu-

len, die an Schönheit alle Ueberreste der griechischen und römischen Baukunst übertreffen. — Das alte Louvre hat drei Hauptgebäude, an der Vorderseite mit Säulen von verschiedenen Ordnungen.

Unter den alten Königen war das Louvre voll der prächtigsten Kunstsachen. Ludwig dem **XIV.** fiel es aber auf einmal ein, seine Residenz zu Versailles aufzuschlagen, und von der Zeit an wurde das Louvre beinahe ganz ausgeleert, wenigstens seines schönsten Schmuckes beraubt. Das leere Gebäude ward nun größtentheils an Privatpersonen abgetreten. — Künstler, zum Beispiel, die sich durch vorzügliche Geschicklichkeit auszeichneten, bekamen das ganze untere Stockwerk zur Bewohnung. Auch wurde ihnen die lange herrliche Gallerie überlassen, welche das Louvre mit dem Pallast der Tuilerien verbindet. Einen andern ansehnlichen Theil des Pallastes erhielten verschiedene Akademieen zu ihren Sitzungen, nämlich die französische Akademie, die Akademie der Inschriften, die Akademie der Wissenschaften, die Akademieen der Baukunst, der Malerei, der Bildhauerkunst.

An die Stelle dieser Akademieen trat nach der Revolution das National-Institut, das nun Besitz von dem Louvre nahm und seine Sitzungen darin hielt. Die prächtige Gallerie, die das Louvre mit den Tuilerien verbindet, wurde zur Aufbewahrung der großen Menge von Kunstwerken der Malerei und Bildhauerei bestimmt, welche die französische Nation besitzt. Der Pallast wurde daher mit der Ueberschrift geziert: **Palais national des sciences et des arts** (National-Pallast der Wissenschaften und Künste). Die lange Reihe Zimmer, welche die Kunstschätze enthalten, führen den Namen Kunst-Museum. Lange war diese Sammlung von Kunstschätzen die reichste in der ganzen Welt. Hierher wurden erstlich nach der

Revolution alle Meisterwerke der Malerei und Bildhauerei gebracht, die einst in den Schlössern zu Versailles, Trianon, St. Cloud, Luxemburg und in mehreren Kirchen der Hauptstadt und der Provinzen befindlich waren; dann kamen noch die prächtigen Gemälde hinzu, die dem Erbstatthalter von Holland, den Römern, Venetianern, Neapolitanern, Florentinern bei Friedensschlüssen abgenommen wurden. Aus allen großen Städten, die reich an Werken der besten Meister waren, wurden die vorzüglichsten Malereien und Statuen ausgehoben und nach Paris in das Kunst-Museum gebracht. — Freilich war es schön, hier an Einem Orte das Herrlichste, Größte, Bewundernswürdigste vereinigt zu finden, was jemals aus den Händen der vorzüglichsten Künstler hervorgegangen ist; aber konnten nicht auch alle Schätze der Kunst in einer einzigen Nacht durch eine Feuersbrunst auf ewig für uns untergehen? — Indessen wurden sie dieser Gefahr wieder entrissen; denn als die verbündeten Heere im Jahre 1815 zum zweiten Mal sich der Stadt Paris bemächtigten, ward das ganze Museum ausgeleert, jedes Kunstwerk dem ehemaligen Eigenthümer zurückgegeben, und den Franzosen nichts gelassen, als was sie schon vor jenen Friedensschlüssen besaßen.

In einem großen Saale, am Eingang der Gallerie, der von oben erleuchtet ist, werden jährlich die vorzüglichsten Arbeiten der Pariser Maler und Kunstliebhaber ausgestellt; man nennt ihn daher **Salon d'exposition** (Ausstellungssaal).

Das Nationalinstitut, in der Folge das kaiserliche Institut genannt, besteht aus einem Verein der vorzüglichsten Gelehrten in allen Fächern der Wissenschaften, die an gewissen Tagen zusammenkommen, sich ihre neuen Beobachtungen, ihre Entdeckungen und Arbei-

ten mittheilen und sich darüber besprechen. Das Ganze besteht aus 144 anwesenden und eben so vielen auswärtigen Mitgliedern, die mit der Gesellschaft im Briefwechsel stehen. Sie sind in vier Klassen abgetheilt: 1) die Klasse der physikalischen und mathematischen Wissenschaften; 2) die Klasse der französischen Sprache und Literatur; 3) die Klasse der Geschichte und alten Literatur; 4) die Klasse der schönen Künste. Jede Klasse hat dann wieder mehrere Sectionen; z. B. die Klasse der schönen Künste theilt sich in die Sectionen der Malerei, der Bildhauerkunst, der Architectur, der Kupferstecherkunst, der Musik. Bei allen ist der Nutzen und der Ruhm der Nation durch Beförderung der Wissenschaften und Künste der höchste und gewiß auch ein sehr rühmlicher Zweck.

Das Palais royal gehörte sonst den Herzogen von Orleans. Es besteht dieser Pallast aus Gebäuden, von denen zwei viereckige Höfe ganz umgeben sind, ein anderer Hof aber nur von drei Seiten.

Lange schon ist das Palais royal der Punkt, wo sich die Betriebsamkeit des Pariser Volkes besonders thätig zeigt. Hier ändern sich die Ansichten in jeder Tageszeit; fortwährend suchen und finden da eine Menge Menschen ihren Erwerb. Hier sieht man Goldschmiede und Juweliers, Putzhändlerinnen, Wagenverleiher, Brot- und Obstverkäufer, Lotterie-Collecteurs, Neuigkeitsausrufer u. s. w. Ueberall sieht man Buden und Kaffeehäuser.

Früh um acht Uhr fängt es hier an lebendig zu werden. Zuerst füllen sich die Kaffeehäuser; dann öffnen die Kaufleute ihre Läden und suchen sie von innen und außen mit Geschmack aufzuputzen. Gegen zehn Uhr werden auch die Gallerieen und besonders der Garten lebhafter. In den Kaffeehäusern nimmt die Menschenmenge immer mehr zu. Man sammelt sich erst in Gruppen und

vertheilt sich dann in den Spaziergängen, wo man die Mittagsstunde erwartet.

Noch größer wird Abends das Gedränge. An verschiedenen Orten musicirt man bis spät in die Nacht; die Spaziergänger wogen dabei auf und ab, und erwarten entweder die Stunde zum Schauspiel oder finden blos ihr Vergnügen an der Betrachtung und Beurtheilung der vielerlei Gestalten, die hier vor ihren Augen vorüber wandeln.

Andere kommen auch in das Palais royal, nicht um sich zu unterhalten, sondern um Wechselgeschäfte zu machen, oder Staatspapiere, Actien, Lotterieloose und dergleichen mehr zu verschachern. Oft stehen solche Geschäftsleute zu vierzig und in noch größerer Anzahl beisammen, um mit einander zu handeln.

Gute Geschäfte machen mitunter auch hier die Diebe und die Spieler. Letztere namentlich locken junge unerfahrne Leute aus den Provinzen, oder Ausländer, in die Spielzimmer und leeren ihre Beutel so rein aus, daß sich schon mancher Betrogene aus Verzweiflung das Leben nahm.

Das Schreien der Ausrufer, die allerlei Erfrischungen oder Eßwaaren zu verkaufen haben, nimmt hier kein Ende. Ein Weib wandelt mit Kuchen umher und ruft aus vollem Halse: **Tout chaud, tout bouillant les gâteaux de Nanterre** (noch ganz warme Kuchen von Nanterre). Nanterre ist ein Ort einige Stunden von Paris, der schon lange wegen seiner Kuchen berühmt ist. Ein anderer Verkäufer hat Milchbrot und ruft mit lauter Stimme: **Marchand de petits pains; regalez-vous en passant pour un sou** (der Weißbrothändler; laßt es euch für einen Sou gut schmecken). Allemal setzt er hinzu ganz warm, wäre es auch so hart, daß man es mit dem Hammer zerschlagen könnte. Oft setzt er wohl

auch hinzu: **ça brûle, ça brûle!** (das brennt, das brennt!) — Ein Wasserträger, der einmal vor einem Weibe vorbeiging, das zu ihren kalten Brötchen das gewöhnliche ça brûle schrie, schüttete ihr, um sie zu löschen, einen Eimer Wasser darüber. Noch Andere rufen: **Voilà les plaisirs, mes dames, voilà les plaisirs!** Diese **plaisirs de dames** sind eine Art Holippen oder dünne Waffeln, die von den Pariser Frauen und Mädchen sehr gern gegessen werden. **Qui est-ce qui veut boire?** (Wer will trinken?) ruft dort ein Mann mit einem großen Gefäße, **à la fraîche, à la fraîche! qui est-ce qui a soif . . . tisane à la glace** (frisch, ganz frisch; wer ist durstig? eiskalte Tisane). Diese eiskalte Tisane ist nichts anderes als Süßholzwasser, und oft ganz warm, wovon der Becher für einen Sou verkauft wird. Außerdem gehen auch Leute mit Flaschen und Gläsern herum und bieten Wein, Bier und Branntwein feil. Auch Kirschen, Aepfel, Trauben werden ausgerufen und verkauft. — Diese Leute aber besuchen, wie sich von selbst versteht, nicht bloß das Palais royal, sondern überhaupt alle Orte, wo sich viel Volk versammelt.

7. Auvergne, oder das französische Alpenland.

Auvergne kann mit Recht die französische Schweiz genannt werden, so wie man einen Theil von Sachsen die sächsische Schweiz nennt. Bedeutende Berge, wie der Mont d'or, der Cantal, der Puy-de-Dome, tiefe Thäler, reißende Bergströme, die zahlreichen Viehheerden, die Sennhütten auf den Bergen, dieß alles giebt dem Lande die Gestalt einer zweiten Schweiz, freilich aber in kleinerem Maßstabe, indem die Berge Auvergne's den großen Schweizergebirgen bei weitem nicht an Höhe gleich

kommen; der Mont d'or z. B., als der höchste, hat seinen Gipfel nur 5800 Fuß über dem Meere, da hingegen das Finsteraarhorn in Helvetien über 13,000, und die Jungfrau ebendaselbst 12,800 Fuß hoch sind.

Auvergne ist ein Gebirgsland; wo aber viel hohe Gebirge sind, da bleibt wenig Raum zum Ackerbau. Deswegen gewinnt man dort bei weitem nicht den nöthigen Vorrath an Getreide; desto besser aber gedeiht die Viehzucht. Große Heerden Kühe und Ziegen finden reichliche und kräftige Nahrung an dem Abhange der hohen und bis zu dem Gipfel der niedern Gebirge. Eine Menge Menschen leben von der Milch jener Thiere, und viele Heerdenbesitzer werden durch den Viehhandel reiche Leute. Die Armen haben freilich nur wenig davon, obgleich manches Dorf über tausend Stück Vieh besitzt. Das Dorf Chambre allein hat in manchem Jahre gegen 8000 Stück Hornvieh. — Außer den Viehweiden auf dem Gebirge sind auch gute Wiesen in den Thälern.

In der Mitte des Maimonates wird das Vieh auf das hohe Gebirge getrieben und bleibt dort bis zu Anfang Octobers; auf dem niedrigen Gebirge bleibt es von dem Ende Aprils bis gegen das Ende des Octobers.

Ein Theil der Bauern zieht das Vieh bloß zum Verkauf; ein anderer benutzt die Milch zum Käsemachen. Die Auvergner Senn- oder Käsehütten, die man hier burons nennt, sind in die Erde gegraben. Die Wände und das Dach sind von Rasen. Inwendig werden sie in drei Theile abgetheilt. In der ersten Abtheilung wird das Feuer angemacht; in der zweiten befinden sich die Milcheimer, das Geräth und das Salz; die dritte ist das Käsemagazin und der Ort, wo die Milch verarbeitet wird und wo der Senner mit seinen Leuten schläft. An einigen Orten hat man aber auch Sennhütten von Steinen erbaut.

Das Vieh auf dem Gebirge ist wilder und muthiger als in den Ebenen. Wenn man einen Hund bei sich hat, so wird er nicht selten von einer Kuh herzhaft verfolgt, und mit rothen Kleidern vor einer Heerde vorüber zu gehen soll nicht rathsam seyn. So häufig auch die Wölfe in den Gebirgen sind, so überläßt man doch die Kühe sich selbst und giebt ihnen nicht einmal einen Hund zu ihrer Bewachung. Sobald eine Kuh einen Wolf erblickt, erhebt sie ein Gebrüll; die andern rennen sogleich ihr zu Hülfe heran und suchen den Wolf in einen Kreis einzuschließen, den sie immer enger und enger zusammenziehen, bis sie ihren Feind so in der Mitte haben, daß sie von allen Seiten auf ihn losgehen und ihm mit ihren Hörnern den Rest geben können. Zuweilen kommen aber auch die Wölfe in Haufen, wo sich dann einige von den Hirten verfolgen lassen, während die andern die Heerde angreifen. Da entflieht nun oft die ganze Heerde ohne Ordnung; mehrere Stücke werden dann immer ein Raub des Feindes, und so verliert öfters manches Dorf in einem Jahre vieles Vieh durch diese Raubthiere.

Am Berge Cantal liefert eine Kuh den Sommer hindurch nur 120 Pfund Käse, am Mont d'or 150, auf andern Bergen, wo besseres Futter wächst, gegen 200. Der Zentner Auvergner Käse mag 18 bis 20 Gulden kosten. Einzeln bringen also die Kühe dem Eigenthümer nicht viel ein; die Menge aber macht etwas aus. Das Schlachtvieh hat einen größern Werth, denn eine gemästete Kuh wird gern mit 50 bis 70 Gulden bezahlt.

Der Auvergner Käse überhaupt ist nicht sonderlich gut; gleichwohl wird in dem Lande sehr viel verzehrt und auch viel davon in das südliche Frankreich verschickt. Die beste Sorte sind die kleinen Käse von Senecterre und die Ziegenkäse, die am Mont d'or bereitet werden.

Ziegen hält man in geringer Anzahl. Die Schafe haben grobe Wolle, aber sehr gutes Fleisch. Auch die Maulthierzucht ist nicht unbeträchtlich; über 3000 Stück werden jährlich im Lande geboren; meistens aber sind sie klein und nehmen sich nicht gut aus. Die kleinen Auvergner Pferde sind vortrefflich für Husaren, Jäger und überhaupt für die leichte Reiterei. Schont man sie in der Jugend, so sind sie sehr dauerhaft und im achtzehnten Jahre noch brauchbarer als die teutschen im neunten. Im Durchschnitt zieht man jährlich in Auvergne gegen 3000 Füllen auf.

In demjenigen Theil von Auvergne, den der schiffbare Allierfluß durchströmt, hat man nicht nur Korn-, sondern auch Weinbau. Der Wein ist aber matt, steht nicht in gutem Ruf und verdient ihn auch nicht. Er hat eine dunkle, nicht angenehme Farbe und ist schwer zu verdauen; gleichwohl wird er von den Bergbewohnern sehr gern getrunken. Man führt ihnen denselben auf Maulthieren in Schläuchen von präparirtem Ziegen- und Kuhleder zu, weil man wegen der schlechten Wege keine Tonnen gebrauchen kann.

Das Auvergner Weinland ist der schönste und fruchtbarste Theil der Provinz. Dahin gehört das ganze Allierthal, welches man die Limagne nennt; es ist von hohen Hügeln eingeschlossen. Außer dem Hauptflusse bewässern zahlreiche Bäche und viele Kanäle das Land und tragen dadurch zu seiner natürlichen Fruchtbarkeit bei. Freundliche Städte schmücken auch hier das Land, und eine Kette hoch auf einander gethürmter Berge schließt den Gesichtskreis in der Ferne.

Auvergne ist nicht ohne Betriebsamkeit und Handel. Es hat viele Papiermühlen, die eine Menge gutes Papier liefern; auch Eisenfabriken, aus denen sehr viele

Eisenwaaren nach Paris und auch außerhalb Frankreich versendet werden. Die Leinwandwebereien liefern grobe Leinwand. Auch mit Obst, Wein, Käse, Hanf, Vieh wird einträglicher Handel getrieben, besonders auf dem Allier, der sich in die Loire ergießt, die mit der Seine durch einen Kanal in Verbindung steht. Es kann daher von Auvergne aus bis nach Paris Schifffahrt getrieben werden.

8. Die Planese in Ober-Auvergne und ihre Bewohner. Schilderung der Auvergner überhaupt.

Unter der Planese versteht man eine große hochliegende Ebene in der Gegend von **St. Flour, Département du Cantal**; sie ist, wie man glaubt, durch die Lava ehemals feuerspeiender Berge entstanden.

Die Planese hat ein kaltes Klima, ist aber fruchtbarer als die Gebirge und ziemlich bevölkert. Das Land besteht aus Viehweiden und Aeckern, welche letztern reichlich Korn tragen und die umliegenden Gegenden ernähren; daher nennt man die Planese die Kornkammer von Ober-Auvergne. Oft aber wird die Ernte durch die Kälte oder eine allzu feuchte Witterung verdorben.

Auffallend ist es, daß diese Strecke Landes beinahe ganz von Bäumen entblößt ist; nur um die Dörfer her sieht man eine kleine Anzahl derselben. In den Backöfen und auf dem Herde brennen die Einwohner Stroh. Im Winter leben sie, wie am Mont d'or und in einigen andern Gebirgsgegenden von Auvergne, mit ihrem Vieh in den Ställen. Gewöhnlich besteht ihre Wohnung aus drei Theilen; rechts ist der Stall, links die Scheune, in der Mitte die Wohnstube, und alle drei Theile stehen durch Thüren in Verbindung.

Die Form dieser Ställe ist ein längliches Viereck. Ueber ihnen befindet sich der Heuboden. Der Wärme wegen, und um Platz für den Heuboden zu gewinnen, sind sie sehr niedrig. Die Ochsen, Kühe, Schafe und Pferde nehmen die beiden Seiten rechts und links ein, und der hintere und wärmste Theil dient der Familie zugleich als Schlafzimmer. Ihre Betten stehen so, daß man zu ihnen hin zwischen den beiden Reihen Vieh hindurch gehen muß.

Die Bettstellen sind bloße Kasten von weichem Holz, die dicht an einander stehen und mit Stroh gefüllt sind. Die Armen haben eine bloße Decke, oder einen Sack mit Haferspreu gefüllt, darüber. Nur die Reichern liegen auf Federbetten, denn diese gehören in jener Gegend schon zum Luxus.

Das Leben, welches eine solche Familie zu Winterszeiten in dem Stalle führt, ist sonderbar genug. Um 8 oder 9 Uhr steht man auf. Der Hausvater mit seinen Söhnen und Knechten besorgt das Vieh und giebt ihm frische Streu. Die Frau mit ihren Töchtern begiebt sich in die Wohnstube, zündet einen Bündel Stroh an und bereitet die Suppe. Man ißt so schnell als möglich, um nicht kalt zu werden, und geht dann schnell wieder in den Stall. Abends um 5 Uhr wird wieder Suppe gegessen, worauf man sich abermals bis zum nächsten Morgen in den Stall begiebt.

Die Frauen besorgen die Haushaltung, melken die Kühe und machen Butter und Käse; auch stehen sie früher auf und legen sich später nieder als die Männer. Ist der Weg zum Brunnen zugeschneit, so übernimmt eine der Frauen die Mühe, ihn zu bahnen. Hochaufgeschürzt, mit Stiefeln oder Holzschuhen versehen, geht sie hin und her und tritt eine Bahn. Die Männer würden es für schimpflich halten, wenn sie Wasser holen sollten. Ueberhaupt

behandeln die Bauern ihre Weiber in dieser Gegend mit einer Kälte und Härte, welche seltsam gegen den sonstigen Charakter der Franzosen absticht. Die Männer beschäftigen sich mit nichts, als mit der Pflege des Viehes; doch dreschen sie einen Theil des Korns und gehen auf die benachbarten Märkte.

Selten bringt eine Familie den Winter allein zu. Gemeiniglich vereinigen sich mehrere bei dem, der den größten und wärmsten Stall hat. Des Morgens, sobald die Suppe verzehrt ist, läuft Jeder hin; man setzt sich in die Runde auf Bänke und plaudert. Um 5 Uhr trennt man sich, um die Abendsuppe zu verzehren; nachher kommt man wieder zusammen, um noch ein wenig zu schwatzen; dann erst geht man nach Hause und zu Bett. Die Frauen nehmen wenig Theil an diesen Unterhaltungen; sie halten sich aber bald dafür schadlos, denn sobald die Männer nach Hause gegangen sind, kommen sie zusammen und plaudern fort bis 12 oder 1 Uhr, wobei der Herr vom Hause in seinem Kasten liegen bleibt. Das Brennen einer Lampe wird auf gemeinschaftliche Kosten mit durch den Erwerb des Spinnens unterhalten. Bisweilen bringt man auch die Abende mit Tanzen zu. Der beste Sänger stellt sich hin und singt; die Frauen, welche nicht tanzen, begleiten ihn mit ihren hellen Stimmen, und alle Uebrigen hüpfen und springen dazu, ihre Armuth dabei vergessend.

Ein stark geheiztes Zimmer könnte die Wärme nicht geben, welche diese Menge von Menschen und Vieh hervorbringt, und doch setzt man sich plötzlich und ohne alle Vorsicht der kalten Luft aus. Die stinkende Stallluft und die faulen Ausdünstungen des Düngers, den man selten wegnimmt, erregen aber auch gegen das Frühjahr hin Krankheiten, die um so gefährlicher werden, da die guten Leute aus Armuth selten ärztliche Hülfe suchen können.

So lebt man im Winter auf der hochliegenden Auvergner Ebene, die Planese genannt; eben so am Mont d'or und, wie schon bemerkt, auch in einigen andern Gebirgsgegenden dieses Landes.

Das gemeine Volk in den Städten von Auvergne ißt, so wie auf dem Lande, meist nur schlecht gebackenes Roggenbrot, das bei den Bauern noch mit Kleie vermengt wird. Hierzu kommt eine Wassersuppe, mit Nußöl oder Butter bereitet und mit Salz gewürzt, dann auch, wo man Gemüse baut, noch Erbsen, Bohnen, Kohl und Rüben. Anderwärts hat man Käse und Milch, oder einen Brei aus Hafermehl und Milch, oder Kuchen aus Buchweizenmehl. Ein Leckerbissen bei ihren Schmausereien ist Schweinefleisch. — Wenn ein Bauer nur etwas Vermögen hat, so schlachtet er ein Schwein und legt das Fleisch in Salz. Die Schinken hält er für etwas so Vorzügliches, daß er sie, für geraume Zeit wenigstens, nicht selbst ißt, sondern als ein Zeichen seines Wohlstandes an der Decke des Hauses aufhängt, und nur an Tagen der kirchlichen oder Familien-Feste nimmt er sie herab. Immer werden die ältesten zuerst genossen.

Der Hang zum Weintrinken ist allgemein und wird, bei dem lebhaften und zum Zorne geneigten Charakter der Auvergner, oft gefährlich. Vormals schlugen sie sich auf den Märkten, und jetzt, da man dieß nicht mehr duldet, prügeln sie sich auf allen Wegen. Am gewöhnlichsten entstehen die Streitigkeiten bei Tänzen. Es treten da Mehrere zusammen, Einer löscht das Licht aus und die Andern schlagen blindlings auf denjenigen los, dem es gilt. Reizt man aber den Auvergner nicht, so ist er, im nüchternen Zustande, gutmüthig, theilnehmend und gefällig.

Nächst dem Weintrinken ist das größte Vergnügen der Landesbewohner ein schneller Tanz, ähnlich dem teut-

schen Walzer, genannt **bourrée d'Auvergne**, und ein noch rascherer, den man **bourrée montagnarde** nennt.

Auvergne ist stark bevölkert, es fehlt daher vielen der dortigen Bewohner die Gelegenheit, sich etwas in dem Lande zu verdienen; deswegen wandern sie im Frühjahr und Herbst zu Tausenden aus und suchen ihren Unterhalt in andern Ländern durch ihrer Hände Arbeit. Ein Theil geht nach Paris und in andere bedeutende Städte Frankreichs, Andere nach der Schweiz, nach Italien, Holland und Spanien. Sie nähren sich da als Schnitter, Kesselflicker, Pflasterer, Maurer, Wasserträger, Holzsäger, Schuhflicker, Schirmmacher u. s. w. Jede Arbeit ist ihnen recht, wenn sie sich dabei Etwas erwerben können. Nach einem oder mehreren Jahren, wenn sie sich etwas Geld gesammelt haben, kommen sie zurück in ihr Vaterland, für welches sie immer eine große Vorliebe behalten, bezahlen ihre Abgaben und theilen mit ihrer Familie die Früchte ihrer Arbeitsamkeit. Wie vorher bewohnen sie dann aufs neue die unfruchtbaren und kalten Gebirge, von welchen sie ihr kümmerliches Leben vertrieben hatte, und wo ein nicht minder kümmerliches Loos sie wieder erwartet.

Es bleibt aber doch auch Mancher ganz aus seinem Lande, und deswegen sieht man nicht selten verlassene und verfallene Häuser. In manchen Dörfern machen die leerstehenden oder in Trümmern liegenden Gebäude oft den vierten Theil des Ortes aus. Dessen ungeachtet leben in Auvergne noch über 1000 Menschen auf einer Quadratmeile. Die Familien sind dort gewöhnlich sehr zahlreich mit Kindern gesegnet.

9. Klima in Auvergne. Harte Winter. Stürme.

Auvergne ist ein Land, in welchem es, ungeachtet seiner Entfernung von dem Meere, außerordentlich viel regnet. Es liegt aber dieses Land in der Mitte von Frankreich und ist mit hohen Bergen bedeckt, denen die Winde von allen Seiten Wolken zuführen. Die Luftströmung in dem Gebirge, so wie das Anprallen und plötzliche Zerfließen der Wolken verursachen oft so heftige Stürme, daß auf der Landstraße beladene Wagen umgeworfen werden. Auch umgestürzte und zerstörte Häuser sind nichts Seltenes. Im Dorfe Malrieu drückte einmal ein starker Windstoß die Thür eines Hauses ein und führte das ganze Dach mit allem, was dazu gehörte, über die Wände fort, worauf es in einiger Entfernung von dem Hause auf den Boden niederfiel. — Selbst bei heiterem Himmel und warmer Luft wird oft der Wind so heftig, daß er starke Zweige von den Bäumen bricht und Reitende sich kaum auf dem Pferde erhalten können.

Wegen dieser heftigen Stürme liegen die Städte und Dörfer fast alle in Thälern und Schluchten. Die Häuser haben nicht allein flache Dächer, sondern sind auch mit Basaltplatten, einer sehr schweren Steinart, oder Hohlziegeln gedeckt, die nicht so leicht aufgehoben werden können als andere. Wenn ein Brunnen außerhalb des Dorfes den Winden ausgesetzt ist, so umgiebt man ihn gewöhnlich mit einer 6 bis 7 Fuß hohen Mauer, um das Vieh, das zur Tränke geführt wird, zu schützen.

In Auvergne bemerkt man ein bei uns unbekanntes Luftzeichen, das Donner- und Hagelwetter verkündet und worauf sich besonders die dortigen Hirten recht gut verstehen. Wenn unsere ungeübten Augen noch nichts unterscheiden, erkennen sie nämlich schon in einer gewissen Höhe

einen leichten Dunst, der bald zu einer Wolke wird, auf seinem Wege andere Wolken aufnimmt und in ein Gewitter ausbricht.

Die Gewitter überhaupt sind schrecklich in Auvergne und richten großen Schaden an. Das Vieh auf den Weiden fühlt im voraus schon instinctartig die Gefahr und verbirgt sich. Am meisten ist den Thieren der Hagel gefährlich, der oft, vom Sturme gejagt, in einer solchen Größe und mit solcher Gewalt aus den Wolken herabfällt, daß Kälber erschlagen und die Kühe selbst verwundet und mit Beulen bedeckt werden. Bisweilen werden ihnen auch die Haare ganz abgehagelt, und dann verlieren sie die Milch auf einige Zeit. Noch größer ist der Schaden an den Feldfrüchten. Der Auvergner fürchtet daher nichts so sehr als Hagelwetter, die er sehr geneigt ist, der Kunst boshafter Hexenmeister zuzuschreiben. Als einst von der Regierung Ingenieurs nach Auvergne geschickt wurden, um Karten von dem Lande aufzunehmen, und das Volk ihre Meßtische und Signale sah, hielt es sie an einigen Orten für dergleichen Hagelmacher, und gerieth in solche Wuth gegen dieselben, daß man ihnen eine Bedeckung von Soldaten zur Sicherheit geben mußte.

Zuweilen ist die Hitze in Auvergne außerordentlich. Aller Wind hört plötzlich auf, und die Luft wird von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends so schwül, daß man kaum athmen kann. Auch kommen fast jedes Jahr Schnitter während der Ernte vor Hitze um, besonders Weibspersonen. Das Land ist ganz mit Lava von ausgebrannten Vulcanen bedeckt, welche in einem überaus hohen Grade die Hitze von den Sonnenstrahlen aufnimmt, wodurch die klimatische Wärme sehr vermehrt wird.

Die Jahreszeiten zeigen sich in Auvergne nicht so wie im übrigen Frankreich. Immer sind die Nächte sehr

kalt,

kalt, jeden Morgen und jeden Abend fällt viel Thau und die Nebel sind sehr häufig. Im October fängt es an zu schneien; auf den Bergen und in den Thälern fällt aber früher Schnee als auf der Ebene. Zu Ende Octobers bleibt er in einigen, zu Ende Novembers in allen Gegenden liegen; dann sieht man auch häufige Nordlichter. Bisweilen ist im Winter die Luft naßkalt, bisweilen trocken und oft so schneidend, daß den Reisenden die Hände und das Gesicht aufspringen. Im Mai fällt noch Reif und erst im Juni schmilzt der Schnee in den Gebirgen.

Besonders strenge ist der Winter auf der Westseite von Unter-Auvergne, wo er oft acht Monate lang anhält. Wein und Weizen können da, der Kälte wegen, nicht gebaut werden; nur Roggen, Gerste und Hafer kommen fort, jedoch auch nur in einigen Thälern. Schon im Monat September fängt es da, in der Gegend von la Tour, an zu schneien, und der Schnee, der späterhin fällt, bleibt gewöhnlich bis in den Monat Mai liegen. Zuweilen wird er so hoch, daß die Einwohner, wenn sie ausgehen wollen, sich einen, von hohen Schneewänden eingeschlossenen Weg bahnen müssen. Oft müssen sie sich sogar unter den Schneemassen weg einen Durchgang öffnen, wenn der Schnee sich in den tiefen Thälern zu sehr angehäuft hat. Die Sturmwinde mit Schneegestöber sind so heftig, daß man nicht gehen kann, ohne in Gefahr zu gerathen, erstickt oder umgeworfen zu werden; sie wirbeln den Schnee in so dicken Säulen empor, daß man nichts mehr sieht und nicht weiß wo man ist, noch wohin man gehen soll. Ein Fuhrmann oder Bauer, der auf freiem Felde von einem solchen Sturme überfallen wird, kann dem Tode kaum entrinnen, und es vergeht kein Jahr, wo nicht Einige auf diese Art vom Winde erstickt oder im Schnee begraben werden. Solche Schneestürme nennt

man in dem Lande Ecirs. Wenn es auch nicht schneit, so stöbern doch die Winde den Schnee von den Gebirgen auf, führen ihn in die Thäler, die Schluchten, die Bäche, und bedecken so ganz damit alle Wege, daß man keine Bahn mehr sieht. Daher hat man in mehreren Gegenden die Gewohnheit, die Wege mit steinernen Säulen zu bezeichnen. Selbst in den Ortschaften sind solche Schneestürme gefährlich; denn wenn Jemand den Abend bei einem Freunde zubringt, und es entsteht indessen Schneegestöber, so ist er nicht im Stande, wieder nach Hause zu gehen, oder, wenn er auch auf der Straße fortkäme, seine Wohnung zu finden. Er muß da bleiben, wo er ist, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, verschneit zu werden.

10. Reizende Ansichten der Provence.

Die Provence ist reich an entzückenden Gegenden und höchst anziehend durch ihre Fruchtbarkeit und die Mannichfaltigkeit ihrer Früchte, zu welchen vorzüglich Orangen, Feigen, Oliven und Kapern gehören. Besonders ist die Straße von Aix nach Marseille eine der interessantesten. Sie führt eine kleine Bergkette entlang, die über ein sieben Stunden langes Thal hinläuft. Aus den Wiesen, längs dem Wege, steigen unaufhörlich balsamische Düfte in die Luft; Lavendel, Salbei, Melissen und Rosmarin wachsen hier als wildes Gesträuch. Immer blühende Rosen schmücken die beiden Seiten der schönen Heerstraße. Kleine Wäldchen von Myrthen und Lorbeeren laden den Wanderer zur Ruhe unter ihrem Schatten ein. Mit jedem Schritte verändern sich die Gegenstände und die ganze Scene dieses irdischen Paradieses. Eine außerordentliche Menge Landhäuser, die zum Theil Pallästen gleichen und die sich aus den Gärten und Weinbergen rechts und links

erheben, machen bis Marseille gleichsam eine sieben Stunden lange Straße aus. Städte und Dörfer liegen nicht viel an dieser Straße, wohl aber in einiger Entfernung in den Thälern zerstreut, wodurch die Ansicht der Gegenden noch bedeutend gewinnt. Hin und wieder erheben sich dazwischen Oliven= und Feigenwälder. Die Beschwerlichkeit der Hitze ist wenig zu fürchten, weil eine überaus große Anzahl Gasthäuser für die Reisenden angelegt ist. Außerdem trifft man eine Menge artig eingerichteter Schilfhütten an, in welchen junge Bäuerinnen aus den nächsten Dörfern allerlei Erfrischungen feil bieten. Die Menge hin und her fahrender Reisenden macht diese Straße fast zu einem beständigen Markte. Je mehr man sich Marseille nähert, desto mehr wächst die Anzahl der rund umher liegenden schönen Landhäuser und anderer Gebäude, die oft mit prächtigen Ceder=Alleen umgeben sind. Alle Gärten sind mit Küchen= und andern nutzbaren Gewächsen bepflanzt, vorzüglich mit weißem Kohl, Zwiebeln und Knoblauch; kein Fleckchen bleibt unbenutzt. So vereinigt sich beständig das Nützliche mit dem Angenehmen, und die ganze schöne Scene wird noch mehr durch den Frohsinn belebt, welchen die heiteren Provençalen bei jeder Gelegenheit laut werden lassen und durch Musik, Tanz und andere Vergnügungen äußern.

Besonders reizend und berühmt wegen ihrer Schönheit sind die Umgebungen der Stadt Hieres, die, östlich von Toulon, unweit des Meeres liegt. Nichts ist lieblicher, als die dortigen Gärten und Fluren. Dort ist die Natur selbst im Winter, wo sie andern Gegenden Frankreichs öde und erstorben erscheint, immer noch schön, und man kann sich bei der Ankunft in diesen glücklichen Gegenden kaum enthalten zu glauben, daß man sich in ei=

nem ganz verschiedenen Himmelsstrich befinde und die Jahreszeiten sich verändert haben.

11. Wein-, Oel-, Feigen-, Orangen- und Kapernbau in der Provence.

Der Wein ist eines der vorzüglichsten Producte der Provence. Man baut besonders herrlichen Muscatellerwein, der dem Frontignan fast gleich kommt und einen sehr lieblichen Geschmack hat. Die Provençalen pflanzen immer nur Reben von der vorzüglichsten Art, die sie an Pfählen ziehen, welche durch Querstangen verbunden sind. Damit die Sonne die Trauben recht durchkochen kann, entblättern sie die Weinstöcke mit dem Anfange des Septembermonats, und zu ihren besten Weinen nehmen sie nur die reifsten Früchte, die sorgsam abgebeert werden, damit sie nicht durch die Kämme von ihrem guten Geschmack verlieren. In einer großen Kufe werden sie hierauf mit den Füßen ausgetreten, und dann läßt man den Most 8 oder 9 Tage gähren, ehe man ihn in Fässer füllt.

Der Oelbaum wird nur in dem untern und mittleren, das heißt in dem wärmsten Theil der Provence gezogen, weil er keinen Frost verträgt. In der Gegend von Colas, einer Stadt oberhalb Frejus, wachsen die Oelbäume in solcher Menge, daß man in der Ferne einen großen Wald vor sich zu sehen glaubt. Doch wird überall Ordnung, Regelmäßigkeit und Fleiß bei dem Anbau dieses nützlichen Baumes beobachtet. Im Frühjahr sind alle Olivengärten, besonders wenn ein nasser Winter vorausgegangen ist, mit weißen Blüthen, wie mit einem Tuch überzogen, und diese Blüthen verbreiten einen überaus angenehmen und balsamischen Geruch. Oft erreichen die Oelbäume die Größe unserer höchsten Wallnußbäume in Teutschland. In manchen Jahren ist die Olivenernte

außerordentlich ergiebig; oft aber schlägt sie auch um, wenn Wassermangel eintritt, oder die Oliven von Insekten heimgesucht werden. Den Oelbaum beschneidet man nur alle drei Jahre. Jährlich muß aber der Boden um den Stamm dreimal mit dem Grabscheit umgegraben und die Erde um denselben sorgfältig aufgehäuft werden. — Es erlangt dieser Baum ein sehr hohes Alter, oft von dreihundert Jahren. Dagegen wächst er aber auch sehr langsam, und eben aus diesem Grunde ist der Schaden so groß, wenn bei eintretender strenger Kälte die Oelbäume erfrieren.

Das Verfahren beim Oelpressen ist folgendes. Ehe die Oliven völlig reif sind, werden sie abgepflückt und in Haufen über einander gelegt. Nach einigen Tagen sind sie fleckig, und dann werden sie sogleich in den Oelmühlen gemahlen. Der erste Saft, welcher ausfließt, heißt Jungfernöl, und wird wegen seiner Seltenheit nicht versandt, sondern von den Provençalen selbst zu Backwerk verbraucht. Nachher werden die zerquetschten Oliven unter beständigem Aufgießen von heißem Wasser in Strohkörben ausgepreßt. Das Zugießen des heißen Wassers dient dazu, die öligen und wässerigen Theile der Oliven zu scheiden. Das oben schwimmende Oel wird sorgfältig abgenommen und zum Versenden gebraucht. Es ist dieß das bekannte Provenceröl.

Ein anderes schätzbares Product der Provence sind die Feigen. Man hat da ganze Alleen von schönen großen Feigenbäumen, und der Handel, den man mit dieser Frucht treibt, ist nicht unbedeutend.

In dem südlichen Theil der Provence, besonders an den Seeküsten und in der Gegend der Stadt Hieres, zieht man eine so außerordentliche Menge Orangen-

bäume, daß man den Duft, den ihre Blüthen im Frühjahre verbreiten, kaum ertragen kann.

Jedermann kennt diesen Baum, den wir den Portugiesen verdanken, welche ihn zuerst aus Ostindien oder China in unsern Welttheil verpflanzten. Alle Küsten des mittelländischen Meeres, Spanien, Sicilien, Italien und die Insel Maltha, sind jetzt mit Orangenbäumen geschmückt, die dort meistens im Freien wachsen. Man sieht auch in der Provence die schönsten Orangengärten, welche in der schwülen Sommerhitze durch den kühlen Schatten, den sie verbreiten, dem Menschen noch angenehmer werden. Zur Blüthenzeit verbreiten sie die lieblichsten Wohlgerüche, die, wie schon gesagt, unter gewissen Umständen so stark werden, daß man sie kaum ertragen kann und leicht Kopfschmerzen davon bekommt. Das ganze Jahr hindurch sind hier die Bäume voller Früchte, weil man sich hütet, sie sämmtlich auf einmal abzubrechen. Ein Fremder, der nie so etwas gesehen hat, glaubt sich in die Gärten der Hesperiden versetzt. Gemeiniglich besteht die erste Allee aus Pomeranzenbäumen, die zweite aus Cedratbäumen, die dritte aus Citronen-, süßen Pomeranzen- oder Apfelsinenbäumen. Die gewöhnliche Winterkälte in der Provence schadet diesen Bäumen nicht; in sehr strengen Wintern gehen aber fast alle Orangenpflanzungen zu Grunde.

Die Frucht des Orangenbaums reift erst 8 bis 9 Monate nach der Blüthe. Kann man die Orangen bis zum Frühjahr auf dem Stamme lassen, so werden sie dann noch weit schöner und vollkommener, weil zu dieser Zeit der Saft erneuert wird; allein die Frucht kommt in Gefahr, durch den Frost zu leiden. Dessen ungeachtet läßt man sie oft 2 bis 3 Jahre auf dem Baume, wo sie dann eine beträchtliche Größe und einen süßen und überaus an-

genehmen Geschmack bekommt. Den Winter über verlieren die Orangen ihren Saft.

Im Sommer macht man daraus mit Zucker ein sehr liebliches Getränk, das man Orgeat nennt, und das die Limonade, die aus Citronen und Zucker zubereitet wird, weit übertrifft. Der Orangensaft ist ein bewährtes Mittel wider den Scharbock.

In der Provence werden auch, außer den Oliven, Pomeranzen, Citronen und andern edlen Früchten, eine große Menge Kastanien gebaut, wovon manchmal ein einzelnes Stück über 4 Loth wiegt. Nur vorzüglich diese größere Sorte kommt in den Handel; die übrigen dienen zur Nahrung des gemeinen Mannes, dem sie so unentbehrlich sind, als in unsern Gegenden die Kartoffeln. Er kocht sie zu Brei und gebraucht sie zur täglichen Speise.

Auch Mandeln baut man in der Provence in großer Menge. Es giebt da kleine Städte, die jährlich wohl für 40,000 Thaler verkaufen.

In der Nähe von Marseille und Toulon sind fast alle Felder mit Kapern bepflanzt. Diese Pflanzen stehen ungefähr einen Fuß weit von einander, und haben ziemlich die Höhe eines zweijährigen, aus dem Kern gezogenen Apfelstämmchens; nur zertheilen sich bei dem Kapernstrauche die Zweige sogleich an der Erde. Die Blüthenknospen werden, ehe sie zum Aufbruch kommen, abgepflückt und in Gläsern eingemacht. Dieß sind die Kapern, die in das Ausland versendet werden. Läßt man die Knospe aufblühen, so zeigt sie eine dem Jasmin ähnliche Blume. Ist diese abgefallen, dann setzt sich eine Schote von beträchtlicher Größe an und bringt drei Samenkörner zur Reife, die ebenfalls eingemacht und in dem Lande selbst statt der Oliven zum Nachtisch aufgesetzt werden.

12. Vogelfang in der Provence.

Nirgends giebt es vielleicht Vögel in größerer Menge, als in der Provence. Man stellt ihnen allenthalben nach, sie werden sehr häufig gefangen, und doch nimmt ihre Zahl nicht ab. Das südliche Frankreich scheint der allgemeine Sammelplatz gewisser Arten zu seyn. Vielleicht werden sie auch durch die Früchte des Landes, z. B. die Feigen, Weintrauben u. s. w. angezogen, oder die Weibchen können in den nahen Gebirgen ungestörter brüten und ihre Jungen füttern.

Man kann sich leicht vorstellen, daß in einem Klima wie das dortige, wo die Sonne mit ihren Strahlen täglich die Erde durchglüht, und wo die kühlen und schattenreichen Orte so selten sind, die Vögel zu Tausenden den Bäumen, Gebüschen und Gehölzen zufliegen. Wirklich sind letztere des Morgens und Abends ganz angefüllt mit Rothkehlchen, Ortolanen, Nachtigallen, Meisen von allen Arten, röthlichen und grauen Grasmücken, Amseln, Drosseln, auch zuweilen mit Wachteln. Diese Vögel werden auf folgende Art gefangen:

Man errichtet an dem Ende einer Allee, oder eines Gehölzes, zwei grün angestrichene Stangen, die eine Höhe von 20 bis 25 Fuß haben. An diese Stangen hängt man weite Netze von grüner Seide, die zum Theil sackförmig sind und zum Theil ganz platt herabfallen. Nun vertheilen sich die Vogelfänger an die Grenzen des Gebüsches und fangen an, leise mit einem Stabe auf die Sträucher zu klopfen, wobei sie immer langsam auf die Netze zugehen. Die furchtsamen Vögel fliehen von dem Orte, wo sie das Klopfen hören, nach der entgegengesetzten Seite, und kommen am Ende in dichten Haufen den Netzen nahe, die sie nicht leicht gewahr werden, weil dieselben grün aussehen. Sobald nun die Vogelsteller mer-

ken, daß die Vögel weit genug vorgeflogen sind, erschallt auf allen Seiten zugleich ein mäßig lautes Brrrrrr! vor welchem die armen Thierchen erschrocken auffliegen und sich nach der einzigen Gegend flüchten, wo sie nichts hören, dann aber in die Netze gerathen, in welchen eine Menge mit den Füßen hängen bleibt. Sobald man nun die gefangenen Vögel zappeln und flattern sieht, läuft man herbei und drückt ihnen entweder den Kopf ein, oder man macht sie behutsam los und sperrt sie in einen Käfich. Wenn dieß geschehen ist, bringt man die Netze wieder in Ordnung und beginnt den Fang von neuem. Auf solche Art bekommt man in einer Viertelstunde wenigstens 15 bis 20 Vögel. So verschafft man sich Vogelbraten auf die Tafel, und die nähern Umstände des Fanges geben Stoff zu Gesprächen für den ganzen Abend.

In der Gegend von Marseille ist noch eine andere Art des Vogelfangs üblich. Die jungen Leute errichten nämlich nahe an ihren Landhäusern einen Vogelherd oder eine Hütte; die mit grünen Zweigen bedeckt wird, und fangen da die Vögel mit Kloben, Leimruthen und Netzen. In einem Umkreise von 15 Stunden zählt man gegen 4000 solcher Vogelherde. Jeder Vogelsteller fängt im Durchschnitt des Tages ein Dutzend Vögel; man kann also leicht berechnen, daß jährlich mehrere Millionen weggefangen werden. Und doch spürt man keine Abnahme; sie sind jedes Jahr wieder in der nämlichen Menge vorhanden.

13. Trüffeljagd durch Schweine.

Die Provence ist auch sehr reich an Trüffeln, besonders an dem Fuß der Unter-Alpen.

Man läßt die Trüffeln da durch Schweine aufsuchen, die besonders dazu abgerichtet sind. Mehrere Viehhirten

führen im Herbste diese Thiere in Gegenden, wo man weiß, daß Trüffeln in der Erde sind, und läßt sie dort wühlen. Sobald sie einige mit dem Rüssel herausgraben, wirft man ihnen eine Hand voll Eicheln hin, wo sie dann die Trüffeln liegen lassen, die nun sogleich aufgelesen werden. Die Hirten bemerken ganz leicht das Dasein der Trüffeln; denn sobald die Schweine dieselben wittern, geben sie durch ein besonderes Grunzen ihre Freude darüber zu erkennen. Auch die Fliegen und Schnaken, die an solchen Orten häufig umherschwärmen, verrathen, daß Trüffeln da verborgen liegen.

Es giebt zweierlei Arten von Trüffeln, schwarze und graue. In der Provence findet man fast nur die schwarzen. Die andern, die zarter und feiner von Geschmack sind, bekommt man nur selten zu sehen.

14. Lustiger Fischfang.

In der Provence entstehen durch die ungeheuren Regengüsse, die im Frühjahr und Herbst eintreten, und durch die Ueberschwemmungen, die dadurch veranlaßt werden, besonders am Seeufer große Moräste, die mit dem Meere selbst in Verbindung kommen. Da finden sich nun eine große Menge Küstenfische ein, die sich gern im Schlamme aufhalten und sich von Insekten nähren.

Diese Fische geben Gelegenheit zu einem sehr lustigen Fischfange, der in diesen Morästen getrieben wird. Man verfertigt nämlich dazu ein Flechtwerk in Gestalt eines Fischerbootes und besteckt es mit grünen Reisern und Baumzweigen; hinter demselben verbergen sich sechs oder sieben mit Stangen und Stöcken versehene Männer. Einige Personen ziehen das Boot vorn mit Stricken, die an den Ecken befestigt sind, und Andere schwimmen voraus, machen die Fische schüchtern und zwingen sie, sich

in das Boot zu werfen, in welchem sie mit den Stangen und Stöcken getödtet werden. Die Fische sind aber in großer Menge vorhanden, und es stürzen sich bisweilen so viele in das Boot, daß die Leute nicht im Stande sind, sie alle umzubringen. Sehr viele kommen daher wieder davon, manche fallen aber in die Körbe, die zur Aufbewahrung des Fanges in Bereitschaft stehen, andere machen ganz possirliche Sätze, schlagen mit dem Schwanze die Fischer ins Gesicht und veranlassen dadurch allerlei lustige Auftritte.

Zuweilen befestigt man auch Netze an das Boot, damit die Fische, die es nicht ganz erreichen können, hineinfallen. Man fängt auf solche Art Seehechte, Meeralete oder Harden, Meerbrachsen u. dergl. Die Bauern schießen auch eine Menge von Wasserhühnern und Enten.

Wenn das Wasser trübe ist, so fängt man in den Morästen auch schöne Aale. Diese packt man, wenn sie die Köpfe aus dem Wasser hervorstecken, und wirft sie auf den Strand, wo schon wieder andere Leute in Bereitschaft stehen, die sie auffangen und tödten. Letzteres muß gleich geschehen, weil die Aale sonst einen schlammigen Geschmack annehmen. Ueberhaupt halten sich die getödteten Sumpffische nicht lange; doch lassen sich die Aale, auf mancherlei Art zubereitet, länger aufbewahren.

15. Der Seehafen von Toulon.

Toulon ist ein stark befestigter, aber schmutziger Ort. Der Markt und die Gegend des Hafens sind die vorzüglichsten Plätze. Aber vor Allem merkwürdig ist das Zeughaus, das durch an einander hangende Gebäude so genau mit dem Hafen verbunden ist, daß es ein einziges Ganzes und an der einen Seite fast die Hälfte der Stadt ausmacht. Der Hafen ist so lang als er breit ist. Gleich

von der Stadt an wird er von Felsen eingeschlossen, die sich drei Viertelstunden weit in das Meer erstrecken und sich in zwei Landspitzen endigen. Es sind wichtige Festungswerke auf denselben angelegt. Auf der linken Seite befinden sich die Magazine für die Kaufmannsgüter, und die Kauffahrer liegen dort vor Anker. Von der einen Landspitze bis zum Zeughaus steht eine Reihe Pfähle, die mit Ketten verbunden sind, damit kein Schiff weder zur Flotte kommen, noch sich davon entfernen kann.

In dem mittelsten Hofe des Zeughauses befindet sich ein großes Bassin, in welches man, vermittelst mehrerer Schleusen, das größte Kriegsschiff bringen kann. Ist dieß geschehen, so werden die Schleusen geschlossen; dann müssen die Galeerensclaven durch Maschinen das Wasser aus dem Bassin herauspumpen. Dadurch erlangt man so viel, daß die Arbeiter trocknen Fußes um das Schiff herum gehen, dasselbe ausbessern, oder mit Kupfer und Blei beschlagen können. Man nennt ein solches Bassin zur Erbauung und Ausbesserung der Schiffe eine Docke.

Zur linken Seite des Bassins befindet sich eine große Waffenschmiede, in welcher die Büchsenmacher und Schmiede arbeiten. Auf der rechten Seite steht ein ganz vollkommenes Kriegsschiff mit allem Tau- und Segelwerk, welches aber unten platt ist, fest auf der Erde. Die neu angeworbenen Matrosen und Kanoniere werden bei und in demselben exercirt. Nicht weit davon ist ein großes Gebäude, das den Matrosen zum Quartier dient, und hinter demselben eine Art von Schutzdach über dem Wasser, unter welchem die Galeerenflotte liegt, damit die darauf angeschmiedeten Sclaven wenigstens des Nachts unter Obdach ruhen. Die an den Ruderbänken festgeschmiedeten Hauptverbrecher kommen nie von den Galeeren und müssen auf ihren Stellen sitzend schlafen.

Auf dem festen Lande, den Galeeren zur Seite, liegen die Holzmagazine und die Schiffswerfte, bei welchen beständig Kriegsschiffe auf dem Stapel stehen. Diese Seite wird durch das wichtige Fort Louis gedeckt. In dem Hauptgebäude des Zeughauses, nach dem Hafen, ist eine große Seilerei. Unter einem wenigstens 300 Ellen langen Bogengange werden die Schiffstaue verfertigt: Ankertaue, welche über einen halben Fuß im Durchmesser dick sind, und auch schwächeres Tauwerk. Gleich zur Seite befinden sich die Hauptmagazine, und hinter der Seilerei ist die Ankerschmiede. Es erregt ein nicht geringes Erstaunen, die Schmiede hier arbeiten zu sehen. Die großen Anker sind 18 Fuß lang und 1 Quadratfuß dick. Vom Schornstein bis zum Ambos reicht ein 15 Zoll dicker eiserner Balken. Ueber diesem liegt ein starker eiserner Ring mit einer Kette, woran die Zangen befestigt sind, mit welcher man die Klumpen Eisen aus dem Feuer zum Ambos schleppt. Die ungeheuren Hämmer werden durch Windmühlen, die auf dem Dache angebracht sind, in Bewegung gesetzt. Auch das Drehen der Taue und aller schweren Maschinen wird durch ein solches Mühlwerk bewirkt, weil es an Wassermühlen fehlt.

Aus einem Gebäude und aus einem Hofe tritt man beständig in einen andern; denn alle Manufacturisten, die für die Flotte arbeiten, haben hier ihre Werkstatt. Da giebt es z. B. Büchsenmacher, Schmiede, Stückgießer, Zimmerleute, Tischler, Seiler, Leinweber, Tuchmacher, Schuster und Schneider, alle in beständiger Thätigkeit. Die Höfe sind sämmtlich mit Kugeln und eisernen Blöcken belegt, die von den Franzosen zum Ballast der Schiffe gebraucht werden. Kurz, es ist mehr eine mittelmäßige Stadt, als ein Haus, was man hier durchwandert.

16. Kriegsschiffe in dem Hafen von Toulon.

Der Hafen von Toulon ist für hundert Kriegsschiffe eingerichtet; nie aber ist eine so große Anzahl vorhanden. In Friedenszeiten sind alle Kriegsfahrzeuge abgetakelt, das heißt, es sind ihnen Segel und Tauwerk abgenommen, weil beides in freier Luft Schaden leiden würde. Man hat Kriegsfahrzeuge von sechzehn bis zu hundert und noch mehr Kanonen.

Die Schiffsmannschaft richtet sich nach der Anzahl der Kanonen. In Frankreich rechnet man auf jeden Vierpfünder drei Mann: einen Kanonier, einen Matrosen und einen Soldaten; auf jeden Sechspfünder fünf Mann; auf einen Achtpfünder sieben; auf einen Zwölfpfünder neun; auf einen Achtzehnpfünder elf, auf einen Vierundzwanzigpfünder dreizehn, und auf einen Sechsunddreißigpfünder funfzehn Mann. Ein Schiff von sechzig Kanonen hat gewöhnlich sechs und zwanzig Achtzehnpfünder, sechs und zwanzig Zwölfpfünder und acht Sechspfünder. Es erfordert also 560 Mann. Die Engländer und Niederländer haben aber bei jeder Kanone einen Mann weniger.

In England kommt ein Kriegsschiff von hundert Kanonen auf 30,553 Pfund Sterling (336,083 Gulden) zu stehen, von sechzig Kanonen kommt eines auf 14,197 Pfund (156,167 Gulden).

Die Länge eines Schiffes vom ersten Range beträgt 163 Fuß, die Breite 44 Fuß. Zu dem großen Segel werden nicht weniger als 363 französische, oder fast 600 teutsche Ellen starke Leinwand (Segeltuch) erfordert. Das stärkste Ankertau ist 600 Fuß lang; es hat 20 Zoll im Umfang und wiegt 7772 Pfund. Ein gut gebautes Schiff kann nur vierzig bis funfzig Jahre dauern.

Mißt man ein Schiff von achtzig Kanonen mit Schritten aus, so findet sich, daß die Länge desselben, vom Steuerruder bis zur vordern Spitze, etwas über funfzig Schritte, die Breite aber sechzehn beträgt. Die Wände sind einen Fuß dick. Im Hintertheile des Schiffes befindet sich die Kajüte des Kapitains und der übrigen Officiere. Unter der Kajüte ist die Pulverkammer. Ein Dreidecker hat fünf über einander liegende Boden. Der unterste Raum ist mit Ballast, Wasserfässern und andern vollen Fässern angefüllt. Der zweite Raum enthält Lebensmittel und Munition. Beide Räume sind ziemlich hoch, weil ein Schiff von dieser Größe sechs und zwanzig Fuß, wenn es beladen ist, und zwanzig Fuß, wenn es unbeladen ist, unter dem Wasser geht. Der dritte, vierte und fünfte Raum, in welchem die Kanonen liegen, ist nur fünf Fuß hoch, man muß also darunter gebückt gehen. Die Kanonen sind ganz kurz, und die schwerste darunter ist nur drei und einen halben Fuß lang. In der Mitte des Schiffes sind in allen drei Räumen (Zwischendecken) eine Art Horden (Kojen) angebracht, die dem Schiffsvolk als Schlafstelle dienen. Jeder kriecht in sein Fachwerk hinein. Das Verdeck ist mit einem drei Fuß hohen Geländer umgeben, das nach hinten zu aus gedrechselten Docken besteht; am Vordertheil ist es mit getheerten Stricken durchflochten. Auf der Vorderspitze des Schiffes ist die Küche. Der Feuerherd besteht aus Thon, mit Eisenblech eingefaßt. Die Seitenwände der Küche sind mit Blei überzogen. Die Kessel hangen an langen eisernen Ketten.

Die Mastbäume reichen von oben durch alle fünf Räume bis auf den Kiel, das heißt, bis auf den untersten Balken hinab, auf dem das Schiff ruht. Die untere Dicke des großen Mastes beträgt zwei und einen halben

Fuß im Durchmesser. Er besteht nicht aus einem einzigen, sondern aus mehreren in einander gefügten und durch starke eiserne Ringe verbundenen Bäumen. Alle Fuß weit kommt ein solcher Ring, und der Zwischenraum ist mit getheerten Tauen umwunden. Die Höhe des Mastes vom Grunde bis zum obersten Mastkorbe beträgt funfzig Ellen. Ueber demselben erhebt sich funfzehn Fuß hoch ein dünnerer, an welchem die Flagge befestigt ist. Der Mastkorb ist ein ins Quadrat an einander gefügter Fußboden, rund umher mit eisernen Stäben besetzt, zwischen welchen dickes Tauwerk geflochten ist. Im Mastkorbe selbst liegt fortwährend eine Wache. An beiden Seiten des Verdecks geht eine Luke (Loch oder Fallthür) bis in den untern zweiten Raum, wohin zur Zeit eines Gefechts alles Schiffsvolk geschickt wird, das man zur Vertheidigung nicht sogleich nöthig hat. Hier sind Alle unter dem Wasser schußfrei; von ihnen werden die Gebliebenen wieder ersetzt. Die fußdicken Wände sind mit dreimal über einander genagelten eichenen Bohlen ausgefüttert, so daß allezeit über die Fuge der ersteren die Mitte der zweiten trifft. Die Fugen der letzten Bohlen werden mit getheertem Hanf verstopft und mit kleinen eisernen Blechnägeln dicht neben einander ausgeschlagen. Unter dem Wasser hingegen sind die Wände mit Blei oder Kupfer beschlagen. Das Balkenwerk eines Schiffes auf dem Stapel (dem Gerüste, auf dem es erbaut wird) sieht einem Fischgerippe nicht ganz unähnlich.

Auf den Schiffen sind beständig eine Menge Pflöcke in Bereitschaft, womit die Löcher, welche die Kugeln in das Schiff schlagen, sogleich verkeilt werden, um das Eindringen des Wassers zu verhindern.

Die kleinen Kriegsfahrzeuge sind, mit einigen Verschiedenheiten, eben so eingerichtet.

17.

17. Avignon und die Quelle von Vaucluse.

Die Stadt Avignon liegt in einer schönen fruchtbaren Ebene an dem Rhonestrom. Sie gehörte bis zum Ausbruch der französischen Revolution dem Papste, und noch überall finden sich Spuren der päpstlichen Herrschaft und des papistischen Geistes. Mit einer unzähligen Menge Marien- und Heiligenbilder, mit Kreuzen und Krucifixen sind die Häuser behangen, bemalt oder sonst verziert. Auf allen Straßen sieht man Betende vor diesen Bildern auf den Knieen liegen und ihre Andacht verrichten. In dem Innern der Häuser wird aber oft das zügelloseste Leben mit Trinken und andern Ausschweifungen geführt, ein Unfug, der auch der päpstlichen Hofhaltung nicht fremd war.

In der Franziskaner-Kirche zu Avignon ist noch jetzt das Grabmal der schönen Laura zu sehen, deren Andenken durch die Gedichte des berühmten italienischen Dichters Petrarca verewigt wurde. Sie konnte nicht seine Gemahlin werden, weil sie schon an einen Edelmann in Avignon, Hugo de Sade, vermählt war. Petrarca sah sie zuerst in dem Tempel des Herrn. An einem frühen Morgen der Charwoche 1327 ging der drei und zwanzigjährige Jüngling, seiner Gewohnheit nach, in die Kirche der heiligen Clara zu Avignon. Da erschien auch voll Würde und jugendlicher Anmuth, in der Absicht, ihr Gebet zu verrichten, Madonna Laura. Ihr herrliches idealisches Wesen entzückte ihn. Sein ganzes Herz wurde ergriffen von der glühendsten Liebe, die um so höher stieg, da es nicht die Reize Laura's allein waren, die ihn fesselten. Petrarca knüpfte genauere Bekanntschaft mit ihr an. Laura lernte ihn als Freund nach seinem ganzen Werth schätzen, mehr aber durfte er ihr nie werden; sie hielt ihn stets in gehörigen Schranken. Nur dann, wenn

Mitleid mit seinem Harm und seiner Sehnsucht sie ergriff, konnte sie ihm ein freundliches Lächeln oder ein holdes Wort nicht versagen. Er begab sich auf Reisen und in das Gewühl der Welt, aber vergeblich, denn nie verließ ihn das Bild der Geliebten. Er versuchte, seine Gluth in der Einsamkeit zu kühlen, und wählte zu seinem Aufenthalt die Grotte der Quelle von Vaucluse; nichts aber konnte ihn heilen, bis er im Jahre 1348 zu Verona, wo er sich damals aufhielt, die Schreckensnachricht von Laura's Tode erhielt.

Als der französische König Franz I. ungefähr 200 Jahre darauf nach Avignon kam, ließ er Laura's Grab öffnen. Es fand sich darin eine bleierne Büchse, mit einigen italienischen Versen von Petrarca's Hand, und einer bleiernen Schaumünze, auf deren einen Seite sich ein Frauenkopf und einige Buchstaben befanden. — Franz ließ das Grabmal, das noch jetzt steht, errichten und eine von ihm selbst verfertigte Inschrift darauf setzen.

Nicht minder berühmt als Laura ist durch Petrarca's Gedichte die Quelle von Vaucluse geworden, die nicht weit von Avignon entfernt ist. Der Weg dahin führt durch die schönste Gegend in ein Thal, das rings umher von einer Reihe Felsen in Form eines Amphitheaters umgeben ist. Auf einem engen steinigen Pfade gelangt man an den Fuß eines hohen und spitzigen Felsens, wo man eine sehr große und schauerliche Höhle vor sich sieht, in welche man bei niedrigem Wasser hineingehen kann. Inwendig sind zwei andere Höhlen, wovon die eine gegen 100 Fuß breit, eben so lang, aber nicht über 20 Fuß hoch ist. In der Mitte dieser Höhle ist ein ovales Bassin, das ungefähr 100 Fuß im Durchschnitt halten mag, und aus welchem sich ohne alles Geräusch die was-

serreiche Quelle der Sorgue ergießt, die bei ihrem Austritt aus dem Felsen schon kleine Kähne trägt.

Gewöhnlich verliert sich das Wasser in unterirdischen Gängen und füllt gerade nur das Bassin bei der Quelle an; nach einem anhaltenden Regenwetter aber tritt es über eine Art von Damm, der auswendig unmittelbar vor der Höhle liegt, sammelt sich in einen spiegelglatten See, stürzt sich sodann schäumend mit einem fürchterlichen Getöse über die Felsentrümmer hinab und rauscht unaufhaltsam fort, bis es in der Ebene keinen Fall und keinen Widerstand mehr findet. Das durch den Wiederhall verdoppelte Rauschen des Wassers, der weit umher stäubende Schaum, die Einsamkeit der Gegend, der nackte hohe Fels, die Trümmer, welche theils mit dem Einsturze drohen, theils schon abgelöset und in den lockern Boden versunken, jeden Augenblick den steilen Felsen herabzurollen bereit sind: alle diese Gegenstände machen einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Seele des Beobachters.

Das Wasser der Quelle ist hell und rein wie Kristall, ohne Moos und Schlamm. Dessen ungeachtet aber taugt es nicht zum Trinken, weil es sehr hart und unverdaulich ist.

An der Spitze eines steilen Berges, an dessen Fuß die Sorgue sich hinschlängelt, sieht man ein altes verfallenes Schloß, das, nach dem Vorgeben der dort in der Nähe wohnenden Leute, dem Petrarca gehört haben soll. Sie irren sich aber hierin, denn Petrarca wohnte nicht weit von dem Dorfe in einer kleinen Bauerhütte, von der schon lange keine Spur mehr vorhanden ist.

18. Frohsinn der Bewohner der Provence.

Es giebt nicht leicht ein so munteres und lebhaftes Volk, als die Bewohner der Provence. Sie lieben Ver-

gnügen, Tanz, Lustbarkeiten aller Art, besonders in demjenigen Theil des Landes, der an Italien grenzt. Hier geht es das ganze Jahr, besonders an Sonn- und Feiertagen, gar lustig zu; und schlägt die Wein- und Oelernte nur leidlich ein, so ist Jung und Alt in steter Bewegung. Man trägt und fährt die Ausbeute hin und her, und an den Tagen der Ruhe hört man nichts als Tanz, Musik und das Freudengeschrei der muntern jungen Burschen und Mädchen. Männer und Weiber, Mädchen und Jünglinge, Kinder und abgelebte Greise stellen sich auf dem Platze ein, die Jüngeren, um sich ohne Rückhalt der Freude zu überlassen, die Alten, um Zeugen eines Vergnügens zu seyn, an dem auch sie in ihrer Jugend so gern Theil nahmen. Mit Ablauf des Frühlings schwärmt dieses lustige Völkchen im ganzen Lande umher, hilft mit bei der Ernte, verbreitet Munterkeit und muthwillige Scherze überall, wo es hinkommt, und giebt den ländlichen Scenen erst Geist und Leben. Vielleicht mag diese Lebensart nicht wenig dazu beitragen, daß die Menschen in jenen Gegenden gesund bleiben und gemeiniglich ein hohes Alter erreichen. Aber zum Unglück fängt auch dort seit einiger Zeit der Luxus an unter dem gemeinen Mann überhand zu nehmen; seine Bedürfnisse vermehren sich, er kann sie mit seiner Hände Arbeit nicht mehr so leicht bestreiten, und so kann es nun nicht fehlen, daß seine Sorgen zunehmen, sein munterer Humor sich verliert, seine Sitten verdorben werden.

Besonders äußert sich der lustige Sinn der Provençalen bei ihren Hochzeiten auf dem Lande und in den kleinen Städten. Da lassen sich früh schon Trommeln, Pfeifen und Flintenschüsse hören. Und ist die Stunde der Feierlichkeit gekommen, so ziehen alle Freunde und Freundinnen der Braut und des Bräutigams, oft über funfzig

an der Zahl, festlich mit Bändern, Blumen und Schärpen geschmückt, und in bunte Kleider von Floretseide gekleidet, dem Marktplatze zu. Voran tanzt das junge Brautpaar; seinem Beispiele folgt auf dem Platze die ganze Gesellschaft. Nach der Trauung werden jubelnd alle Straßen durchzogen und vor jedem angesehenen oder wohl bekannten Hause wird ein Tänzchen gemacht. Dann aber ziemt sich's auch, daß der Herr oder die Frau herauskommt und mit den Tanzenden herumwirbelt. So dauert es einige Stunden fort, bis der Zug endlich an dem Hause des Bräutigams anlangt. Hier ist ein 4 Fuß hohes Gerüst, mit Lorbeer- und Oelzweigen geschmückt, errichtet, das von dem jungen Ehepaar bestiegen wird, und um das die Hochzeitgäste munter herum tanzen, bis sie die Musik zum Brautmahle ruft.

Je lebhafter und ausgelassener die Menschen aber in ihrer Freude sind, desto wilder und grimmiger sind sie auch in dem Ausbruche ihrer Wuth. Hiervon legten die Provençalen Beweise genug während der französischen Revolution ab, in welcher sich besonders die Marseiller mehrmals wie reißende Thiere zeigten.

19. Die französischen Pyrenäen.

Das pyrenäische Gebirge trennt Frankreich von Spanien. Ein Theil dieses Gebirges gehört zu diesem, ein anderer Theil zu jenem Reich.

Unter den französischen Pyrenäen ist der Berg Marbore einer der höchsten, ansehnlichsten und zugleich bekanntesten, weil die Straße nach Spanien sich über einen Theil desselben zieht. Man hat da fürchterliche Pässe, Gletscher und ewigen Schnee, wie in den Alpen; wilde Ströme stürzen sich in grauser Tiefe zwischen Felsen hin-

durch und bilden Wasserfälle von ungeheurer Höhe, die man nicht ohne Staunen ansehen kann.

In einer Höhe von 1200 Klaftern fängt der unvergängliche Schnee an. Ehe er Zeit hat, an den warmen Sonnenstrahlen ganz zu schmelzen, fällt schon wieder neuer; in einer Höhe von 17 bis 1800 Klaftern thaut er aber gar nicht mehr auf. Tiefe Abgründe werden oft ganz davon ausgefüllt, und da die Sonnenwärme ihn hier nicht zu erweichen vermag, so bleibt er ewig liegen. Bäche wühlen sich alsdann oft ein Bett unter ihnen aus, und die festgefrorne Schneemasse wird zu einer Brücke, über welche die Reisenden sorglos weggehen.

Von der Art ist die Schneebrücke bei Gavarnie. Ein trichterförmiges Thal, das unweit dieses Dorfes liegt, ist ganz mit Schnee ausgefüllt; verschiedene Bäche, die von den Bergen herabkommen, ergießen sich in dasselbe und öffnen sich darunter einen Weg; der Schnee aber vertritt die Stelle der Brücke. Er ist so fest zusammengefroren, daß man ihn für eine wirkliche Eismasse hält; doch ist er das nicht. Auch hat man Beispiele, daß in den wärmsten Sommermonaten die Brücke zusammenstürzt. Gemeiniglich erhält sie sich aber viele Jahre lang unversehrt.

Noch viel merkwürdiger, als die Schneebrücken, sind die ungeheuren Felsenwände, welche dieses Thal umgeben, und die Wasserfälle, die sich von ihnen herabstürzen und sich durch den Schnee wühlen. Denkt Euch diese Felsenwände 12 bis 1400 Fuß hoch, das heißt sechs oder siebenmal höher als ein Stadt-Kirchthurm von gewöhnlicher Höhe. Ueber ihnen ragen die mit ewigem Schnee bedeckten höheren Kuppen des Berges hervor, von denen sich zehn bis zwölf Gießbäche zugleich in den Circus (den halbrunden Platz) über die Felsenwand herabstürzen. Der

höchste unter ihnen stürzt sich über ein vorragendes Felsenstück herab, stößt gegen die Mitte seines Falles auf einen Vorsprung desselben, und bricht sich weiter unten nochmals an einer weiter vorragenden Ecke des nämlichen Felsens. Die Reisenden urtheilten gewöhnlich, daß die Höhe, von der der Bach sich herabstürzt, 300 Fuß betragen möchte; als man sie aber geometrisch maß, fand sich, daß der Fall 1266 Fuß, also sechs Mal die Höhe eines ansehnlichen Kirchthurms, beträgt. Er übertrifft folglich den berühmten Lauterbrunner Wasserfall in den Berner Alpen in der Schweiz um mehr als 300 Fuß, zerstäubt aber nicht wie dieser in der Luft zu einem feinen Regen, weil er in seinem Falle zwei Mal gebrochen wird.

Von diesem Kessel aus führt ein gefährlicher Weg, der nur von Schleichhändlern betreten wird, nach der berüchtigten Rolandsbresche.

Er beginnt mit einer steilen, vom Regen ausgehöhlten Schlucht, die aus lauter blätterigen Steinen besteht, die oft so glatt und abschüssig sind, daß man nicht weiß, wohin man den Fuß setzen soll; ohne Beihülfe der Hände wäre es unmöglich, fortzukommen. Eine Weile klettert man gerade empor, wie man an einer Leiter hinauf steigt; bald kriecht man mit eingezogenem Leibe an dem Rande des Abgrundes hin, bald schreitet man über einen Wassersturz und springt von einem Felsen auf den andern, wo oft der Fuß auf Felsenbrocken stößt, die unter ihm wegrollen, oder auf glatten Rasen, der so schlüpfrig ist wie Eis. Auf solche Art erreicht man unter vielen Mühseligkeiten und Gefahren doch nur erst die Höhe, von welcher die Bäche herabstürzen.

Man kommt nun auf eine grasreiche Fläche, wo sich gemeiniglich spanische Hirten mit ihren Heerden aufhalten. Diese dürfen da ruhig weiden, weil es von der

französischen Seite unmöglich ist, die Weideplätze zu benutzen.

Von hier sieht man unter seinen Füßen die Quellen der zahlreichen Wasserfälle, die sich von der steilen Felsenwand herabstürzen. Der Kessel, der sie aufnimmt, gleicht einem offenen Schlunde, von dem sie verschlungen werden. Blos der große Wasserfall fängt die Strahlen der Abendsonne auf, die in dem Wasserstaub, den er verbreitet, einen Regenbogen bilden.

Oft werden in dieser Gegend der Hirt und der Reisende durch ungeheure Lawinen erschreckt, die sich von den höchsten Gipfeln des Marbore mit dem Krachen des Donners in die Thäler herabstürzen. Man versteht unter Lawinen ungeheure Schneeballen, die sich erst in ganz kleinen Stücken von der Schneemasse auf der Spitze der Berge absondern, sich aber im Fall durch das Hinwegwälzen über den Schnee so sehr vergrößern, daß sie bisweilen ganze Heerden erdrücken, und nicht nur einzelne Gebäude, sondern halbe Dörfer einstürzen und verschütten. Diese Art von Lawinen nennt man Erdlawinen, zum Unterschied von den Windlawinen, unter welchen man Schneewirbel versteht, die von den Sturmwinden empor getrieben und nach verschiedenen Seiten gewehet werden, wo sie oft eben so viel Unglück anrichten, als die Erdlawinen. Bisweilen füllen sich auf solche Weise ganze Schluchten mit Lawinen, und hieraus entstehen nach und nach die Gletscher und Eisfelder.

Mit allen diesen Gefahren vereinigt sich auch noch der Schrecken, den beim ersten Anblick die Schleichhändler einflößen, das heißt, die Handelsleute, die verbotene Waaren von einem Reiche in das andere bringen, und deswegen ohne Gnade aufgeknüpft werden, wenn sie sich ertappen lassen. Sie sind alle bewaffnet und stets bereit,

ihr Leben an den, der sich ihrer bemächtigen will, theuer zu verkaufen. Nun denkt Euch einen solchen Schleichhändler kühn und rüstig einher schreitend, mit einem dicken struppigen Barte, der mit den Hauptharen ganz zusammengewachsen ist, mit bloßer Brust, nervigen Armen und nackten Beinen, ohne andere Schuhe, als ein Stück Kuhhaut, mit der rauhen Seite auswärts gekehrt, und ohne weitere Kleidung als Beinkleider und Weste. Wenn nun ein solcher Mensch einem wehrlosen Reisenden in diesen einsamen Gefilden begegnet, und so wie er ihn erblickt, stehen bleibt, die Flinte gegen ihn anlegt und keck auf ihn losgeht; so muß er diesen nothwendig mit Todesschrecken erfüllen. Es greifen jedoch jene Leute, die oft in Trupps von vier, fünf und noch mehr Personen herumstreifen, selten einen Wandrer an; sie beweisen sich im Gegentheile dienstfertig und zeigen ihm die nächsten und gangbarsten Wege. Ihr erster Anblick erfüllt aber nichts desto weniger denjenigen, der sie zum ersten Male sieht, mit Entsetzen.

Die Seiten der Berge, von denen man sich umgeben sieht, sind beinahe senkrecht, und doch sieht man auf ihren Gipfeln oft Heerden, die von dem Himmel herab gekommen zu seyn scheinen und an schauderhaften Abgründen weiden.

Verfolgt man nun weiter den Weg nach der Rolandsbresche, so kommt man in Schneethäler und erblickt mehrere Gletscher, die man hier Sernelhes nennt. Man muß jetzt die steilsten, mit Schnee bedeckten Höhen mit Lebensgefahr erklimmen und noch tausend andere Beschwerden überstehen, bis man an jenen berüchtigten Paß kommt, der, einer alten Sage nach, von dem Ritter Roland durch einen Schwertstreich soll geöffnet worden seyn.

Stellt Euch eine 4 bis 600 Fuß hohe Felsenwand vor, die sich zwischen Frankreich und Spanien erhebt und

ihre natürliche Scheidung ausmacht; denkt Euch diese Mauer wie einen halben Mond gekrümmt, so daß ihre eingebogene Seite gegen Frankreich gekehrt ist; denkt Euch endlich, daß Roland auf seinem Streitrosse sich mitten durch diese Mauer einen Weg öffnen wollte und mit einem Streich seines berühmten Schwertes eine 300 Fuß breite Oeffnung hinein hieb, und Ihr habt eine Vorstellung von dem, was die Bergbewohner die Rolandsbresche nennen. Die Mauer ist nicht dick; sie wird es aber gegen die Spitzen des Marbore zu, die sich majestätisch über das Thor erheben, gleich als ob sie Roland zu einem Kastelle bestimmt hätte, den Durchzug zu decken. Außer dem Thore sind auch noch zwei fensterähnliche Oeffnungen in gleicher Entfernung durch die nämliche Wand gebrochen, und zwei pyramidenförmige Berge dienen diesem von der Natur gebildeten Gebäude gleichsam zum Vorwerk und zur Vertheidigung.

Um diese Berghöhe herrscht eine grausenvolle Wildniß. Keine Pflanze wird wahrgenommen. Der auf der französischen Seite aufgehäufte Schnee ist auf der spanischen seltener; so oft er schmilzt, läßt er lange Schluchten und ungeheure Erdschüsse entblößt liegen. Auf allen Seiten erblickt man Felsen, die drohend über den Abgrund herüber hangen, und Berge, die den vom Sturm bewegten Meereswogen gleichen. Gegen Spanien hin, wo die Berge sich immer niedriger zur Ebene hinabsenken, eröffnet sich eine unermeßliche Aussicht. Ganz Aragonien übersieht das Auge, und reicht, mit Ferngläsern bewaffnet, sogar bis Saragossa. Man hat also, von der Rolandsbresche aus, eine unbeschränkte Aussicht nach Spanien.

Der ewige Schnee, welcher den Gipfel des Berges deckt, ist nicht viel über 12 Fuß hoch; über demselben liegt aber wohl noch zu Anfang des Sommers gegen 30 Fuß

hoch neuer. Bei zunehmender Hitze schmilzt jedoch der neue bis auf einige Zoll; ehe er aber ganz zergeht, wird er bei eintretendem Herbste schon wieder mit frischen Lagen überdeckt.

An der Felsenwand, wo die Sonne durch ihr Anprallen bedeutende Vertiefungen macht, die bis auf den Boden reichen, kann man alle Schneelagen deutlich unterscheiden. Man erkennt da die strengen Winter oder kalten Sommer, wo wenig Schnee geschmolzen ist, an den dikkeren Lagen, die gelinden Winter aber, oder warmen Sommer, an den dünneren. Der alte Schnee ist zwar fest zusammengedrückt, aber er ist kein wirkliches Eis und also kein eigentlicher Gletscher. Man findet jedoch auf dem Berge Marbore, gleich in der Nähe der Rolandsbresche, auch wirkliche Eisfelder. Das Eis hat da seine vollkommene Härte, und ist so durchsichtig, daß man selbst durch dicke Stücke alle Gegenstände deutlich erkennen kann. Die Gletscher auf den Pyrenäen unterscheiden sich aber von denen in den Alpen dadurch, daß sie keine Furchen und Spalten haben und sich nicht gegen unterliegende Thäler verlängern, sondern unverändert bleiben, weil ihnen keine höher liegenden Berge durch Schneewasser neue Nahrung zuführen.

20. Das Campaner-Thal in den Pyrenäen. Das Mittagshorn.

Nichts ist reizender als das Campaner-Thal, welches seinen Namen von dem Dorfe Campan hat, das in demselben an dem Flusse Adour liegt. Noch schöner wird das Thal durch den Contrast, den die rauhen, oft furchtbaren und schauerlichen Ansichten in den Pyrenäen damit machen. Man sieht da die niedlichsten und bequemsten Wohnungen, jede von einem Garten, duftenden Wie-

sen und schattigen Bäumen umgeben. Der Adour durchströmt das Thal zwar schnell, aber nicht wild, nicht reißend. Er ist ein Bergstrom, der von schwindelnder Höhe herabschießt; hier aber, wo er nicht mehr in seinem Laufe gehemmt oder getrieben wird, fließt er schon ruhiger. Der Boden ist zwar nicht flach, wie eine Ebene, er hat sanfte Höhen, aber keine schroffen Felsen und noch weniger beträchtliche Berge. Die Munterkeit der Heerden, der Wohlstand der Hirten, die ansehnlichen Dörfer und das üppige Grün, womit das Thal bewachsen ist, dieß alles erhöht die Reize dieser lieblichen Gegend, die noch anmuthiger wird durch das Wildromantische, das hier gegen das Sanftländliche so schön absticht. In den Gebirgen, von denen das Thal umgeben ist, findet man Höhlen, Wasserfälle, senkrechte, nackte Felsenwände, welches Alles mit der üppigen Vegetation dieses glücklichen Thales einen auffallenden Contrast bildet. Das Mittagshorn, ein ungeheurer Berg, hängt beinahe senkrecht über den ruhigen Hütten der sorglosen Hirten.

In diesem Thale liegt auch, eine Stunde unterhalb Campan, der Badeort Bagneres, der so berühmt ist durch seine heilsamen Mineralquellen, und zwei Mal im Jahr, nämlich im Frühjahr und Herbst, von vielen Badegästen nicht bloß aus Frankreich, sondern auch aus andern Ländern besucht wird.

Selten hält sich ein Badegast zu Bagneres auf, ohne das Mittagshorn zu besteigen, wenn es ihm anders seine Kräfte erlauben. Dieser Berg ist einer der höchsten der obern oder nordöstlichen Pyrenäen; jedoch ist er keineswegs so hoch, daß dem Neugierigen der Muth entfallen sollte, ihn zu erklimmen. Von der Seite des Campaner-Thals ist er aber ganz unzugänglich; wer seine Spitze erreichen will, muß einen Umweg machen. Auf

diesem Umwege wollen wir einem Reisenden folgen, von dem er erstiegen wurde, und ihn das, was er sah, mit seinen eigenen Worten erzählen lassen.

»Ich bestieg, sagt er, das Mittagshorn von Barreges aus, in Begleitung zweier andern Personen, die der Beschwerden des Bergsteigens noch nicht recht gewohnt waren. Ein Schäfer, dessen Wohnung an dem Abhange des Berges schon mehrmals meine Zuflucht gewesen war, mußte mir die Fußpfade weiter zeigen.

Der Abhang, den wir durchstreiften, ist grasreich. Auf seinem ersten Absatze sind Wiesen, und auf ihnen trifft man auch einige Wohnungen an, die von dem Thale aus kaum sichtbar sind. Hier wählte ich mir einen Wegweiser. Weiter hinauf werden die bessern Kräuter immer spärlicher. Man findet nur Schäferhütten und einige zerstreute Heerden. Kein Baum, kein Gebüsch, kein Strauch ist in diesem Theile des Thales zu sehen; nichts erhebt sich über das Gras; nur die rothe Blume des Rhododendron bringt in das eintönige Grün dieser Gegend einige Abwechslung. Dieser niedrige Strauch ist das einzige Brennholz, das der Bewohner dieser hochgelegenen Weideplätze hat. Da, wo er wächst, darf man glauben, daß man schon 4 bis 5000 Fuß über der Meeresfläche ist.

Das Thal, in welches wir jetzt kamen, war nicht weniger traurig, als die Abhänge, die wir verließen. Die Felsen zeigen schon ihre fast senkrechte Lage, und die Seiten sind mit ihren Trümmern bedeckt. Hier endigen sich die Weideplätze der Hirten von Barreges, die höheren Gegenden haben sie an die reicheren Schäfer von Bearn zur Benutzung verkauft. In dem Augenblick, da wir in das Thal traten, erblickten wir auf den Höhen eine Heerde, die in dem ruhigen Besitz der Weideplätze zu seyn schien; aber unser Hirt schloß sogleich, als er sie ansichtig wurde,

daß die Führer der Heerde nur verstohlen hier weideten, und er irrte sich nicht. Kaum hatte er uns seinen Argwohn entdeckt, so sahen wir, daß die Hunde die Heerde sammelten und die Hirten erschienen. Unser Wegweiser äußerte ein großes Verlangen, sie einzuholen; aber die Hirten zogen vorwärts und hielten sich immer in gleicher Entfernung von uns; alles war auf seiner Hut; nichts trennte sie von dem Haufen; die Hunde und selbst die Schafe schienen zu fühlen, daß sie auf fremden Gebiete waren, und die Heerde wendete sich, immer fortweidend, gegen Engpässe, die nun dem Schäfer die Furcht benahmen, überfallen zu werden.

Unser Weg führte uns in diesem Thale an einen großen See, der See von Oucet genannt. Schroffe Felsen schließen ihn von der Abendseite ein; auf der andern Seite hingegen waren kleine Thäler mit frischem Grün, und vorn das Horn, das sich steil noch gegen 2000 Fuß hoch zu einem schönen Kegel erhebt. Im Monat Mai, wo wir den Berg bestiegen, war der See noch mit Eis bedeckt. Eine schöne Wildniß ist dieser Ort; die Berge verketten sich hoch, die Felsen haben eine großartige Gestalt, die Umrisse sind kühn, die Gipfel erheben sich wie Thürme.

Die Sonnenhitze nahm zu, und nöthigte uns, einige Augenblicke auszuruhen. Die Luft war ruhig und von dem wohlriechenden Seidelbast durchduftet; die Hundstage sind der Frühling dieser Orte. Langsam traten wir wieder unsern Weg an. Ich schritt rüstig voran, und bald konnten mir meine Gefährten nicht mehr folgen. Ich überließ ihnen den Wegweiser und kletterte allein den Gipfel hinan. In kurzer Zeit hatte ich ihn erreicht, und sah am Rande eines schwindelerregenden Abgrundes eine Welt zu meinen Füßen.

Die verworrene Felsengruppe, die mir bisher die Aussicht rückwärts versperrt hatte, ordnete sich jetzt und krümmte sich in einen ungeheuren halben Mond hinter mir und der Ebene. Gleichsam aus dem Schooße der Wolken herab übersah ich Thäler und Hügel, die, dem Scheine nach, fast nur Eine Fläche ausmachten; ich durchstreifte mit einem Blicke Bajorre, Bearn, Couserans und selbst Languedoc, bis zu einer weiten Entfernung, wo ein leichter Nebel die Grenzen des Horizontes sich mit dem unermeßlichen Himmel verschmelzen ließ.

Aber was ohne Aufhören meine Blicke auf sich zog und worauf sie mit äußerstem Wohlgefallen ruheten, das waren die Hügel und die Weiden, die sich vom Boden des Abgrundes gegen den steilen Abhang des Horns zu erhoben und einen Ruheplatz zwischen seinem Gipfel und seinem Fuße bildeten. Da erblickte ich die Hütte des Hirten im sanften Grün seiner Wiesen; ich glaubte die Heerden zu unterscheiden und ihren Führer zu erkennen, der vielleicht hoch über sich den Adler schweben sah, welcher tief unter meinen Füßen in der Luft seine Kreise beschrieb.

Ganz zuletzt zog der Ort, wo ich mich befand, meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich sah, daß auf diesem rauhen Felsen nicht alles Trümmer war. Gräser und Blumen sproßten zwischen den eckigen Blättern des harten Schiefers hervor, aus dem er besteht. Die Silene und die Gentiana, zwei Pflanzen, welche in den kalten Regionen der höchsten Gebirge wachsen, blühten auf diesem einsamen Gipfel. Einige Insekten summeten umher, sogar ein Schmetterling, der an den südlichen Abhängen bis zu dieser Höhe gelangt war, flatterte eine Weile von einer Blume zur andern; bald darauf wurde er aber gegen den Abgrund hingezogen und verlor sich in den unermeßlichen Luftocean.

Meine Gefährten, die indeß nachgekommen waren, ruhten eine Stunde auf dem Gipfel des Berges aus, dann traten wir unsere Rückreise an. Im Herabsteigen trafen wir einen Isardjäger an. Der Isard ist die Gemse der Pyrenäen. Er besucht diese kalten Regionen und flieht vor der Sonnenhitze, die er nicht ertragen kann, in die Winkel der Thäler. Er ist kleiner, minder stark und minder flink, als die Gemse der Alpen.

In weniger als drei Viertelstunden waren wir wieder an dem Rande des See's, wo wir einige Zeit auf dem duftenden Rasen ruhten. Die Hitze war drückend. Die auf den Weiden zerstreuten Schafe ruheten gleichfalls, einige in den Spalten der Felsen, andere auf dem Schnee. Die Schäfer bewachten sie von einem ungeheuren Felsenstück herab, auf dem sie sich gelagert hatten. Dieser Anblick war eben so angenehm als malerisch, und dießmal vermied uns Niemand bei unserer Ankunft. In diesem Augenblick kamen zwei junge Bergbewohner auf uns zu; schön und wohlgebaut schritten sie barfuß mit der Anmuth und Leichtigkeit daher, die so vorzüglich die Bewohner der Pyrenäen auszeichnet. Ihre Mützen waren zierlich mit Bergblumen geschmückt, und ihr abenteuerliches Ansehen gab ihnen etwas besonders Anziehendes. Sie wollten das Horn ersteigen, und fragten uns, ob etwa Nebel auf dem Thale lägen; denn bloße Neugier führte sie von den Bearner Bergen hierher.

Von den Ufern des See's nahmen wir unsere Richtung gegen die südlichen Höhen des Bastaner-Thales. Ich führte meine Gefährten auf die höchsten Hütten dieser ganzen Gegend zu. Ich kannte die Hirten, und wußte gewiß, daß ich hier Milch finden würde. Die Milch der Pyrenäen steht aber gar sehr unter der, welche man auf den Alpen antrifft, sowohl in Ansehung der Güte, als

in

in Hinsicht der Menge; die jedoch, welche wir hier fanden, war, wegen ihrer lieblichen Kühle, ein höchst angenehmer Trank. Die Hirten verwahren ihre Milch gegen die starke Hitze, die man einige Stunden des Tages auf der südlichen Seite dieser Berge zu empfinden hat, dadurch, daß sie die Gefäße, worin sie enthalten ist, in das nächste fließende Wasser stellen. Hier legen sie einen zu diesem Behufe bestimmten Behälter an, und zwar öfters in einem sehr reißenden Bergstrome. In solchen reißenden Gewässern befindet sich die Milch in einer Kälte, die beinahe den Gefrierpunkt erreicht. Die Gefäße sind von Fichtenholz und aus einem einzigen Stücke. Zierlich geschnitzte hölzerne Löffel schwimmen zum beliebigen Gebrauch auf der Oberfläche der Milch. Die Behälter sind gewöhnlich sehr weit von den Hütten entlegen und bleiben der öffentlichen Redlichkeit überlassen; jedoch ist für einen Fremden alles so gut versteckt, daß er vorübergeht, ohne das Daseyn der Milch zu vermuthen.

Innerhalb neun Stunden beendeten wir diese Reise zu Fuß, wobei wir öfters ausruhten und hier und da verweilten. So hoch also dieser Berg ist, so erfordert es doch wenig Zeit und Mühe, ihn zu ersteigen.«

21. Cretins, oder kropfige Menschen in den Pyrenäen.

In Gebirgsgegenden sind kropfige Menschen eben keine Seltenheit; in Steiermark, Kärnthen, Tyrol findet man derselben genug. Meistens ist das harte Gebirgswasser Schuld an dieser Krankheit. Die kropfigen Cretins in den Pyrenäen scheinen aber Menschen von ganz eigener Art zu seyn, die den Thieren näher stehen, als den Menschen. Sie sind fast ganz stumpfsinnig, haben einen ungeheuren Kropf und eine lallende unverständliche Sprache;

ihr Gesicht sieht glänzend und verbrannt aus; ihr Körper ist schwach und unbehülflich; zu nichts haben sie natürliches Geschick, und dabei sind sie auch noch dem weißen Aussatz unterworfen. Allgemein werden sie daher vermieden; Niemand will Gemeinschaft mit ihnen haben, und man behandelt sie als ehrlose, verworfene Geschöpfe. Sie können nicht das Bürgerrecht erlangen, dürfen kein Gewerbe treiben, und werden auch nicht als Soldaten gebraucht. Höchstens wird ihnen das Zimmern und Holzspalten überlassen.

Der Stamm, zu welchem diese unglücklichen Menschen gehören, hat mehrere Zweige. Man findet sie unter andern Namen auch in Bretagne, Guienne und Gascogne. In Bretagne heißen sie Cacous. Hier werden sie ungefähr eben so behandelt, wie in den Pyrenäen; nur Seiler und Faßbinder dürfen sie werden, von andern Gewerben bleiben sie ausgeschlossen. In Guienne und Gascogne bewohnen sie, unter dem Namen Casets, die Sümpfe und Heiden des Landes und führen da das armseligste Leben. In Bearn und Bigorre verkaufte man sie im elften Jahrhundert als Sclaven, und ließ sie nicht anders, als durch ein besonderes kleines Pförtchen in die Kirche, wo sie ihren eigenen abgesonderten Platz hatten. Cagots war der allgemeine Name dieser Unglücklichen. Man hält sie für Ueberbleibsel der gothischen Nation, die ehemals Frankreich und Spanien überschwemmte. Sie wurden zum Theil als Ketzer gehaßt und verabscheut. Man zwang sie, wüste Orte zu ihrem Aufenthalte aufzusuchen, und das elende Leben, das sie führten, ihre Armuth und der Druck, unter dem sie sich befanden, hatte wahrscheinlich ihre allmälige Ausartung und jene Krankheiten zur Folge, die nach und nach so tiefe Wurzel faßten, daß sie unter ihnen erblich und allgemein wurden.

III.

Das Königreich der Niederlande.

1. Allgemeine Ansichten vom Königreiche der Niederlande.

Das östlich von Teutschland, südlich von Belgien, westlich und nördlich von der Nordsee begrenzte Königreich der Niederlande bildet einen bewundernswürdigen Staat, einen Staat, der bloß durch den Kunstfleiß und die Betriebsamkeit seiner Bewohner zu einem so hohen Grade von Macht und Ansehen gelangt ist. Freilich giebt es Leute, die in demselben bloß einen Sammelplatz von Fischen, Käsen und Ducaten, und in den Bewohnern nichts als geldgierige Krämer sehen; eine Nation aber, welche so, wie die Holländer, ihre Sümpfe zu Gärten, ihre Fischerhütten zu Pallästen, ein von Natur armes Ländchen zu einer Niederlage der Reichthümer der Welt zu machen weiß, eine solche Nation ist der höchsten Achtung werth.

Sobald man von Teutschland her Nimwegen im Rücken hat, sieht man sich gleichsam wie durch einen Zauberstab in dieses Wunderland versetzt. Diesseit Nimwegen findet man noch teutsche Sitten und Gebräuche, so wie nicht minder Berge, Thäler, Wälder und Auen, Ab-

wechslung und Mannichfaltigkeit der Gegenden; jenseit Nimwegen ist aber auf einmal dieß alles verschwunden, alles wird auf einmal, ohne die gewöhnlichen Abstufungen, durch das ebenste, reichste, reinlichste — Manche sagen auch langweiligste — Land der Erde ersetzt.

Da die Niederländer sich größtentheils mit dem Handel beschäftigen, so haben sie den Transport und das Reisen in ihrem Lande so leicht und bequem als möglich gemacht. Ihre Landstraßen sind sehr gut, an beiden Seiten mit Bäumen besetzt, und gleichen mehr Alleen als Heerstraßen. Sie würden aber wahrscheinlich noch besser seyn, wenn man nicht gewohnt wäre, alle Waaren auf den Kanälen, mit denen das Land durchschnitten ist, zu verführen und auf denselben auch die meisten Reisen zu machen.

Das ganze Land bildet eine fast ununterbrochene Ebene, die von dem Rhein, der Maas, der Schelde und einigen kleinern Flüssen, so wie von sehr zahlreichen Kanälen durchschnitten wird. Seiner gegen das Meer abgeflachten Lage wegen, ist das Land mit kostbaren Dämmen umgeben, welche es nur nothdürftig gegen den Einbruch des Meeres schützen. Ein großer Meerbusen, die Zuydersee (Südersee), dringt von Norden her in's Innere des Landes; auch fehlt es nicht an Landsee'n und Morästen. Wenn in diesem Lande auch im Allgemeinen eine gewisse Einförmigkeit herrscht, so ruht der Blick doch mit Vergnügen auf den reichen Saatfeldern, oder dem lachenden Grün fetter Weiden, wo zahllose Heerden von Schafen, Kühen und Pferden von Reichthum und Ueberfluß zeugen. Auch sind diese Gegenden gewissermaaßen beständig belebt, nämlich durch die große Menge von Windmühlen, die theils zum Ausschöpfen des überflüssigen Wassers der Kanäle, theils zum Mahlen des Getreides

und andern Bestimmungen, wie bei uns gebraucht werden. Im Herbst und Winter bieten diese unabsehbaren Ebenen ein Schauspiel dar, das seines Gleichen vielleicht nirgends auf der Erde hat. In dieser Jahreszeit sieht man nämlich in vielen Gegenden, z. B. bei Herzogenbusch, fast keine Spur von bewohnbarem Lande; ein weiter See scheint es verschlungen zu haben, und nur die aus demselben hervorragenden Häuser, Deiche und Kirchthürme überzeugen den Fremden, daß er sich in einem von Menschen bewohnten Landstriche befindet. Eine solche allgemeine Wässerung bringt große Vortheile; sie tödtet die Erdmäuse, Maulwürfe und anderes Ungeziefer, und läßt im Frühjahr ihre befruchtenden Theile zurück, so daß das ganze Land, sobald das Wasser ausgetrocknet ist, in wenig Tagen zu den blühendsten Weiden umgeschaffen erscheint. Auch geben die Kanäle und Flüsse, deren Ufer mit zierlichen Landhäusern reicher Privatpersonen besetzt sind, dem Lande ein heiteres, ja reizendes Ansehen. Hinter diesen Landhäusern, und so, daß sie der Vorbeireisende übersehen kann, liegen meist schöne Gärten.

In den blühendsten Ländern sind Flecken und Dörfer nicht dichter an einander gesäet, als hier volkreiche, zierlich gebaute und reinliche Städte. Amsterdam, Harlem, Leiden, Haag, Delft, Rotterdam und Dortrecht, jedes würdig, die Residenz eines großen Fürsten zu seyn, liegen in einem Bezirke von sechs bis sieben teutschen Meilen.

Das Königreich der Niederlande eignet sich, als ein fast ununterbrochenes, größtentheils aus Moor, Sand und Schlamm bestehendes Tiesland, und wegen seines feuchten Klima's besser zur Viehzucht, als zum Ackerbau, und erstere wird auch wirklich mit großem Vortheil getrieben. Das Rindvieh ist groß, und besonders geben die Kühe

viele und treffliche Milch, weshalb auch Butter und Käse ins Ausland verführt werden; und die Schafe liefern feine Wolle. Torf wird in ungeheurer Menge gestochen und ausgeführt. Die Fischereien an der Küste sind von Wichtigkeit. Getreide aber ist lange nicht zur Nothdurft, Eisen nur sehr wenig, andere Metalle, Bausteine und Bauholz sind gar nicht vorhanden.

An vielen Orten, einige Fuß tiefer als das Meer liegend, von einer Seite durch die größten Flüsse bedroht, welche von Teutschlands Bergen und Gelderns Höhen zuweilen ungestüm auf dieses Land herabstürzen, von der andern oft durch das stürmende Meer, welches den Boden fortwährend untergräbt, und mit jedem Sturm die künstliche Wand einstürzen kann, die man ihm entgegensetzt — hat das Land keinen Schutz gegen solche Feinde, als eine unermüdete Sorgfalt und unaufhörliche Arbeit, die aber ein einziger Nordweststurm in einer Novembernacht alle vernichten kann. Doch hat es sich trotz dieser Gefahr, mit der es unaufhörlich kämpft, ohne sie jemals verdrängen zu können, in fruchtbare Weiden verwandelt. Seine starke Bevölkerung, seine blühenden Städte, seine unzähligen Dörfer, Schleusen und Dämme, der allgemeine Wohlstand, der seit langer Zeit darin herrschte; alles stellt dieses Land als ein Wunder dar; alles giebt reichen Stoff zum Nachdenken und zum Erstaunen, und man wird sich bald überzeugen, daß es kaum in der Welt seines Gleichen haben kann. Aber warum mißfällt es, bei all seinen Wunderwerken der Kunst, wenn man lange da ist? Weil Städte und Dörfer sich alle gleichen und das Land überall einförmig erscheint. Einige Gegenden sind mit Lusthäusern besetzt, und bisweilen so damit überladen, daß sie den Blick ermüden und den guten Geschmack beleidigen. An andern Orten hat man gar nichts, als die Aussicht

auf schöne, symmetrisch angelegte Dörfer, Wiesen, Kanäle und Moräste. Dieser so allgemeine Anschein des Wohlstandes überrascht und fällt auf, die fetten Weiden und das schöne Vieh darauf schmeicheln dem Auge, und gewähren eine Zeit lang Unterhaltung; aber es bleibt immer die nämliche Schönheit, und das ewige Einerlei des Ganzen verursacht zuletzt Langweile.

Die Natur scheint da kalt und wie todt, weil sie der Einbildungskraft nichts zu thun giebt. Man bewundert, man erstaunt oft; aber man ist niemals begeistert. Eine weite Aussicht, die aber immer die nämliche ist, führt nie auf unerwartete Scenen, die uns rühren und erheben. Die sich immer gleichen Schönheiten dieser Gegend erregen kein wohlthuendes Gefühl. Es giebt da Dörfer, groß und schön wie eine Stadt, schöne, reinliche Bauerhäuser, herrliche Kühe, die man wie die besten Pferde pflegt; sehr gut unterhaltene Spaziergänge; schöne Allee'n, die von einem Dorfe zum andern führen; Bäume mit glänzender Rinde, die von Zeit zu Zeit gereinigt werden, und symmetrisch beschnitten die Erde beschatten; aber es giebt keine dichten, dunklen Wälder, wo man sich, in die Einsamkeit zurückgezogen, so gern seinen Träumereien überläßt; keine Berge, auf welchen man in die Ferne sehen kann; keine sprudelnden Quellen und klaren Bäche, keine natürlichen Wasserfälle, kein romantisches Thal, wo man sich allein in der Welt glaubt, und nirgends die wahre Landlust, welche die Seele aufheitert. Das ganze Land ist nichts als Kunst. Es muß durch Kanäle durchschnitten und trokken erhalten werden, wenn es bewohnbar seyn soll. Mit einem Wort, das Ganze gefällt nur kurze Zeit, weil es seine einförmige kalte Natur unter einer erkünstelten Pracht zu verstecken weiß, und dieß scheint die Ursache zu seyn, warum dieses Land für die Dauer keinen angenehmen Ein-

druck macht. Es bleibt ewig wahr, daß nur die ungekünstelte Natur nicht ermüdet. Hier aber, wo Dorf an Dorf, Kanal an Kanal, Allee an Allee stößt, wo die Wege am Ufer nie von Menschen leer werden, und sorgfältig mit kleinen zerstoßenen Muscheln bestreut sind, verräth alles die Spur von Menschenhänden, die hier thätig waren. Alles ist wie zusammengetragen. Umsonst sucht das Auge nach einem Berge, nach einem Strome; selbst die Gewässer fließen in geraden Linien. Alles ist eckig und in Vierecke und Dreiecke abgetheilt. Die Symmetrie scheint dem Holländer angeboren und ein so wesentlicher Theil von ihm selbst zu sein, als die Luft, die er von Kindheit auf einathmet. Sie herrscht wie an seinem Kleide, so in seinem Hause bis auf den Sand, der seinen Fußboden, seinen Altan, seine Straße bedeckt oder ziert, und auf dem er immer nur mit Vorsicht einherschreitet. Sie herrscht in der Cultur seiner Blumen und Bäume, in der Anlage seiner Gärten, in seinen Handlungen und Gedanken, in allem, was sein Wesen ausmacht. Zwar haben schon viele Personen von Stande und Geschmack diese übertriebene Symmetrie zu verbannen gesucht; aber doch ist sie noch immer der allgemeine Geschmack der Nation und bei allen Verzierungen sichtbar. —

Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 2,500,000. Ihre Sprache ist theils die holländische, flamändische und wallonische, theils die teutsche. Sie haben völlige Religionsfreiheit; doch ist in den nördlichen Provinzen die reformirte, in den südlichen die katholische Partei die ausgebreitetste. Alle andern Religionssecten werden geduldet.

Das Königreich der Niederlande ist eine erbliche Monarchie; der König hat die vollziehende Macht, theilt aber die gesetzgebende mit den aus zwei Kammern bestehenden, sogenannten Generalstaaten, welche zugleich das Volk re-

präsentiren. Der älteste Sohn des Königs und muthmaßliche Thronerbe führt den Titel: Prinz von Oranien.

2. Amsterdam.

Unter allen holländischen Städten ist Amsterdam gewiß die ungesundeste. Jede große Stadt hat zwar von dieser Seite eigenthümliche Nachtheile, aber Amsterdam unstreitig viel größere, als jede andere. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, die Amsterdamer Luft sey eine wahre Kerkerluft. Die stehenden Kanäle, in die aller Unrath geworfen wird, füllen die Atmosphäre mit schädlichen Dünsten an, und hierzu nehme man nun noch die starke Bevölkerung von mehr als 200,000 Einwohnern, die niedrige Lage des Landes überhaupt und den Mangel an gutem Wasser, da das gewöhnliche Trinkwasser nichts als Regenwasser ist, welches in Cisternen gesammelt wird. Es giebt freilich ein paar Quellen über der Amstel, allein dieses Wasser wird während der Winter- oder der heißen Sommermonate eben so theuer als das Brot verkauft. Eine ziemlich kleine Kufe kostet sechs bis acht Stüver (zwei bis drei Groschen).

Die Salpeterdünste des Bodens, der Gebrauch des Torfes und der Steinkohlen tragen auch nicht wenig dazu bei, die Luft zu verpesten. Die herrschenden Krankheiten sind daher Faul- und kalte Fieber, Scharbock, Rheumatismen und die damit verwandten Uebel.

Der Anblick der Stadt Amsterdam und ihres prächtigen Seehafens ist von der Seeseite wirklich überraschend, ungeachtet sie kaum mehr ein Schatten von dem ist, was sie vor dem Kriege war. Das Gewühl im Hafen von Hamburg ist zwar weit stärker, als hier; hier aber ist auch der Raum unendlich größer, und Schiffe und Menschen sind nicht so sehr zusammengedrängt, als dort. Sobald man

angekommen ist, so bemächtigt sich eine Menge Gesindels des Gepäckes der Reisenden, fast wider ihren Willen, und wehe dem, der mit diesen verworfenen Menschen, deren Aeußeres schon etwas Abschreckendes hat, nicht vorher genau accordirt. Die Einwohner der Hafengegend bestehen aus lauter Schiffern, Wirthen, Handlangern, Juden, Bettlern, u. s. w. Diese Menschengattung ist phlegmatisch bis zum Einschlafen; aber ausgelernt in jeder Art von Betrügerei.

Wenn man dieses hungrige, diebische und fast immer betrunkene Gesindel betrachtet, und dabei bedenkt, daß hier vor kurzem eine Revolution gewesen, so wird einem, wenn man aus Teutschland kommt, wider Willen etwas bange. Dessen ungeachtet geht man, jedoch mit wohl verwahrten Taschen, ganz ruhig bei Tag und Nacht hier auf seinen Berufswegen, ohne daß irgend einer von diesem Gesindel sich versucht finden sollte, einen Reisenden im Handel und Wandel zu bestehlen. Es ist jedoch hier bloß von dem Pöbel die Rede; der eigentliche Mittelmann ist brav und gut zu Amsterdam, wie in allen Ländern. Ordnung, Ehrlichkeit, Zutraulichkeit und Neigung zu unschuldigen häuslichen Freuden sind die Tugenden, welche ihn auszeichnen, und ihm die Achtung aller Fremden erwerben, wenn sie ihn näher kennen lernen.

Die Stadt selbst, so hübsch sie beim ersten Anblick erscheint, hat, genau betrachtet, wenig Schönes. Alle Straßen sehen sich, so wie die Häuser und Menschen, so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Da giebt es nichts als Kanäle und Brücken und Allee'n, die sich in rechten Winkeln durchschneiden. Man hat, eben dieser Aehnlichkeit wegen, die größte Mühe, sich zurecht zu finden. Fragt ein Fremder nach einer Straße, so bieten sich ihm sogleich eine Menge gemeine Kerls als Wegweiser an, laufen neben

ihm her, suchen etwas zu stehlen, und fordern am Ende einen Gulden oder ein paar Gulden, die man ohne alle Weigerung bezahlen muß, wenn man nicht vorher accordirt hat. Ueberhaupt kann man nirgends einen schmutzigern, häßlichern, gewinnsüchtigern Pöbel finden, als in Amsterdam. Kaum kann man sich dessen erwehren. Eine Menge Juden schreien einem immer die Ohren voll, bis man ihnen eine Kleinigkeit abkauft, indeß Andere sich in den Handel mischen, und gelegentlich die Taschen des Käufers leeren; ein ganzes Dutzend Jungen mit Bürsten putzen einem fast mit Gewalt die Schuhe, und alles hält immer die Hände auf. Und wenn man nur nach dem Wetter fragt, so antwortet kein Mensch, bis man ihm wenigstens einen Deut bezahlt hat. Wucher und nichts als Wucher ist das Gewerbe dieser Stadt, vom Millionär bis zum Schuhputzer herab. Ohne Geld thut hier Niemand den Mund auf, und außer dem Pöbelgesindel, von dem man fortwährend belästigt wird, sieht man fast nichts, als dicke, steife Fußgänger, und Kutschen, die gewöhnlich auf Schleifen statt auf Rädern fortgezogen werden, wobei eine Art von Fuhrmann, oft mit einer Perrücke, phlegmatisch nebenher geht, oder Karren mit großen, eben so trägen Hunden bespannt, und Weiber, die Obst und Gemüse mit einem einförmigen widerlichen Gekreisch ausschreien.

Das Amsterdamer Rathhaus ist ein großes und wirklich schönes Gebäude; der Geschmack aber, in dem es erbaut ist, will doch nicht Jedermann behagen. Ueber das Börsengebäude, über dessen Eingang Merkur, als der Gott des Handels, in Stein ausgehauen steht, und das weit prächtiger, größer und bequemer eingerichtet ist, als das Hamburger, sehe man die folgende Nummer.

3. Die Börse zu Amsterdam.

Die Amsterdamer Börse ist nicht nur ein wichtiges Gebäude für die Stadt allein und die sämmtlichen Niederlande, sondern man kann wohl sagen für die ganze handeltreibende Welt. Es besteht aus einem länglichen Viereck, von allen Seiten mit breiten Gängen und Arcaden umgeben, die einen mit Marmor gepflasterten Hof einschließen. In diesem Gebäude versammeln sich alle Tage von elf bis ein Uhr viele hundert Kauf- und Schiffsleute, um ihre Geschäfte in Wechseln, in Waaren, in Assecuranzen u. s. w. mit so wenigen Worten als möglich abzumachen. An den Wänden der Bogengänge umher sind die Anzeigen von Landgütern und Stadthäusern, welche zu verkaufen sind, angeheftet, an den Säulen aber sind die Plätze angewiesen, wohin die Kaufleute dieser oder jener Nation der Erde sich stellen, so daß man da gleich einen antreffen kann, der z. B. Geschäfte nach Japan macht, und dort einen, der nach Leipzig oder Frankfurt am Main handelt.

Es ist nicht ohne Interesse, an diesem Orte das Gesumme von so viel hundert Stimmen anzuhören, und die schnellen Bewegungen der Mäkler zu beobachten, wie sie sich durch die Menge der Kaufleute hin und her winden, ihre Augen nach allen Gesichtszügen richten, und wie alle Muskeln ihres Gesichts in der lebhaftesten Bewegung sind.

Man sieht da Bauern und Schiffsleute von Saardam und Nordholland, die gewöhnlich in eisenfarbenen Röcken mit kleinen silbernen Knöpfen, kurzen Haaren, ruhigem Gange, aber denkendem Auge hinkommen, und von Tonnen Goldes sprechen, Leute, denen 2000 Gulden so viel sind, als Manchem unserer Reichen 20 Gulden.

Vor dem Eingange dieses Gebäudes stehen gewöhn-

lich eine Menge Kaufleute und kaum zu zählende Juden, durch die man sich mit vieler Mühe einen Weg bahnen muß, um in das Innere gelangen zu können.

4. Das Dorf Broek.

Das Dorf Broek, in der Gegend der Stadt Haag, ist so berühmt durch die Zierlichkeit, Ordnung und Reinlichkeit, welche in demselben herrscht, daß wir uns nicht enthalten können, unsern Lesern eine Beschreibung desselben aus dem Munde einiger Reisenden mitzutheilen.

Die Wege nach Broek, sagt ein solcher Reisender, sind nicht besonders schön, noch freundlich. Man kommt aber bald an abgesonderte, zwischen Kanälen erbaute, sehr artige ländliche Wohnungen und Gärtchen dort, sieht wunderlich bemalte Häuser an einem kleinen See, steigt bei dem an der Landstraße gelegenen Gasthof ab, und geht zwischen Gartenhecken der kleinen Straße am See zu, welche in das Innere des seltsamen Dorfes führt. — Dieser Weg ist nur für zwei Personen breit und mit Backsteinen gepflastert; dann läuft ein schön gehaltener Rasen daran hin, an welchem eine Reihe Bäume stehen. Nun sieht man zur Rechten und am See ganz blau, ganz grün, oder auch ganz schwarz angestrichene Häuser mit schön glänzenden Fenstern versehen, zwischen welchen, der Straße zu, eine schmale, hohe, schön geschnitzte und gemalte Thür ohne Schloß und ohne Riegel und ohne Auftritt befindlich ist, weil die Thür nur bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen von innen geöffnet und dann erst ein Fußtritt hingestellt wird. Auf der Straße und an den Fenstern war keine Seele zu sehen; alle, auch die gewöhnlichen Hausthüren waren verschlossen, und überall an den Fenstern weiße Vorhänge von feinem gestickten oder gestreiften Musselin, und zwar so dicht zuge=

zogen, daß auch das schärfste Auge nichts von dem Innern der Zimmer bemerken konnte. Vor einer Menge kleiner Gärtchen waren wir schon vorbei, in welchen zwischen den Gängen von nett geschnittenem Buchsbaum theils glänzende Kugeln von allerlei Farben lagen, theils Hunde, Katzen, Füchse, Hühner, Pfauen und welsche Hühner, in Holz ausgeschnitten, standen. Alles Holzwerk war nett gearbeitet und mit Oelfarbe bemalt, nirgends ein Steinchen oder Ziegel verrückt, nirgends etwas in Unordnung, nichts Mangelhaftes, aber auch nirgends sah man etwas Lebendes, keine Taube, Gans oder Ente und Hühner. Endlich kam ein Milchmädchen, freundlich und reinlich, über einen frisch angestrichenen Steg daher, und wurde von uns gefragt, ob man nicht das Innere eines Hauses sehen könnte. »Ja,« sagte sie, »es ist nur eines da, wo die Leute es erlauben, weil die Frau todt ist, und die Magd, welche die Haushaltung führt, in Abwesenheit der zwei Hausherren, den Fremden für ein Trinkgeld den Eintritt gestattet.« Wir waren sehr froh, und fanden jene Magd mit der achtzehnjährigen, blühenden Tochter des Hauses, gerade beim Kaffee, mit einem kleinen Mädchen. Diese Stube war nicht viel schöner, als die bei unsern Bürgersleuten, auch herrschte eben nicht viel Ordnung darin. Als sie uns aber nachher durch einen kleinen, mit schwarzen und weißen Steinen geplatteten Gang führte, kamen wir in eine, mit glänzenden Prunkschränken besetzte Stube. Alles war hier von braunem Holze mit Schnitzwerk geziert. Zwischen zwei gleich gearbeiteten Weißzeug-Schränken stand ein anderer mit Glasthüren, in welchem japanisches Porzellan aufgestellt war, und in einer Ecke der Stube auch die Staatswiege, welche ein äußerst fein geflochtener, auf nußbraunen, mit Engelsköpfen verzierten Läufen stehender Korb war, voll rother,

mit gestreiftem Mousselin überzogener, und mit feinen Spitzen besetzter Kissen, auf welchen die mit Goldstoff besetzten Putzhüte lagen. Dann sahen wir das Zimmer mit den kurzen schmalen Prunkbetten, wo immer zum Einsteigen in dasselbe entweder eine Leiter, oder das Wegräumen der Hälfte von den Kissen und Decken nöthig ist; ferner den kleinen Anbau im Garten, wo Leute unten hin, wie in einen Keller, schlafen gehen, Andere oben einen engen Alcoven haben; die schmale Küche voll glänzender Gefäße, in welcher nicht gekocht wird, sondern nur in einem Winkel hinter dieser Küche ein Feuerheerd und das nöthigste Geschirr zu finden ist. Alles hat hier von der eingeschlossenen Luft einen feucht=dumpfigen Geruch, und man muß von der ersten Jugend auf daran gewöhnt seyn, um es zu ertragen. Das Gärtchen hinter dem Hause glich einer kleinen Wildniß, und die Frauenspersonen, die wir antrafen, waren in ihrem häuslichen Anzug nicht so reinlich wie die Schweizer Bäuerinnen. An dem Kopfputze eines Mädchens, einer eng anschließenden Haube, bemerkte ich, von dem Scheitel an, zu beiden Seiten der Schläfe herunterhängende dünne Locken, welche ihr sehr gut kleideten. Ich fragte, wie sie diese ihr so artig lassenden Locken mache, und sie wies mir ein rundes Hölzchen, über welches sie die mit etwas Gummi genetzten Haare wickelt, sie trocknen läßt und dann das Hölzchen herauszieht. Wir beschenkten die Magd, die uns herumgeführt hatte, und gingen auf der andern Seite des Dorfes über sehr schön gearbeitete und gemalte Brücken wieder unserer Kutsche zu, nachdem wir auf dem ziemlich weiten Wege nicht mehr als fünf Personen angetroffen hatten. Wir mußten uns gestehen, daß wir unmöglich hier wohnen könnten.

Ein anderer Reisender (Herr von Spaen) macht von Broek folgendes Gemälde.

»Was soll ich, schreibt er, von diesem Dorfe sagen? Es ist wie ein Kabinet von Porzellan, wo man mit Zittern geht, und überall fürchtet, an etwas zu stoßen. Meine Feder ist nicht fein genug, eine Beschreibung davon zu machen, und ich fürchte, durch meine ungeschickte Schilderung den lachenden Anblick der Farben und die glänzenden Verzierungen, die diesen Ort schmücken, zu verderben. Er hat viel Aehnliches mit Zaardam; aber das Sonderbare ist hier noch auffallender, und so einzig, daß man es sonst nirgends findet.

Für die Wagen geht nur eine Straße in das Dorf, und diese ist gleichsam unheilig, und nur mit wenig Häusern besetzt, unter welchen auch das Wirthshaus ist. Alle übrigen Straßen sind sehr enge, von kleinen Bächen durchflossen, wo es, wie man leicht denken kann, an Brücken nicht fehlt, dabei aber sehr künstlich gepflastert. Die Häuser, ganz von Holz, sind in einem besonderen Geschmack gebaut, und mit allerlei sehr lebhaften Farben angestrichen, was eine herrliche Wirkung macht. Vor den Häusern sieht man mancherlei kleine Verzierungen von Gitterwerk, was das Ganze noch verschönert. Nun denke man sich den lachenden sonderbaren Anblick von allen den kleinen, zum Bewundern reinen Straßen, den zierlich gebauten Häusern, den erhöheten und sorgfältig verschlossenen Thüren; Dächer mit lackirten Ziegeln, auf deren schönen Farben sich die Sonnenstrahlen auf das herrlichste brechen, an den Thüren Anklopfer, noch prächtiger als die Dachziegel, und dann mitten im Ort einen Wasserbehälter in Gestalt eines großen viereckigen Bassins. Hierzu denke man sich noch die überall umherstehenden blühenden Fruchtbäume, und sage,

sage, ob bei einem heitern Himmel dieß alles zusammen nicht bezaubernd seyn muß.

Unter diesen Häusern zeichnet sich vorzüglich das Haus einer gewissen Mademoiselle Paters aus. Es ist das niedlichste kleine Häuschen, das man nur sehen kann, und beim ersten Anblick sollte man glauben, es sei von Porzellan. Es ist mit vielem Geschmack weiß und grün angestrichen; aber die Eigenthümerin bewohnt es nicht, wahrscheinlich nur, um es nicht zu verderben, sondern wohnt gegenüber in einem andern Hause, das gelb und weiß angestrichen und beinahe eben so schön ist. Es ist wirklich Schade, dachte ich bei mir selbst, daß diese Häuser dem Regen ausgesetzt sind, wo jeder Tropfen einen Fleck machen muß. Dessen ungeachtet halten sie sich sehr wohl, und werden nur alle zwei oder drei Jahre angestrichen. Ihrer Sauberkeit und schönen Farbe nach sollte man denken, sie würden wenigstens wöchentlich ein Mal übermalt; aber vermuthlich werden sie von außen und innen fleißig gescheuert und geputzt. Hätte ich mich von diesem reinlichen Broek, wo selbst das Pflaster glänzt, auf einmal mitten nach Westphalen versetzen können, wo mitunter Schweine die Honneurs im Vorzimmer machen, welch ein sonderbarer Contrast wäre das gewesen!

Viele dieser hölzernen Häuser sind sehr groß, und dauerhafter als man denken sollte. Ich sah eines, woran mit großen Buchstaben stand: Gebaut 1615, renovirt 1778; also eine Dauer von 163 Jahren. Die Kirche ausgenommen, sah ich nur drei Häuser von Ziegelsteinen im ganzen Dorfe, nämlich das Dekanat, das Rathhaus und ein Privathaus. Man erlaubte mir den Zutritt in ersteres, wo wenig Kinder waren, und wo ich nichts Merkwürdiges sahe, als eine ausgezeichnete Ordnung und Reinlichkeit. Was mir an diesem Orte noch besonders gefiel,

war, daß er wenig Symmetrie hat. Die Häuser sind verschieden angestrichen und die Straßen weder gerade noch regelmäßig. Doch ich würde zu weitläufig werden, wenn ich jede Kleinigkeit berühren wollte, an einem Ort, der mit Recht so berühmt ist, daß man nicht nöthig hat, bis nach China zu reisen, um Merkwürdigkeiten zu sehen, da man sie zu Broek in der Nähe sieht.

Kann man dieses Dorf den Tempel der Reinlichkeit nennen, so schien es mir nicht weniger auch der Tempel der Stille, und fast möchte ich sagen, der Langweile. Man sah hier auch nicht den Schatten von einer Arbeit oder vom Handel. Ich erblickte beinahe Niemand auf den Straßen während meines Herumwandelns. Die Einwohner sind durchgehends wohlhabend, und mehrere sogar außerordentlich reich. Ihre Lebensart ist sehr einfach, und ob sie sich gleich nichts abgehen lassen, so sind doch ihre Hausgeräthe, ihre Kleider, ihr Tisch, ihre Vergnügungen, oder vielmehr ihr Zeitvertreib, alles so überaus einfach, daß die Einwohner sich schwerlich der Langweile würden erwehren können, wenn sie nicht für das Vergnügen unempfindlich wären. Die Erholung der Männer besteht darin, sich im Schlafrocke und in Pantoffeln mit der Tabakspfeife im Innersten des Hauses einzusperren und bei ihrem Porzellan und ihren chinesischen Schätzen und Malereien es sich so bequem als möglich zu machen.

Die Einwohner Broeks bleiben immer unter sich, heirathen unter einander, und leiden nicht, daß ein Fremder, das heißt ein auch nur zwei oder drei Meilen weit Entfernter, ein Mädchen von ihnen mit einer starken Mitgabe fortnehme.

Ich hielt mich in dieser Gegend nur ungefähr drei Viertelstunden auf, und das war schon länger, als ich bleiben durfte; aber bei weitem noch nicht so lange, als

ich bleiben zu können gewünscht hätte. Und doch sagte ich, als ich wieder in den Wagen stieg, bei mir selbst: Welch ein herrlicher Ort für eine Stunde Aufenthalt; aber wie traurig für ein ganzes Jahr! das war mein Abschied von diesem sonst so allerliebsten Dorfe.«

Soweit die Schilderung des Herrn von Spaen.

5. Das Fischerdorf Scheveligen.

Das Fischerdorf Scheveligen in den Niederlanden wird von allen Reisenden besucht. Es liegt nicht weit vom Haag, und belohnt reichlich die kleine Mühe eines Spazierganges dahin, weil man hier mit dem Meere, mit Ebbe und Fluth, mit Muscheln und Fischen einige nähere Bekanntschaft machen kann. Eine Menge Fischerbarken wiegen sich da am Strande, und zahlreiche Landbewohner kommen mit ihren niedlichen Körbchen, um sich ihre Fischvorräthe einzukaufen. Eine Beschreibung dessen, was dort zu sehen ist, wollen wir unsern Lesern aus dem Munde einer reisenden Dame, Madame Laroche, mittheilen.

»Die Ebbe, sagt sie, begann eben, als wir ankamen, und führte die Fischerboote mit sich in die See. Wir folgten ihr am Ufer, und sahen dem Fange der kleinen Muscheln zu, mit denen man die Wege in den Gärten zu bestreuen pflegt. Wagen, mit vier Pferden bespannt, stehen in langer Reihe am Ufer, und Leute gehen mit großen Hamen bis unter die Arme in die See und bringen Millionen tausendfältiger Muschelchen mit, beladen die Wagen und fahren ab. Es ist sehr angenehm, die vielerlei Farben und Gestalten dieser Muscheln zu betrachten.

Wir wollten die Sonne untergehen sehen und gingen daher in den der Kirche gegenüber liegenden Gasthof, wo wir in dem oberen großen Saal eine Menge Holländer

aus allen Klassen, mit Freunden, Frauen und Kindern antrafen. Jede Parthie hatte entweder eine Theemaschine mit dem erforderlichen Butterbrot vor sich, oder eine Schüssel mit Garneelen, Butterbrot und eine Flasche Bordeaux-Wein. Die Garneelen sind Meerthierchen, welche die Gestalt kleiner Krebsschwänze haben und in Salzwasser abgekocht werden. Ihr Fleisch ist weiß und viel zarter und schmackhafter, als das von unsern Krebsen. Ich versuchte sie auf das freundliche Anerbieten einer artigen Frau, und wir tranken Thee, von welchem uns fünf Tassen, mit der Milch und sehr wenig Butterbrot, zwei Gulden kosteten. Die Sonne aber sahen wir nicht untergehen, weil sich eine Menge Dünste aus dem Meere erhoben und den ganzen Horizont verdunkelten.

Den andern Morgen reiseten wir noch vor sechs Uhr nach Schevelingen, um die Ankunft der Abends ausgefahrnen Fischerboote zu sehen; aber es erschien noch keins am Horizont, und da wir gerade wieder die Ebbe trafen, so ergötzten wir uns an der Betrachtung der Menge und Verschiedenheit der Seethierchen mit und ohne Schaale, welche am Ufer lagen. Wir sahen, daß sie vom Zurücktreten des Wassers außerordentlich litten, daß schon viele todt waren, und viele eine Art von Freude blicken ließen, wenn sie zufällig in das Wasser kamen, das sich in den Fußstapfen gesammelt hatte. Denn so lange man in dem Sande am Ufer auf und ab geht, kommt man mit ziemlich guten Schuhen fort; aber wenn man nur einen Augenblick stehen bleibt, so sinkt man ein und das Wasser umfließt die Füße.

Mein Sohn Karl bildete sich einen kleinen See und trug mehrere junge Krabben hinein; aber so klein sie auch waren, so arbeiteten sie sich doch augenblicklich in den Sand und verschwanden vor unsern Augen. — Zu be-

wundern ist die mit dem so einfachen Bau dieser kleinen Schalthiere vereinte Kraft, da sie, wir mochten sie legen wie wir wollten, sogleich, als sie sich auf der Erde fühlten, sich umwendeten und untergruben, ohne daß man sagen kann, wie sie es machen.

Wir entdeckten jetzt endlich die Fischerbarken nur als schwarze Punkte am Horizont; aber sie kamen uns immer näher. Indessen sahen wir dem Garneelenfang zu, bei welchem ein Mann, einen großen Hamen an den Leib gebunden, so weit in die See geht, als er kann, mit den Wellen sich zu heben und zu sinken scheint, dann aber mit seiner Beute wiederkommt und die Hamen in die Körbe ausleert. Wir betrachteten einen Fang und fanden eine Menge Garneelen, aber auch eben so viel junge, einen Daumen große Schalfischchen und kleine See=Aale, die, noch dünn wie Schnürriemen, sich zwischen ihnen hinwanden. Das Wetter wurde jede Minute schöner, die See ruhiger, und rings herum am Horizont erblickten wir Segel, welche sich alle dem Ufer von Schevelingen näherten. Bald sahen wir auch ein Schiff ausladen, welches allerlei größere Seefische gefangen hatte. Da die Schiffe wegen der Ebbe nicht nahe an das Land konnten, so mußten die Leute mit ihren Körben ziemlich tief in das Wasser gehen. Bald kamen auch mehrere Fischweiber, bildeten einen Kreis um die Fische, welche am Strande in kleinen Haufen lagen, versteigerten sie, packten sogleich ihren Theil in flache Körbe und eilten dem Haag zu. Sie schienen mit einander zu wetteifern, welche unter ihnen die ersten frischen Fische, dieser oder jener Art, zur Stadt brächte. Bei der Versteigerung ging es ganz ruhig und mit wenig Worten zu; denn die Sparsamkeit in Worten, neben dem Eifer für Gewinn und Arbeit, ist bei den Holländern vorherrschend. Die armen Rochenfische jammerten

mich, als ich sah, wie sie durch ihre Stacheln einander verwundeten und in ihrem Blute lagen; doch vergab ich den Fischweibern ihr mir unangenehmes, düsteres Aeußere sehr gern, als ich hörte, daß die harte Arbeit des Fischens ihnen nicht so viel Brot giebt, daß sie im Winter ohne zu betteln durchkommen können.«

6. Das Dorf Sardam oder Zaardam.

Das Dorf Sardam oder Zaardam ist ein anderer, durch seinen Reichthum berühmter Ort im Königreiche der Niederlande. Es ist dieses Dorf eine ganze Meile lang, in dessen Umfange besonders die große Menge verschiedenartiger Windmühlen auffällt. Da giebt es Marmor- und Breter-Schneidemühlen, Papier-, Walk-, Polir- und Mahlmühlen, alle von gutem, zierlichen Ansehen. Die Häuser sind sämmtlich hübsch, aber doch nur in den vorderen Straßen, denn an anderen Orten sind auch viele alte halbverfallene Gebäude und schmutzige enge Plätze.

In diesem Dorfe war es, wo Czaar Peter der Große von Rußland den Schiffbau erlernte, und es wird noch jetzt das Haus und das Zimmer gezeigt, welches er bewohnte. Dieser große Mann, welcher sich vorgenommen hatte, seine Nation zu bilden und durch die Einführung aller nützlichen und schönen Künste zu veredeln, hielt es für nöthig, mit sich selbst den Anfang zu machen, und seinen Unterthanen das Beispiel einer freiwilligen Standeserniedrigung zu geben, um sie zur Nachfolge aufzumuntern und ihnen den Stand eines Künstlers und geschickten Handwerksmannes desto schätzenswerther zu machen. Er entsagte daher auf eine Zeit lang seinem Stande und seinem Vaterlande, ging nach Holland und wurde ein Schiffszimmermann; sammelte sich auch daselbst noch eine Menge anderer nützlicher Kenntnisse, und kehrte mit einer großen

Anzahl Künstler und Handwerker nach Rußland zurück, wo er nachher noch eine Zeit lang als gemeiner Soldat diente, um den Großen seines Reichs Subordination zu lehren, und sie zu bestimmen, sich gleichfalls gefallen zu lassen, wie er, von unten auf zu dienen. — Das Haus, welches er bewohnte, wird, nach seinem Namen, der Petershof genannt. Sein Zimmer, welches man noch jetzt zeigt, ist klein und dunkel, und ganz dem niedrigen Stande angemessen, welchem er sich widmete.

Wie reich manche Familien in diesem Dorfe sind, läßt sich daraus abnehmen, daß öfters bloße Holzhändler über 3000 Gulden auf einen Hochzeitschmaus verwenden, und bisweilen ein Vermögen von zwei Millionen Gulden durch Heirath zusammengebracht wird.

Ein Reisender (Herr von Spaen) macht von Zaardam folgendes Gemälde, welches wir unsern Lesern mittheilen wollen.

»Bei meiner Ankunft in Zaardam, sagt er, erblickte ich ein ungeheures Dorf, aus einigen tausend Häusern bestehend, die größtentheils von Holz, aber so zierlich gemalt waren, als es nur immer unsere besten Zimmer seyn können. Ich sah plumpe, schwerfällige Männer, die eben so sonderbar als geschmacklos gekleidet waren, und hübsche muntere Weiber, aber auch ein wenig eigen in der Tracht. An den schönen Häusern sah ich Thüren, durch welche man nicht geht, durch prächtige Laden verschlossene Fenster, aus denen Niemand sieht, und wäre ich in die Häuser gekommen, so hätte ich zuverlässig auch Zimmer angetroffen, die Niemand bewohnt. Vor den Häusern sind kleine Gärten, in welchen Muscheln, Sand, Buxbaum, etwas Rasen, Blumen und Gemüse den geringen Raum bedecken. In diesen Gärten findet man auch Statüen und andere Verzierungen, die aber alle eben so abgeschmackt aussehen,

als ihre Besitzer. Auch sah ich in kleinen offenen Wagen, die mit einem Pferde bespannt, angemalt und mit Schnitzwerk und Vergoldung, welche mehr Prahlerei als Geschmack zeigen, verziert waren, viele recht hübsche Bäuerinnen mit widerlich aussehenden Bauern daherfahren. Die Stämme der Bäume sind weiß, blau oder silberfarben angestrichen, und es schien, als ging die Natur schwer daran, die Wipfel derselben mit schönem Grün zu zieren. Mit einem Wort, ich fand allenthalben viel Gesuchtes und wenig Geschmack.

Nachdem ich mich von meinem Erstaunen, das der erste Eindruck natürlicher Weise machen mußte, wieder erholt hatte, und weiter gehen wollte, wandte ich mich in eine, kaum acht oder neun Fuß breite und etwa eine Viertelmeile lange Straße, welche an dem Flusse Zaan hinläuft, wovon Zaardam, oder vielmehr Zaandam, den Namen hat, und die zu einem andern Dorfe führt, das daran stößt. Hier fand ich auf einem kleinen schlammigen Erdenwinkel, den die Natur eigentlich nur für Störche und Enten bestimmt haben mochte, im Ganzen mehr Wohlstand verbreitet, als vielleicht irgendwo auf dem reichsten Boden der Erde und unter dem glücklichsten Himmelsstrich. Ich sah eine außerordentliche Menge Windmühlen aller Art, und vorzüglich Sägemühlen, deren Mechanismus, ob er gleich schon hinlänglich bekannt ist, doch merkwürdig bleibt. In unzähligen, mit dem schönsten Grün ausgemalten, mit Muscheln gepflasterten und mit glänzenden Ziegeln gedeckten Scheunen sah ich hier mehr Bretter, als ich kaum in der ganzen Welt gesucht hätte. Stücke Fleisch hingen ganz frisch, und so zu sagen, noch blutend, in schönster Ordnung und Reinlichkeit in Behältnissen, die unsern Sälen an Reinlichkeit nichts nachgeben. In diesem einzigen Dorfe sah ich, ohne zu über-

treiben, mehr Brücken, als in drei unserer besten Dörfer zusammengenommen Häuser sind. Mit einem Wort, ich würde nie fertig werden, wenn ich alles beschreiben wollte, was ich Merkwürdiges und Auffallendes hier antraf. Nachdem ich sehr weit in dieser langen Straße gekommen war, die ohne Ende zu seyn schien, und an deren einen Seite eine Reihe Häuser stand, auf der andern aber ein Bach dahin rieselte, über den unzählige Brücken führten, so wandte ich mich endlich rechts, und setzte in einem kleinen, reinlichen, mit vielerlei Farben bemalten Nachen über den Zaan. Ich wunderte mich auf dem Wege, in einem so betriebsamen, volkreichen Orte alles so todt zu finden; und da ich alle leblose Gegenstände mit so lebhaften Farben bemalt fand, so hätte ich fast geglaubt, die Leute hätten da nichts zu thun, als ihre Häuser, Scheunen und Nachen anzumalen.

Die Männer in Zaardam scheinen mir außerordentlich phlegmatisch und still. Man sollte denken, sie müßten die Worte kaufen. Ihre Mienen, ihre Stellung, ihre Art, ihre Rede, alles ist eigenthümlich. Auf ihren Gesichtern lies't man, ich weiß nicht was, Schüchternes. Kalt und zurückhaltend, mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit sehen sie Einen an; aber wenn man eine Zeit lang mit ihnen umgegangen ist, findet man sie sehr bieder und rechtschaffen. Sie sind neugierig, und das ist das Einzige, was sie mit ihren Weibern, die im Gegentheil sehr gern plaudern, gemein haben. Doch das ist nicht das einzige charakteristische Kennzeichen der Bewohner dieses Landes. Ich fand die Weiber durchgängig sehr schön; ihre Haut ist zart und weiß, und ihre Wangen gleichen frisch gepflückten Rosen. Das versteht sich vom größten Theil der jungen Weiber; doch sind auch die alten nicht so häßlich wie anderwärts.

Man sagte mir, Zaardam zähle etwa zwölftausend

Einwohner. Außer den Sägemühlen, von denen ich oben schon sprach und die man da in großer Anzahl sieht, findet man auch noch Papiermühlen, Mühlen, das Farbeholz zu pulverisiren, Pulvermühlen, Mühlen zum Oelpressen, und noch andere zu allerlei Gebrauch. Ich schätze ihre Zahl über zweitausend. Schwerlich wird es ein Land geben, wo die Windmühlen, welche, wie man sagt, im Orient zu Hause sind und durch die Kreuzzüge nach Europa gebracht wurden, so häufig gefunden werden, als in Holland.

Der Schiffbau ist übrigens in Zaardam das Hauptgeschäft, und seinetwegen ist dieser Ort vorzüglich bekannt.«

7. Kanäle.

Die Kanäle sind im Königreiche der Niederlande überaus zahlreich. Sie haben außerordentliche Summen und Arbeit gekostet, und kosten sie noch, bringen aber auch der Nation sehr wichtige Vortheile. Die Last, die ein vor ein Zugschiff oder eine sogenannte Treckschuyt gespanntes, eben nicht sehr starkes Pferd fortbringt, steigt bis zu 150,000 Pfund, da doch der stärkste Gaul vor einem Lastwagen, bei dem besten Wege, nicht mehr als 12 bis 16 Zentner zieht, und dabei geht der Transport auf dem Schiffe weit schneller, als auf dem Lande. Welche Bequemlichkeiten entspringen aber überhaupt hieraus, und besonders auch für die arbeitende Volksklasse, ja selbst für den Landmann! Will er seine Producte nach der Stadt bringen, so ladet er sie vor seinem Hause oder in seinem Garten in den Kahn, nimmt, wenn er dieses Geschäft zugleich zu einer Lustparthie machen will, Weib und Kind mit, und bringt alles, unter freundlichen Gesprächen, Scherz und Lachen, an Ort und Stelle.

Oft liegen diese Kanäle 12 bis 16 Fuß höher als das flache Land, zumal wenn der Torf schon aus selbigem gegraben ist. Dieß verursacht, daß bei dem geringsten Anwachsen des Wassers ganze Gegenden überschwemmt werden; ein Uebel, dem man durch zahllose Schöpf-Windmühlen abzuhelfen gesucht hat. Jede derselben hebt das Wasser vier bis fünfthalb Fuß aus einem tieferen Kanal in einen höheren, so, daß vier solcher Mühlen in der nöthigen Entfernung angelegt werden müssen, um eine Gegend, die 16 Fuß tiefer liegt, als der Kanal, trocken zu legen. In dem kleinen Strich von Westfriesland, oder Nordholland allein, finden sich 225 solcher Mühlen, deren Unterhalt jährlich 120,000 Gulden kostet.

Auf beiden Seiten der Kanäle sieht man mehrentheils Wiesen, mit dem schönsten Grün bewachsen und mit ansehnlichen, schwarz und weißgefleckten Kühen bedeckt, welche darauf weiden; oft läuft auch dem Kanal zur Seite ein Wegdamm, auf welchem Reitende und Fahrende der nächsten Stadt zueilen. Man fährt immer zwischen freundlichen Dörfern, Wiesen und Lusthäusern hin. Alles athmet Wohlstand, Reinlichkeit und Ueberfluß. Das Ganze, längs den Kanälen, gleicht einem schönen Garten, und gewährt ein Bild der Ruhe. Meistens sind diese Kanäle ganz gerade gezogen und sorgfältig mit starkem Holz eingefaßt; nirgends sieht man etwas Verfallenes oder Vernachlässigtes. Ueberall hängt entweder das schöne Gras der Wiesen mit seinen Blumen über das Ufer herab, oder es läuft der stets rein gehaltene Weg längs einem Garten hin.

Besonders sind solchen Reisenden, welche über Westphalen nach den Niederlanden gehen, die vortrefflichen Hauptstraßen, Wege und Kanäle auffallend, weil sie in den erstgenannten Gegenden gewöhnlich sehr schlecht sind.

Die Fußsteige sind hier meistens mit gelbem Sande bestreut; die Dörfer sind voll großer schöner Gebäude, überall sieht man das Bild des Fleißes, des Wohlstandes, des Ueberflusses, obgleich das Land durch politische Umwälzungen und langwierige Kriege mehr als irgend einer der Nachbarstaaten gelitten hat.

8. Treckschuyten.

Die Schiffe, mit welchen in den Niederlanden die Kanäle befahren werden, nennt man Treckschuyten, d. h. Schiffe, die von Pferden gezogen (getreckt) werden. Alle diese Schiffe sind recht gut gebaut, sauber bemalt und haben hübsche Fenster. Vor jedes Schiff wird ein Pferd gespannt, das von einem Menschen regiert wird, welchen man den Jager nennt. Die Schifffahrt wird mit diesen Treckschuyten sehr stark getrieben. So gehen z. B. alle Tage sechzehn solcher Schiffe von Rotterdam durch Delft nach dem Haag, und eben so viel kommen zurück; jedes darf 38 Personen mitnehmen. Ein solches Schiff zu bauen und einzurichten kostet gegen 500 Gulden, und der Jager bekommt, von einem Orte zum andern, einen Gulden für die Vorspann. Die Treckschuyt-Kapitainsstellen werden von der Regierung an treue Diener vergeben, welche in ihren alten Tagen recht gemächlich davon leben. Alle Stunden muß eine Treckschuyte abgehen. Da wird dann eine Glocke geläutet, und wenn diese schweigt, so klatscht der Jager mit der Peitsche, und man fährt ab. Die Treckschuyten haben auch ihre Nummern, und nach dieser Ordnung fahren sie. Auf dem Platze, wo man einsteigt, sind Kaffee- und Weinhäuser, Leute, welche Obst und Pomeranzen, und andere, welche Backwerk verkaufen, Gärtner mit Blumen, und Bäcker mit allerlei gutem Brot, womit man sich dann versieht, während der

Eine Treck-Schuyte in Holland.

Kapitain für eine kleine Kohlenpfanne sorgt, damit die Holländer ihr Pfeifchen anzünden können. Wenn man auf halbem Wege ist, sammelt der Jager das Geld für die Fahrt ein, und fordert ein Trinkgeld, wobei er mit allem zufrieden ist, was man ihm giebt.

Es ist viel angenehmer in einer solchen Treckschuyte zu reisen, als mit der Post. Die sanfte Bewegung zwischen grünen Ebenen, welche mit Anpflanzungen, Landhäusern und schönem weidenden Vieh bedeckt sind, ohne in Erwähnung zu bringen, daß man arbeiten, lesen und schreiben kann, wie in seinem Zimmer, die angenehme Gesellschaft, die man öfters antrifft, dieß alles macht die Fahrt auf Treckschuyten zu sehr angenehmen Reisen.

Es sind diese Treckschuyten 35 bis 40 Fuß lang, 6 bis 8 Fuß breit, und haben zwei Abtheilungen. Die eine derselben, welche der Roef, oder die Kajüte heißt, ist für acht Personen eingerichtet, und bequemer und reinlicher als die andere, die man den Raum nennt und die mehr als 30 Menschen fassen kann. Verlangt man den Roef allein zu haben, so muß man ihn im Voraus miethen. Die Person bezahlt gewöhnlich für die Stunde drei Stüber oder zwei sächsische Groschen an Fracht, und wenn sie mit in dem Roef ist, einen Stüber mehr. In einer solchen Kajüte ist man wie in der reinlichsten Stube; man hat eine bequeme, gepolsterte Bank, ein nettes Tischchen, und fühlt die Bewegung des Fahrens nicht. Arme Reisende, welche dies mäßige Fahrgeld nicht bezahlen können, bekommen an vielen Orten von der obrigkeitlichen Behörde Freizettel, vermöge deren sie unentgeltlich Platz in dem Raume nehmen können. Dieser Umstand sowohl, als die wohlfeile Fracht macht, daß selbst nicht leicht ein reisender Tagelöhner oder Bettler zu Fuß geht.

Da das ganze Land überall mit Kanälen durchschnit-

ten ist, so kann man sich denken, daß durch diese Treck-schuyten aller Verkehr sehr erleichtert wird. Nirgends kann man wohlfeiler, bequemer und schneller aus einer Stadt in die andere reisen, und eben so die Waaren transportiren, als in Holland. Wozu in einem andern Lande wohl zwölf bis sechzehn Pferde, zum mindesten vier Knechte, also auch mehr Zeit, mehr Aufwand, mehr Kräfte erforderlich wären, das führt hier ein Schiffer mit seinem Knechte. Wie sehr das zur Emporbringung des Handels, zur wohlfeilern Spedition, zum leichtern Gang unzähliger Geschäfte, zur nähern Verbindung, zur Bekanntschaft und zur Vereinigung der Einwohner beiträgt, hat sich bisher genug durch den Erfolg bewährt.

9. Lebensart der Niederländer.

Der Niederländer steht früh auf und frühstückt, und zwar vom Tagelöhner bis zum vornehmen Herrn, eine Butterschnitte, — womit der gemeine Mann noch holländischen Käse verbindet, — und mehr oder minder guten Kaffee. Sodann begiebt er sich an seine Geschäfte bis gegen zwölf Uhr. Um diese Zeit besucht Jedermann, der nicht Taglöhner oder Handwerker ist, das Kaffeehaus, vorzüglich aber geschlossene Gesellschaften, welcher unter dem Namen Collegien bekannt sind. Hier lies't man Zeitungen und Journale, bespricht sich über Staats- und Privatangelegenheiten, über Lustparthien und Religionssachen; man findet da hinlängliche Nahrung für den Geist; für den Körper aber ist nicht zum besten gesorgt. Außer Pontak, Pfeifen, Tabak und gemeinem Wachholderbranntwein, ist nichts zu bekommen; gespielt wird auch nur wenig, und die Hazardspiele sind ganz aus den Collegien verbannt. Ein Fremder hat nur Zutritt in diese Gesellschaften, wenn er durch ein Mitglied eingeführt wird.

Bauern und Handwerker essen gewöhnlich um zwölf, Kaufleute, Rentiers und Andere um zwei oder drei Uhr. Lange bei Tische zu sitzen ist nicht im Gebrauch, weil man den Nachmittag so gut als den Vormittag zu seinen Geschäften verwendet und nicht, wie in London, bloß seinem Vergnügen nachgeht. Für die Tafel wird kein großer Aufwand gemacht. Die Holländer bitten nicht anders zu Tische, als auf eine Familienmahlzeit, oder Salat und Rostbraten, und oft findet der Gast auch nicht viel mehr. Freilich kommt man auch in Häuser, wo es weder an Austern und andern Delicatessen, noch an den ausgesuchtesten Weinen fehlt; denn der Niederländer läßt es auch in diesem Punkte an nichts mangeln, wenn ihn die Gelegenheit auffordert, seinen Wohlstand zu zeigen. Aber eben der Mann, der heute eine Abendmahlzeit für hundert Ducaten giebt, und dabei einige Trauben oder ein halbes Dutzend frühzeitige Pfirsichen zuweilen mit zehn Ducaten bezahlt, begnügt sich von dem folgenden Tage an wieder auf eine lange Zeit im Schooße seiner Familie mit einigen mäßigen Gerichten.

Leute, die zehn bis zwanzigtausend Gulden jährlich zu verzehren haben, halten es nicht für zu gering, mehrere Tage in der Woche von einem Stück eingesalzenen Rindfleisch, das oft auch kalt aufgetragen wird, zu essen.

Der Handwerker und der Bauer leben in ihrer Art eben so mäßig, als der Wohlhabende und Reiche. Sie halten im Winter und Frühjahr wöchentlich vier und mehrere Mahlzeiten mit Kartoffeln und einem Stück kalten Pökelfleisch, Speck, frischen und gesalzenen Fischen, und nur bei sehr wohlfeilem Preise thun sie sich etwas in Gemüse zu gut.

Aus der Milch, der Butter und der Käsemolken wissen die Bauern eine Menge gesunder und schmackhafter

Gerichte zuzubereiten, und sie machen wohl zwei Drittel ihrer Abendmahlzeiten damit, bis das Frühjahr kommt, wo die untern Stände durchgängig Salat mit Hühner- oder Enteneiern zum Abendessen auftischen. Die Häringe spielen auch eine große Rolle auf den Tafeln der Niederländer. Die Vornehmen bezahlen einen neuen Häring oft mit drei, vier und mehr Gulden. Daher giebt es Leute, welche unter dem Namen Häringsjäger bekannt sind, und in kleinen Fahrzeugen den großen Häringsschiffen folgen, ihnen den zuerst gefangenen Häring abkaufen, nach der holländischen Küste zurückeilen, und ihn sodann, wenn sich sonst keine schnellere Gelegenheit zu Wasser zeigt, mit Kurierpferden in die großen Städte bringen. Die gemeinen Leute essen Häringe bis in den Monat September sehr oft, und die Katholiken fast täglich, nicht nur bei ihren gewöhnlichen Mittags- und Abendmahlzeiten, sondern auch wohl bei einer Tasse Kaffee zum Morgenbrot. Dieser häufige Genuß des Härings wird für sehr gesund gehalten, und man glaubt, es herrschen zur Zeit, da er gegessen wird, weniger Krankheiten.

In Nordholland pflegen die geringeren Leute, selbst auch zuweilen solche, die halbe Tonnen Goldes besitzen, zur Ersparung der Zeit und Kosten, mancherlei Speisen, z. B. Erbsen, Bohnen, Reiß, Graupen und dergleichen mehr, in verschiedenen Säckchen, aber alles zugleich in einem Kessel, für die ganze Woche zu kochen. Wollen sie Gebrauch davon machen, so nehmen sie, so viel sie brauchen, aus einem solchen Säckchen, wärmen es auf und essen es, indem sie nur ein wenig geschmolzene Butter dazu thun.

Auch der Tagelöhner und der Bettler bedienen sich des Weizen- und Roggenbrotes zu gleichen Theilen bei ihren Mahlzeiten. Ersteres ist sehr weiß, leicht und schmackhaft,

haft, letzteres aber weder so grob, als Pumpernickel, noch so fein, als das sächsische Hausbrot.

Außerdem wird eine große Menge Buchweizenmehl zu Pfannenkuchen, Brei und dergleichen von dem gemeinen Manne verbraucht. Dagegen sind ihm die unzähligen Arten von Kuchengebäck, die in Deutschland so manche kleine Haushaltung zu Grunde richten, gänzlich unbekannt. Torten kommen nur auf die Tische der Reichen; der Mittelmann kennt sie kaum dem Namen nach.

Die Matrosen auf den Schiffen bekommen alle Morgen grobe Graupen mit Butter; viermal wöchentlich des Mittags Erbsen oder Bohnen mit Stockfisch oder gesalzenen Fischen, zwei bis drei Mal aber frisches Fleisch, oder Pökelfleisch und Speck, und außerdem auch in jeder Woche ein Pfund Käse und ein halbes Pfund Butter zum Abendbrot. Ihr gewöhnlicher Trank ist Bier und täglich ein bestimmtes Maß Branntwein.

Alles hier Gesagte betrifft jedoch nur die Nation im Ganzen; denn der reiche Adel und große Handelshäuser halten sich deutsche oder französische Köche, und leben auf einem hohen Fuß, wie anderwärts.

10. Gesellschaften der Niederländer. Lusthäuser.

Beim Eintritt in eine Gesellschaft begrüßen sich die Mannspersonen mit einem Händedruck; das Umarmen und Küssen ist unter dem männlichen Geschlecht ganz ungebräuchlich. Um aber bei diesem Händedruck so öconomisch als möglich zu Werke zu gehen, reicht man sich nur den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, wobei aber der Handschuh sorgfältig abgezogen, oder, geschieht dieses nicht, mit einem: Entschuldigen Sie meinen Handschuh, der Nachsicht des Andern empfohlen wird. Die Damen

umarmen und küssen sich zwar unter einander, erlauben aber unter den Männern nur ihren vertrautesten Freunden einen Kuß auf die Wangen. Anfangs setzen sich die Damen in einen halben Kreis auf die eine und die Herren auf die andere Seite ihnen gegenüber; sie wechseln jedoch ihre Plätze, sobald das Gespräch lebhaft wird oder das Spiel beginnt. Nun wird Thee und Kaffee, dann Chocolade und Wein präsentirt, gespielt, Abendbrot gegessen und zu einer bestimmten Zeit wieder aus einander gegangen. Alles so ziemlich wie bei uns, ausgenommen, daß hier in den besten Gesellschaften die Herren nicht selten in Gegenwart der Damen den Hut aufbehalten und ihre Pfeife rauchen, daß Besitzer von Tonnen Goldes um Stüver spielen, und Niemand in Gefahr ist, an einem Abend seine jährlichen Einkünfte zu verlieren.

Uebrigens scheinen die Frauen im gesellschaftlichen Umgange lebhafter, gesprächiger, witziger und geistreicher zu seyn, als die Männer.

Noch verdient als eine Sonderbarkeit des gesellschaftlichen Tones der Niederländer bemerkt zu werden, daß nicht nur Verwandte und Blutsfreunde, sondern auch sehr oft alle Mitglieder eines Cirkels sich bei ihrem Taufnamen nennen. Dieß fällt einem Deutschen desto mehr auf, da hier eine Menge Namen gangbar sind, die bei uns nicht zu den schönsten gehören. Man nennt z. B. den gravitätischen Herrn Bürgermeister Klaschen, den gestrengen Herrn Drost Jan, den gelehrten Herrn Doctor Peter, und ihre Damen Trinchen, Stinchen, Kälchen u. s. w. Bei allen dem liegt doch aber etwas Herzliches in ihrer Sitte, die ihren Ursprung vielleicht schon in den ältesten Zeiten hat, wo Bürger und Bauern weniger bei ihren Zunamen genannt wurden, als der Adel, welcher dieselben von seinen Gütern entlehnte.

Wenn ein Fremder einmal in eine Gesellschaft eingeführt ist, so wird er nicht selten von allen Mitgliedern der Reihe nach herumgebeten, zumal wenn er sich ein wenig in die Weise des Landes zu schicken versteht. Hierzu gehört, daß er gefällig ist, ohne viel Komplimente zu machen, gründlich oder wenig spricht, noch weniger lacht, die Zeitungen auswendig lernt, seine witzigen Einfälle mit trockener Miene einstreut, die Tugenden und Thaten der alten Niederländer bei jeder schicklichen Gelegenheit lobpreis't, die hervorstechenden Eigenschaften der Lebenden mit guter Art erhebt, und vor allem ihre Mildthätigkeit nicht unbemerkt läßt, von der Religion überhaupt mit Achtung spricht, dem Kaufmannsstande unter allen Ständen der Erde den ersten Rang einräumt, sein Pfeifchen raucht, sein Glas rein austrinkt, auf seinem Teller nichts liegen läßt, die Stube so wenig als möglich beschmutzt, vor allem nicht vergißt, in's Quispedoorchen*) zu spucken, und dem Bedienten beim Weggehen ein gutes Trinkgeld in die Hand zu drücken.

Im Frühjahr werden die geschlossenen Gesellschaften mehr oder weniger unterbrochen, indem alle wohlhabende Leute alsdann den ländlichen Freuden nachgehen. Die Reichen haben zu diesem Zwecke ihre Landhäuser, wo sie die schöne Jahreszeit zubringen, dort ihre Freunde und Verwandten, die keine eigenen Landhäuser haben, mehrere Monate bei sich wohnen lassen und die Rechte der Gastfreundschaft im weitesten Sinne gegen sie ausüben. Diese Landhäuser sind, wie die niederländischen Häuser überhaupt, weniger in einem prächtigen als gefälligen Styl erbaut, und die Gärten daneben selten von einer ansehnlichen Größe, weil der Grund und Boden hier kostbar ist, und

*) Spucknäpfchen.

doch Jedermann gern ein Stückchen Garten eigenthümlich besitzen will; indessen kosten sie doch oft in ihren ersten Anlagen mehrere tausend Gulden. Das Hauptgebäude ist, wo es nur einigermaßen thunlich war, an einem Kanal, Fluß oder einer Landstraße gebaut; außerdem haben sie wenigstens ein chinesisches oder anderes Gartenhäuschen daneben. Diese Einrichtung hat eben so viel Reiz für die Besitzer der Landhäuser, als für das Auge der Vorüberreisenden, die dadurch fast ununterbrochen eine angenehme Aussicht genießen.

Von dem gesellschaftlichen Ton in Amsterdam macht ein Reisender folgendes Gemälde:

Wir wurden von unserm Banquier zum Thee und einem sogenannten Familien-Abendessen eingeladen. Wir fuhren um fünf Uhr hin und traten in einen sehr schön beleuchteten, doch mehr mit Pracht als mit Geschmack verzierten Saal. Der Aufruhr und das Murmeln unter den schon vorhandenen Gästen hätten vielleicht einen Neuling in Verlegenheit setzen können, wir aber ließen uns durch nichts irre machen, so auffallend es auch war.

Den einen Theil des Saales längs der Wand nahmen die Damen ein, alle in prächtige Stoffe gekleidet, mit Juwelen belastet und mit Müffen wohl versehen; vor dem Kamine saßen die Herren in ziegel- oder aschfarbenen Kleidern. Nachdem wir beiden Theilen einige tiefe Verbeugungen gemacht und ein halbes Dutzend gehaltlose Worte von Ehre, Vergnügen u. s. w. ausgetauscht hatten, nahmen wir endlich bei den Herren Platz, und wurden sogleich mit Thee und Pfeifen versehen.

Indeß wir nun, in eine Wolke von Tabaksrauch gehüllt, von Politik und Waarenpreisen so gut als möglich mitzusprechen suchten, saßen die Damen wie lebende Bilder auf ihren Stühlen und starrten unsere Rücken an,

die wir ihnen ohne Beleidigung zukehren konnten. Ein leises Zischeln der Nachbarinnen, ein eintöniges Hin- und Herrücken der Wärmstübchen, war alles, was sie sich erlaubten. Nur wenn der Bediente mit dem »Kopje, Thee« erschien, hörte man ein verworrenes Gemurmel von »presenteeren, obligeeren, excuseeren«, indem Eine der Andern es an Höflichkeit zuvorthun wollte.

Das Gespräch der Männer wollte eben ins Stocken gerathen, als der letzte Gast hereintrat und den Wirth sogleich mit einer Art von Hastigkeit zum Spiel rief. Auf einmal wurden Engländer und Kaffeebohnen vergessen; Herren und Damen setzten sich in bunter Reihe an die Spieltische, und wir mußten wohl oder übel uns in die Umstände schicken und Theil nehmen.

So mochten vier Stunden vergangen seyn; man fing an, sich nach der Thür umzusehen. Die Gewinnenden schienen zufrieden, die Verlierenden verdrießlich, beide sehnten sich nach der Abendmahlzeit. Endlich trat der Bediente mit dieser fröhlichen Botschaft herein, und man drängte sich ohne Ordnung und ohne Rücksicht auf die Damen in das Speisezimmer. Diese nahmen auf der einen Seite des Tisches, die Männer auf der andern Platz.

Die Tafel war zum Einbrechen belastet; der mittlere Aufsatz besonders glich dem Thurm zu Babel. Bei der Menge von Gerichten, die auf der Tafel standen, waren ein ungeheures Stück Rindfleisch, zwei Sorten großer Fische und eine ungeheure Torte gleichsam die Vereinigungspunkte. Bei dem zweiten Gang waren ein Nierenbraten, vier Schüsseln mit Geflügel u. s. w. zu bemerken. Der Wein war schlecht, aber das englische Bier vortrefflich, ein Umstand, der abermals den substantiellen Geschmack der Holländer beweis't.

Das Gespräch betraf im Allgemeinen das Essen, das

vorige Spiel, die letzte Mahlzeit bei Dem und Dem. Gegen ein Uhr endlich, als die Gesichter noch länger und die Gespräche noch langweiliger wurden, brach man zu unserm Troste auf. Der Wirth geleitete uns sämmtlich Einen nach dem Andern an die Treppe mit beständigem Bitten um »**Excusi**«.

Die Hauptstadt eines Landes giebt gewöhnlicherweise den Maßstab für das Ganze; aus dieser Probe läßt sich also ein Schluß auf das Uebrige machen. In Rotterdam soll indessen der Ton besser seyn und eine glückliche Mischung des englischen und französischen Statt finden.

11. Charakter der niederländischen Kaufleute; ihre Sparsamkeit; ihr Aufwand.

Die Holländer können sich, nach dem etwas harten Urtheil gewisser Reisenden, nicht vorstellen, daß sich die Sitten eines Kaufmanns mit den gesellschaftlichen Sitten vertragen. Nach ihrer Meinung darf der Kaufmann mit seiner Frau, seinen Kindern und Handlungsbedienten nur allein für die Handlung leben; er muß seine ganze Lebenszeit hindurch traurig, mürrisch, hauptsächlich aber haushälterisch bis zur Knauserei seyn. Eine Pfeife Tabak und eine Tasse Thee sind — so meinen Jene — bei vielen holländischen Kaufleuten die einzigen Vergnügungen, die sie sich erlauben, wenn sie nicht bei der Kaufmannschaft als Verschwender gelten wollen. Man sieht sie selten lächeln, und spricht man mit ihnen von etwas Anderem als Handlungssachen, so antworten sie bloß mit einsylbigen Worten. Sie sind kalt für alles, was keine Beziehung auf sie selbst hat, und voll Feuer, wenn ihnen die Hoffnung leuchtet, einen Dreier zu gewinnen. Ungeachtet ihrer großen Sparsamkeit sind sie aber doch — ein schöner Ruhm! — äußerst mildthätig gegen die Dürftigen.

In der Stadt Amsterdam allein haben die milden Stiftungen zusammen genommen ein Einkommen von mehr als 1,800,000 Gulden. Jeder wohlhabende Mann bricht sich mit Freuden etwas an seinem Munde ab, um nur eine brave, aber zahlreiche Familie unterstützen zu können. Reiche Kaufleute geben an ihre Bäcker, Fleischer, Gewürzkrämer u. s. w. Ordre, gegen Vorzeigung eines Billets eine bestimmte Menge von ihren Waaren an Arme unentgeltlich verabfolgen zu lassen. Letztere bekommen nun die Billets, und lassen die Waaren darauf holen, ohne daß sie sich der Demüthigung unterwerfen müßten, ihren Namen zu nennen. Tritt ein harter Winter, eine Theurung ein, so sind die außerordentlichen Kollekten, wodurch man die Bedürftigen zu unterstützen sucht, sehr bedeutend, und betragen in Städten, wie der Haag, Harlem 2c., öfters zwanzigtausend, in Amsterdam aber bis gegen sechzigtausend Gulden.

Ist nun wohl der, welcher spart, um seinen hülfsbedürftigen Bruder zu unterstützen, als ein kalter, herzloser Mensch zu betrachten?

Die ehemalige niederländische Sparsamkeit hat inzwischen auch in andern Stücken abgenommen. Der Amsterdamer Millionär glaubt nicht mehr, wie sonst, die Stadt zu Grunde zu richten, wenn er in einer Kutsche fährt; man findet auch keinen nordholländischen Deputirten mehr im Haag, der, mit Holzschuhen und einer dazu passenden Bauerntracht, seine aus einem Butterbrote bestehende Mahlzeit im Schatten des Haagischen Lustwäldchens hielte; dessen ungeachtet aber sucht noch immer der Kaufmannsstand jährlich einen gewissen Theil seiner Einkünfte auf den Nothfall zurückzulegen. Es versteht sich aber von selbst, daß es in den Niederlanden auch viele Familien giebt, die auf dem verschwenderischen und pracht-

vollen Fuß von London und Paris leben. Dabei bemerkt man auch bei den meisten angesehenen Kaufleuten einen großen Kosten-Aufwand, den sie auf ihre Häuser und Meubeln verwenden. Aber nur ein Deutscher spricht diese Bemerkung aus, denn Engländer und Franzosen finden sie nur dauerhaft, nett und reinlich, aber nichts weniger als prächtig. Auch in Betreff des feinen Tafelzeuges wird ein beträchtlicher Aufwand gemacht. Servietten, das Stück für zwei Ducaten, und Tafeltücher für 125 Gulden findet man fast in jedem guten Kaufmannshause. Nächstdem sind ganze Magazine Porzellan ein unentbehrliches Bedürfniß für jede reiche Niederländerin. Selbst bei wohlhabenden Bäuerinnen ist es nichts Seltenes, Vasen und Schüsseln, das Stück für 50 bis 100 Gulden, und dreißig bis vierzig Dutzend Tassen von allen möglichen Größen und Formen zu finden. Dabei sind Leuchter, Messer, Gabeln, Löffel, Tabaksbüchsen, Kohlpfannen, Präsentirteller und dergl. fast durchgängig von Silber; ja dieß geht so weit, daß selbst das Spielzeug der Kinder sehr oft von diesem Metalle ist.

12. Nationalvergnügungen der Niederländer.

Der Niederländer hat mancherlei Nationalvergnügungen. In Amsterdam und Rotterdam finden jährlich im August prächtige Wettfahrten zu Wasser Statt, mit denen es auf folgende Weise gehalten wird:

Die schönsten Yachten, Schaluppen und andere kleine Fahrzeuge versammeln sich in einer auf dem Y (Eifluß) oder der Maas bestimmten Gegend, und werden daselbst in zwei feindliche Flotten getheilt. Jede Flotte wählt sich einen Admiral, Vice-Admiral u. s. f. Man stellt sich in Schlachtordnung; die prächtigsten Flaggen und Wimpeln

werden aufgesteckt, und wenn alles in gehöriger Ordnung ist, das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Nun segelt man um die Wette und sucht das Ziel zu erreichen. Die zahllosen Zuschauer interessiren sich für die eine oder andere Parthie und wetten mitunter auf ihren Liebling. Endlich ist der Sieg entschieden, und der Sieger eilt unter dem Jauchzen des Schiffsvolkes und der Zuschauer nach der Stadt zurück, erhält die Glückwünsche seiner Freunde, und das Fest schließt mit einem lustigen Mahle.

Auch giebt es fast in allen Dörfern, die an einem Fahrwasser liegen, wenigstens in der Provinz Holland, dann und wann unter Fischern, Bauern und Schiffern ein solches lustiges Wettfahren. Die Schenkwirthe setzen in dergleichen Fällen einige bunte Flaggen zum Preise aus, welche ihnen dann durch den Aufwand für die Zehrung der Wettfahrer und Zuschauer reichlich bezahlt werden. Die Wettfahrer erscheinen in Booten oder leichten kleinen Schiffchen, die durch Ruder und Segel zugleich getrieben werden. Jeder wählt sich seinen Mann, mit dem er in die Wette fahren will. Man setzt die Bedingungen fest, welche gewöhnlich darin bestehen, daß der Sieger so und so viel Flaschen Wein zum Besten geben muß, unterzeichnet sie, looset um die Nummer, steigt ein, zieht die Segel auf, erwartet das Zeichen zur Abfahrt und fliegt nach dem Ziele. Nichts wird gespart: Stärke, List und Geschicklichkeit werden wechselseitig und vereinigt aufgeboten, um einander den Vortheil abzugewinnen. Das Lustigste für den unbefangenen Zuschauer hierbei ist der große Werth und die Ehre, welche diese Leute in ihre Kunst setzen. Keiner will durch seine Ungeschicklichkeit verloren haben; bald soll der Wind, bald das bessere Fahrzeug des Gegners, bald ein anderer Zufall Schuld daran gewesen seyn.

Noch berühmter, als diese Wasserfahrten, waren von jeher die Hardtrabereien oder Wettrennen der Pferde. Sie haben ihren Ursprung den großen Pferdemärkten zu verdanken, deren jede Stadt jährlich einige hat. Hardtrabereien werden die niederländischen Wettrennen genannt, weil die Pferde dabei bloß hard, das heißt stark traben, und weder galoppiren, noch im Paß (Schritt) gehen dürfen. Die Hardtraber müssen daher besonders abgerichtet werden, daß sie mit dem Hinterfuß weit über den Vorderfuß hinausgreifen. Bei sehr guten Pferden soll dieß sechs rheinländische Fuß betragen. Allen Hardtrabern wird, wie dem größten Theil der niederländischen Pferde, der Schweif dicht an der Wurzel, doch so abgehauen, daß der Rest davon herabhängt, und nicht, wie bei den Engländern, emporsteht. Bei dem Rennen selbst sind sie mit keinem andern Geschirre, als einem Zaum, einem Gurt und einer kleinen Decke versehen, so daß die natürlichen Fehler oder Schönheiten des Pferdes durch nichts versteckt werden. Die Reiter, deren man sich bei dieser Lustbarkeit bedient, sind gemeiniglich junge, leichte, sechzehn- bis zwanzigjährige Burschen, wo möglich von einerlei Schwere, doch werden sie keineswegs, wie in England, bei dergleichen Gelegenheiten gewogen. Am liebsten wählt man solche Leute dazu, welche den Hardtraber dressirt haben. Daher werden dieselben, wenn sie sich nicht mehr gegenwärtig befinden, und das Hardtraben bedeutend ist, indem eine große Wette auf dem Spiele steht, zu dieser Absicht aus der Ferne verschrieben. Sie tragen eine leichte Jacke und Schuhe mit oder auch ohne Sporen. So oft ein Wettrennen vor sich gehen soll, wird es in den Zeitungen bekannt gemacht.

Der Preis für den besten Traber ist gemeiniglich eine Peitsche mit einem silbernen oder goldenen Stiel, welche

bisweilen von den Gastwirthen oder Stallhaltern, meist aber von denen, welche die Wette gestellt haben, bezahlt wird.

Ist die nöthige Anzahl der Wettrenner beisammen, so werden die Bedingungen vorgelegt, von den Interessenten unterzeichnet und sechs Richter und die Bahn gewählt. Letztere beträgt gewöhnlich eine Viertelstunde oder etwas darüber in der Länge.

Das Rennen selbst kann auf friesische oder auf nordholländische Weise geschehen. Geschieht es auf friesische, so muß das Pferd drei Ritte thun, und zwei davon gewinnen; rennt man aber auf holländische Manier, so ist der Sieg mit einem Ritte entschieden. Am Ende der Rennbahn wird ein Ziel errichtet, bei dem sich zwei von den sechs erwählten Richtern postiren; zwei andere stellen sich in die Mitte, und die zwei letzten an den Ort, wo die Pferde auslaufen. Die Richter am Ziel geben das Zeichen zum Abritt durch das Schwenken einer weißen Fahne. Hierauf traben je zwei und zwei mit einander, wovon der Gewinner jedesmal abgeht und nicht weiter nach dem Preise streben darf. Die sämmtlichen Gewinner wiederholen dieß dann so oft, bis von den beiden letzten Einer den Preis davon trägt, vorausgesetzt, daß die Richter nichts dabei zu erinnern finden; denn es steht ihnen frei, einen Wetttraber, der galoppirt, oder seinen Nebenbuhler aus dem Gleise treibt, oder sich anderer unerlaubter Mittel bedient, um zu gewinnen, von neuem reiten zu lassen.

Im Sommer werden zuweilen auch Hardtrabereien mit leichten Chaisen und im Winter mit Rennschlitten gehalten. Oft wird diese Ergötzlichkeit bloß deswegen angestellt, um einen Wirth oder Stallhalter in Nahrung zu setzen, weil sowohl die Liebhaber des Hardtrabens als die

Pferdehändler, Zuschauer und Pferde, bei dergleichen Gelegenheiten nicht wenig verzehren und überhaupt die Gasthöfe dadurch in Ruf kommen. Oft geschieht es auch bloß, um einem gewissen Pferde, um das gehandelt wird, einen Preis gewinnen zu lassen, weil es sodann für den Liebhaber oft einige hundert Gulden mehr werth ist.

Die sich auszeichnenden Hardtraber genießen zwar nicht, wie die griechischen Rennpferde, die Ehre, besungen, wohl aber, wie die englischen, abgemalt zu werden. Man sieht viele dergleichen Pferde abgebildet, die in einer Minute eine Fünftelstunde machten: eine Geschwindigkeit, die unbegreiflich ist, wenn man erwägt, daß die niederländischen Pferde nicht anders, als im Trab laufen dürfen, die englischen hingegen galoppiren.

Die unzählbare Menge der Flüsse, Kanäle und stehenden Wasser in allen Gegenden des Landes laden zur Winterzeit jeden Niederländer ein, die Kunst des Schlittschuhfahrens zu lernen. Ein Ausländer wird sich aber doch nur schwerlich einen richtigen Begriff von dem Vergnügen der holländischen Eisbahn machen können. Es ist dies die größte Nationallustbarkeit dieses Volkes, woran Kinder und Greise, Jünglinge und Mädchen, Leute von Stand und Reichthümern, mit gleichem Eifer Theil nehmen. Für die geringeren Klassen ist die Eisbahn der Sammlungsort der Verliebten. Hier gleiten sie, Hand in Hand, langsam dahin, weit von der lärmenden Menge entfernt. Bald trennen sie sich. Der Liebhaber zeigt seine Geschicklichkeit in tausend künstlichen Schwenkungen und Bewegungen des Körpers und zeichnet den Namen seiner Geliebten mit den Ecken der Schlittschuhe in die spiegelglatte Bahn, indeß sie ihm in sanftem Schweben folgt, bis sie sich wieder unter den großen Haufen mischen. Es entsteht nun eine lange bunte Reihe von Burschen, Mäd-

chen, Kindern und Alten. Der Geschickteste führt den ganzen Zug an; seine Geliebte hält sich an seinen Rockschößen fest; ihr folgt ein anderes Paar, die Schwächsten werden in die Mitte genommen, und einige der Rüstigsten schließen den Reihen. Auf dem Y bei Amsterdam und auf der Maas bei Rotterdam trifft man noch überdieß ein Eisschiffchen und eine Menge Schlitten an, die theils von Schlittschuhläufern geschoben, theils von den darauf Sitzenden mit einem Paar spitzigen Stöcken rasch fortgestoßen, theils auch von Pferden gezogen werden. Man sieht auch hier und da eine Marketender-Bude, wo man warme Getränke haben und sich bei einem guten Feuer erwärmen kann. In etwas harten Wintern macht man selbst kleine Reisen auf Schlittschuhen und verbindet so Nutzen mit Vergnügen. Auf dem Y bei Amsterdam werden sodann in gewissen Entfernungen Zelte aufgeschlagen, in welchen die Landleute, welche von den nahgelegenen Dörfern nach der Stadt gehen, Feuer, Branntwein und andere kleine Bequemlichkeiten haben können, die man sonst nur in den Herbergen findet.

Zwei Meilen in einer Stunde zu machen, ist für einen guten Eisläufer eine Kleinigkeit. Gleichwohl aber kann man noch viel geschwinder mit dem Eisschiffchen fortkommen, dessen Geschwindigkeit dem Winde wenig nachgiebt, so daß man acht Meilen in einer Stunde damit zurücklegen kann. Eine herrliche Sache, wenn es nur nicht so gefährlich wäre, Gebrauch davon zu machen; denn, andere Unfälle abgerechnet, ist ein Eisschiffer, der keine recht gute Lunge hat, in großer Gefahr, bloß durch den Widerstand der Luft erstickt zu werden. Jedes kleine Fahrzeug, zehn bis funfzehn Fuß lang, kann zu einem solchen Eisschiffchen dienen. Die ganze Kunst, es dazu einzurichten, besteht darin, daß man es mit dem Vorder-

theil in der Gegend, wo der Mast befestigt ist, quer auf eine dicke Bohle festnagelt, so daß die Bohle auf beiden Seiten einen Fuß hervorragt. Unter den beiden hervorragenden Enden bringt man zwei Schlittschuhe an, die so lang sind, als die Bohle breit ist. Hinten beim Ruder wird ein starkes plattes Eisen angebracht, so daß die ganze Masse auf diesen drei Punkten ruht. Um dem Schiffe die gehörige Richtung geben zu können, wird das Ruder unten mit einem großen scharfen eisernen Messer versehen, welches in das Eis einschneidet. Die übrige Einrichtung bleibt wie bei andern kleinen segelnden Fahrzeugen, ausgenommen, daß man sich ungewöhnlich großer Segel bedient und die untergelegte Bohle an den beiden Enden, wo die Schlittschuhe befestigt sind, durch zwei starke Taue mit dem Mast verbindet. Man erzählt sich verschiedene Anecdoten, welche durch die unglaubliche Geschwindigkeit dieser Eisschiffe veranlaßt worden seyn sollen. Hier ist eine der drolligsten. Ein junger deutscher Kandidat, der seit kurzem als Hofmeister in Amsterdam lebte, wollte das berühmte Dorf Zaardam kennen lernen und fuhr mit einer guten Gelegenheit dahin. Dort wird er in dem Gasthofe mit einem Amsterdamer Herrn bekannt, der mit seinem Eisschiffchen auch eine Lustreise nach diesem Ort gemacht hatte. Der Holländer fragt den Kandidaten, ob er mit nach der Stadt zurückfahren wolle? Das Anerbieten wird angenommen, und Beide gehen mit einander zu Schiffe. Der gefällige Amsterdamer räth seinem Passagier, sich gegen die Kälte zu verwahren und sich deshalb in den untersten Theil des Bootes zu legen. Kaum hat der Deutsche diesen Rath befolgt und sich in seinen Schanzlopper gehüllt, als ihm sein Reisegefährte sagt, daß sie an Ort und Stelle sind. Der Hofmeister hält dies für Scherz, steigt jedoch ans Land, und überzeugt sich durch seine Au-

gen, daß er in der That in Amsterdam ist. Da Zaardam fünf Viertelstunden von Amsterdam liegt und er diesen Weg in einigen Minuten gemacht hat, so kann er die Sache nicht begreifen, erzählt sie seinem Prinzipal als ein Wunder, und behauptet im ersten Eifer steif und fest, daß der leidige Satan dabei im Spiel gewesen seyn müsse.

Zur Erfindung dieser Eisschiffe hat wahrscheinlich der Segelwagen eines gewissen Stevinus, Mathematikers und Ingenieurs des Prinzen Moritz von Oranien, Gelegenheit gegeben. Dieser Wagen, wovon die Ueberbleibsel noch zu Scheveningen seyn sollen, hatte gleichfalls die Form eines Bootes, war mit Segeln versehen, konnte acht und zwanzig Menschen einnehmen und bei starkem Winde in einer Stunde drei Meilen segeln. Dagegen haben die Eisschiffe wieder die erste Idee zu einer unendlich nützlichern Erfindung, als sie selbst, gegeben, nämlich zur Erfindung der Schietschouven. Diese sind eine Art von Schlittenschiffen, die man zugleich auf dem Eise und dem Wasser brauchen kann. Sie bestehen gewöhnlich in zwölf Fuß langen Nachen, welche unten mit eisernen Kufen versehen werden. Muß man nun über ein Eisfeld, so ziehen die Ruderknechte diese Maschine so leicht wie einen Schlitten darüber weg; kommt man aber an eine Oeffnung, die nicht zugefroren ist, so läßt man sie wieder ins Wasser und bedient sich ihrer als Boot. Diese Schlittenschiffe sind zur Verbindung der Provinzen Holland und Zeeland im Winter unentbehrlich, weil zwischen beiden Ländern das Wasser gewöhnlich nur an einigen Stellen zufriert, an andern aber offen bleibt.

Fortsetzung.

13. Das Katzenknitteln, Gänseziehen, Vogelschneiden.

Mit diesen Benennungen werden einige volksthümliche Spiele der Niederländer bezeichnet.

Das Vogelschneiden ist ein häßliches Spiel, und beinahe so abscheulich, als die englischen Hahnengefechte. Man bindet nämlich eine Gans, einen Hahn oder andern Vogel mit den Beinen an einen acht bis neun Fuß über der Erde angespannten Strick, welcher an zwei von einander entfernten Pfählen befestigt ist, verbindet die Augen der Spieler mit einem Tuche, und ertheilt demjenigen den Preis, der in vollem Trabe vorüber laufend den Kopf des Thieres abzuschneiden vermag.

Das Gänseziehen ist noch barbarischer und hat folgende Einrichtung. Man befestiget eine lange Leine an zwei hohe Pfähle, quer über einen Kanal oder Fahrweg, (je nachdem das Spiel zu Wasser oder zu Lande geschieht), und hängt eine Gans, deren Kopf mit Fett oder Oel eingeschmiert und glatt gemacht worden ist, bei den Beinen daran. Die Gänsezieher werden nun auf einem Nachen oder Wagen so schnell als möglich darunter weggefahren, und derjenige, welcher auf diese Weise dem armen Thiere den Kopf abreißt, erhält den Preis, der, wie beim Vogelschneiden, in silbernen Messerheften, schönen Messern und dergleichen besteht. Da die Gans so hoch hängt, daß sie nur mit Mühe erreicht werden kann, und der glatt gemachte Kopf, den sie jedesmal zurückzieht, durch die Hände gleitet, so fällt gewöhnlich ein großer Theil der Spieler vom Wagen oder ins Wasser, ehe einer so glücklich ist, den Preis zu erhalten.

Bei dem Katzenknitteln, welches ein würdiges Seiten-

stück

Nationalvergnügen der Niederländer.

stück zu den zwei vorhergehenden Spielen ist, steckt man eine Katze in ein Faß, spundet es zu und hängt es an ein Seil, das an zwei von einander entfernten Pfählen befestigt wird, so daß es sich hin und her bewegen kann. Nun stellen sich die Spieler zwanzig bis dreißig Schritt davon und werfen nach der Reihe mit einem Knittel nach dem Fasse, und wer diesem endlich den Boden einwirft, so daß die Katze herausspringt, hat gewonnen. Menschlichere Spieler bedienen sich statt des Fasses mit der Katze eines Ballons.

Es kommen aber diese Spiele, die zum Theil eben so grausam als gefährlich sind, allmählig aus der Mode; und selbst Bauern und Matrosen, denen sie vorzüglich zur Ergötzlichkeit dienten, vergnügen sich gegenwärtig lieber mit verschiedenen Arten von Ballspielen, wovon einige nicht wenig Uebung und Kunst erfordern.

14. Viehzucht. Bereitung der Butter und des Käses. Wild.

Das Vieh ist in den Niederlanden weit größer, als in andern Ländern, wozu vermuthlich die fetten Weiden das Meiste beitragen. Alle, besonders aber die Hausthiere, scheinen auch sanftmüthiger zu seyn, als anderwärts. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht allein in dem milden Clima, sondern auch in der großen Bevölkerung des Landes und in der Sorgfalt zu suchen, mit welcher man das Vieh behandelt. Kühe, Schafe, Pferde u. s. w. zu verstümmeln, oder zu mißhandeln, wird als eine große Missethat betrachtet, und wenn es auf den Weiden geschehen ist, streng bestraft. Ob nun gleich dieses Gesetz vorzüglich dahin abzweckt, die Sicherheit des Eigenthums zu befördern, weil die Kühe, Pferde und Schafe ohne Hüter auf den Wiesen bleiben, so hat es doch ganz gewiß mit

dazu beigetragen, daß man die Thiere durchaus menschlicher als anderwärts behandelt, und dadurch ruhiger und zahmer macht, als sie außerdem seyn würden. Man sieht hier oft auf dem Lande einen acht= bis zehnjährigen Knaben einen gewaltigen Bullen leiten, und in den volkreichsten Städten laufen Hühner und anderes zahmes Geflügel im größten Gewühl der Menschen ruhig und sicher umher, und Hunderte von Turteltauben nisten ohne Scheu in den Linden, welche die Märkte umschatten.

Die friesischen Pferde sind wegen ihrer Größe und Vortrefflichkeit in ganz Europa bekannt. Sie sind die Riesen ihrer Gattung, dauerhaft, munter, und oft so hoch, daß der größte Mann Mühe hat, sie zu besteigen; sie werden durchgängig für die besten Kutschpferde gehalten. Die Pferde, welche in den übrigen Provinzen fallen, sind zwar von einem etwas kleineren Schlage, als die friesischen, geben ihnen aber an Güte und Schönheit nichts nach. Die Niederländer verlangen jedoch auch von ihren Pferden mehr, als die Deutschen. Sie fahren nie anders als im Trabe, welches manchmal, zum Beispiel beim Fortziehen der Heuwagen u. dgl., drollig genug aussieht. Vierzehn bis sechzehn Stunden Weges mit denselben Pferden in zehn bis zwölf Stunden Zeit zu machen, und während dessen nur einmal zu füttern, ist bei den Miethskutschern etwas ganz Gewöhnliches. Bei allen dem aber bringen die Pferde dem Niederländer nicht so viel Nutzen, als das Rindvieh. Eine gewöhnliche Kuh von den fetten Weiden der Provinz Holland und Friesland giebt im Frühjahr täglich vierzehn Kannen Milch (oder, einen Tag in den andern mit Einschluß des Winters und der Kälberzeit gerechnet, fünf Kannen), woraus jährlich 125 Pfund Butter und 250 Pfund Käse gemacht werden können. Gewöhnlich kostet an Ort und Stelle der Centner Käse 11

bis 13, die Butter aber 35 bis 40 Gulden; eine holländische Kuh bringt also jährlich ungefähr 70 bis 80 Gulden ein. — Alkmaar und Edam sind die Hauptmärkte des Käses, und man rechnet, daß in Nordholland allein täglich 100,000 Pfund gemacht, und jährlich 150,000 Centner von dort ausgeführt werden. Die beste Butter findet man in der Gegend von Leiden und Delft; indeß ist sie auch in andern Städten sehr gut, und immer fester, schmackhafter und rothgelber als in Deutschland. Dieß kommt aber daher, daß die Niederländer ihre Milch nicht acht bis vierzehn Tage stehen lassen, ehe sie solche abschöpfen, wie die deutschen Hausmütter, sondern die Abendmilch gleich am andern Morgen, und die Milch vom Morgen den Nachmittag darauf abnehmen und ohne Verzug ausbuttern. Dabei befleißigen sie sich der höchsten Reinlichkeit, waschen die Butter zu wiederholten Malen, damit auch nicht das kleinste Theilchen Milch darin bleibe, salzen sie nicht zu stark und geben ihr so viel Festigkeit als möglich. Hierin liegt nun das Geheimniß, warum die niederländische Butter so vortrefflich wird. Beim Käsemachen geht man beinahe noch sorgfältiger zu Werke. Es wird aber hier zu Lande zweierlei Käse verfertigt, nämlich fetter und magerer, oder sogenannter Comgekaaz (gemeiner Käse). Zu ersterem nimmt man die Milch mit Rahm, und zu letzterem ohne Rahm, und verfährt dabei folgendermaßen: Zuerst bringt man die Milch, längstens 12 Stunden nachdem sie gemolken worden ist, mit Kälbermagen zum Gerinnen; man gießt die Molken ab, knetet die Matten (den weißen Käse) ein wenig durch, thut Salz, und beim magern Käse noch Fenchel und Gewürznelken hinein, arbeitet die ganze Masse zusammen so fleißig durch, bis sie fast trocken und so klar ist, daß sie allenfalls durch ein feines Sieb fallen würde. Nach diesem thut man sie

in eine Form von der Größe eines gewöhnlichen holländischen Käses. Diese Form, die unten mit kleinen Löchern versehen ist, damit die Molken vollends ablaufen können, stellt man zuletzt 24 Stunden lang unter eine Presse, nimmt sie heraus und läßt sie nach Belieben auf einer Hänge trocknen. Die gemeinen Käse, welche man häufig auf den Schiffen verspeis't, werden oft noch einmal so groß als gewöhnlich gemacht, und damit sie sich desto länger halten, mit einem röthlichen Firniß angestrichen.

Da die Weiden hier zu Lande der Rindviehzucht so zuträglich sind, so lassen die Bauern eine Menge mageres Rindvieh aus Dänemark, Schleswig und Holstein kommen, welches hier sehr bald fett wird. Uebrigens giebt es mehr weiße, schwarze und blaue, als dunkelrothe und rothgefleckte Kühe. Die Kälber, welche man für den Tisch mästen will, werden gleich nach der Geburt abgebunden und sechs bis acht Wochen lang mit der Milch, welche zwei oder auch drei Kühe geben und die man ihnen zu trinken giebt, genährt, bis sie 150 bis 200 Pfund wiegen, worauf sie erst geschlachtet werden. Um die Mutterkühe nach dem Abbinden ihrer Kälber am Blöken zu verhindern, oder vielmehr einen Schmerz durch den andern zu lindern, macht man ihnen einen Schnitt in die Ohren.

In Friesland, Gröningen, einem Theil von Geldern und Holland wird außer der Rindviehzucht auch viel Schafzucht getrieben. Die niederländische Wolle ist nach der spanischen und englischen die feinste und beste in Europa. Man nimmt sie den Schafen jährlich zwei Mal ab, und da man die Milch von diesen zur Bereitung der Butter und des Käses benutzt, so machen die Niederländer einen sehr ansehnlichen Gewinn von diesen Thieren.

In Ansehung des Wildes würden aber unsere deutschen Jagdliebhaber in den Niederlanden schlecht ihre Rech-

nung finden, denn Raub- und andere große und kleine jagdbare Thiere giebt es, außer Kaninchen, Hasen, wenigen Füchsen und etwas Rothwild, in Geldern und Oberyssel gar nicht. Die Kaninchen halten sich besonders in den Dünen oder Sandbergen an der Seeküste auf, und werden in Menge gespeis't. Spechte, Kibitze, Krähen, Seemöven, Schwäne, Störche, wilde Enten und Gänse, nebst allen in Deutschland bekannten Arten von zahmen Geflügel findet man dagegen in Ueberfluß. Die Seemöven sind besonders an den holländischen Küsten in der größten Menge; sie legen ihre Eier in den Sand und lassen sie zum Theil von der Sonne ausbrüten. Wilde Enten und Gänse fängt man in großer Menge mit dazu abgerichteten Vögeln dieser Art. Die Störche finden sich sehr gern hier ein, weil sie bei dem gemeinen Mann in solcher Achtung stehen, daß ihre Nester in mehreren Orten auf öffentliche Kosten gebaut und unterhalten werden. Selbst der Magistrat im Haag, sagt man, soll Jahr aus Jahr ein vier von diesen Vögeln ernähren lassen, weil die Stadt einen Storch im Wappen führt.

15. Das zu befürchtende Schicksal einiger niederländischer Provinzen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach werden einige niederländische Provinzen nach einigen Jahrhunderten, vielleicht noch früher, ein Raub des Meeres. Denn sollten sie noch ferner fortfahren zu sinken wie bisher, sollte der Staat nur einige Jahre lang nicht im Stande seyn, die so kostbaren Dämme zu unterhalten, so würde es um einen Theil seines Gebietes geschehen seyn. Aber auch außerdem kann es nur durch eine sehr unwahrscheinliche Revolution der Natur gerettet werden. Die Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde versanden von Jahr zu Jahr

mehr; die Flußbetten erhöhen sich dagegen; das Haarlemer Meer greift täglich weiter um sich; lauter Erscheinungen, welche die endliche Vernichtung des kostbarsten und reichsten Theils der Niederlande, nämlich der Provinzen Holland, Seeland und Friesland, fürchten lassen. Die Geschichte des Landes liefert eine Menge Scenen, die auf einen so schrecklichen Vorfall vorzubereiten scheinen. Der sogenannte Biesbosch, ein bekanntes Fahrwasser zwischen Gertruydenburg und Dort, war bis zum Jahr 1421 eine fruchtbare Ebene mit 72 Dörfern und Flecken, die in einer Nacht alle vom Meere verschlungen wurden. Noch lange nachher sah man verschiedene Thurmspitzen daraus hervorragen, die aber seitdem durch die Gewalt der Wellen vernichtet worden sind. In dem letzt verflossenen Jahrhundert haben nicht weniger als drei Ueberschwemmungen den schönsten Provinzen ein gleiches Schicksal gedroht. Im Jahr 1717 wurden in vielen Gegenden des Landes, und besonders in Gröningen, eine Menge Dörfer sammt ihren Einwohnern weggeschwemmt. Im Monat November 1775 glaubte man eine zweite Sündfluth hereinbrechen zu sehen. Die ganze Küste der Niederlande und alle Gegenden in der Nachbarschaft des Rheins und der Maas geriethen in die größte Wassersnoth. Ein wüthender Orkan warf Bäume und Häuser zu Boden, drängte in vielen Gegenden das Meer durch die Deiche, setzte das flache Land unter Wasser und ließ keine Spur von selbigem, als die Wipfel der Bäume und die Thurmspitzen. Der unglückliche Landmann suchte sich auf die Deiche und wenigen Anhöhen zu retten, indeß sein Haus hinter ihm einstürzte; oft aber wurden selbst diese Zufluchtsörter sein Grab, indem sie unter ihm versanken. Hunderte von Menschen, unzähliges Vieh und viele Gebäude gingen zu Grunde, und der Schade war nicht zu berechnen. Kaum

aber hatten sich die Einwohner durch ihre Thätigkeit und die Hülfe der Regierung wieder ein wenig erholt, kaum waren die Deiche wieder in etwas hergestellt, als in dem darauf folgenden Winter eine noch schrecklichere Ueberschwemmung hereinbrach, die um so gefährlicher war, als die Dämme noch nicht die gehörige Festigkeit hatten, um dem Stoße der Wellen zu widerstehen, und der Sturm zur Nachtzeit ausbrach. Ueberhaupt vergeht beinahe kein Jahr, daß nicht eine oder die andere Gegend durch Wassersnoth und Ueberschwemmung in Gefahr käme. Eine der größten aber, welche seit Menschengedenken Statt gefunden, eine Sturmfluth, welche mit unwiderstehlicher Gewalt die festesten Dämme Hollands und Ostfrieslands durchbrach, und Gefilde und Dörfer und Städte überschwemmte, raffte in der Nacht vom 3ten zum 4ten Februar 1825 zahlreiche Opfer dahin und zerstörte den Wohlstand vieler Tausende.

IV.

Belgien.

1. Ansicht von Belgien.

Dieser Staat, der erst seit dem Jahre 1830 als ein selbstständiges Königreich besteht, umfaßt außer dem vormaligen Bisthum Lüttich und einigen andern kleinen früherhin zu Deutschland gehörigen Landestheilen, die ehemaligen österreichischen Niederlande, wozu noch einige im Jahre 1815 von Frankreich abgetretene Ortschaften kommen. Belgien, das einen Flächenraum von ungefähr 540 Quadratmeilen hat, wird nördlich von Holland, östlich von Deutschland (der preußischen Rheinprovinz), südlich und südwestlich von Frankreich, westlich von der Nordsee begrenzt. Die beiden Hauptflüsse, welche das Land durchströmen, sind die Schelde und die Maas; sie kommen beide aus Frankreich, sind schiffbar, nehmen auf ihrem Wege durch Belgien mehrere kleine Flüsse auf und treten dann in das Königreich Holland über. Auch giebt es viele Kanäle, durch welche die meisten größern Städte, namentlich Brüssel, Gent, Brügge, Ostende, Nieuport, Mecheln und Löwen, in schiffbare Verbindung mit einander gesetzt sind.

Der Boden Belgiens, besonders der nördlichen Provinzen, besteht aus einer weiten Ebene, die nach der Nord-

see und nach der Mündung der Schelde zu eine so niedrige Lage hat, daß sie durch ungeheure, mit großen Kosten zu unterhaltende Deiche oder Dämme gegen Ueberschwemmungen geschützt werden muß. Ein Theil dieser Ebene hat einen sehr fetten und fruchtbaren Boden, besonders in den Poldern*) Antwerpens und Flanderns, ein Theil aber auch vielen Sandboden, Heiden, Sümpfe und Moore, was namentlich für die sogenannte Campine gilt, die den östlichen und nördlichen Theil der Provinz Antwerpen und den nordwestlichen Theil der Provinz Limburg einnimmt. Die südlichsten Provinzen Belgiens hingegen sind größtentheils hügelig mit vielen bewaldeten Bergen, und haben zum Theil einen steinigen, felsigen Boden.

Das Klima, im Allgemeinen gemäßigt, ist in den nach dem Meere zu gelegenen Gegenden feucht, nebelig und veränderlich, der Winter naßkalt und ziemlich anhaltend, der Frühling kühl und feucht, und, eben so wie der Sommer, gewöhnlich von heftigen Winden begleitet; die angenehmste Jahreszeit ist der Herbst. Je mehr man sich den südlichen Provinzen, das heißt dem gebirgigen Theile des Landes nähert, desto reiner und trockener wird die Luft.

Belgien ist ein überaus wohl angebautes Land, und schon seit langer Zeit hat die Kultur des Bodens hier einen hohen Grad erreicht, namentlich in den Provinzen Brabant, Flandern und Antwerpen, und man kann sagen, daß in mehrern Gegenden das Land einem Garten gleicht. Besonders aber zeichnet sich das sogenannte Waesland, ein Bezirk Westflanderns, durch seinen auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebrachten Landbau aus. Aber nicht bloß in den von der Natur begünstigten Gegenden

*) Polder heißen in Holland und in Niederdeutschland diejenigen Landstriche, die gewissermaßen dem Meere abgewonnen und durch Dämme und Deiche gegen Ueberschwemmungen verwahrt sind.

Belgiens, sondern auch in den Heide= und Sandstrichen der Campine macht die Kultur des Bodens bedeutende Fortschritte, und immer mehr verschwinden hier die Moore und die dürren Heiden.

Das Land hat einen großen Reichthum an Producten, als: Pferde, ausgezeichnet durch Größe und starken Bau, vortreffliches Rindvieh, von dem man Butter in großer Menge gewinnt, Schafe, Schweine, Ziegen, viel zahmes Federvieh, See= und Flußfische, Hummern, in der Campine vorzügliche Bienenzucht, Getreide aller Art, und nicht bloß zum Bedarf, sondern auch zur Ausfuhr, treffliche Wiesenkultur und Kleebau, Hülsen= und Gartenfrüchte, in welcher letztern Hinsicht sich die Gegenden um Brüssel und Gent auszeichnen, wo man sich auch sehr mit der Kultur der Blumen beschäftigt, Oelgewächse in Menge, sehr viele und gute Kartoffeln, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Krapp, Obst, Weiden und kanadische Pappeln in ausgedehnten Anpflanzungen, erstere zum Korbflechten, letztere zum Verfertigen der Holzschuhe u. a. m. Wenn auch in den nördlichen Provinzen Waldungen selten sind, so finden sie sich doch häufig in den südlichen; auch erzeugt man viel Ginster, der als Brennmaterial benutzt wird. Wein wird wenig gewonnen, auch ist das Wild selten, doch giebt es viel wildes Geflügel. Von Metallen und Mineralien findet man Blei, Kupfer, Eisen, Galmei, Alaun und Vitriol, Ueberfluß an Steinkohlen, Marmor, gute Bau=, Mühl=, Wetz= und Schleifsteine, Kalk, Schiefer, Walker=, Fayence= und Pfeifenerde, Ziegel= und Töpferthon, Torf in Menge, Mineralwasser, unter welchen besonders die von Spaa berühmt sind.

Der blühenden Landeskultur geht eine lebhafte Industrie zur Seite, von der aber freilich seitdem sich Belgien von Holland getrennt und die Revolution von 1830 eine

große Stockung der Gewerbe und des Handels herbeigeführt hat, viele Zweige leiden. Man hat starke Leinwandfabrikation, welche sehr feine Leinwand, Linon, Batist, Damast und Zwillich liefert; unterhält große Leinwand- und Garnbleichen, vorzüglich aber wichtige Fabriken von Zwirn und Spitzen, von welchen letztern besonders die brabanter weltberühmt geworden sind. Nicht minder bedeutend sind die belgischen Baumwollenmanufacturen und Tuchfabriken, besonders aber waren es die letztern im dreizehnten und in den folgenden Jahrhunderten, wo durch den Handel mit Tuch die Städte Antwerpen, Brügge und Gent sich unermeßliche Reichthümer erwarben. Ferner hat man gute Strumpfwaaren, Papier-, Leder-, Hut-, Seifen- und Essigfabriken, zahlreiche Salzsiedereien und Zuckerraffinerieen, berühmte Kutschenfabriken, namentlich zu Brüssel, wichtige Oelfabrikation, große Ziegeleien, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, ansehnliche Eisenschmelz- und Hammerwerke, Blechmühlen, Metallfabriken, welche schöne Gold- und Silberarbeiten, treffliche Gewehre, besonders zu Lüttich, Kanonen, vielerlei Eisen- und Stahlwaaren, Dampfmaschinen 2c. liefern. Zu erwähnen ist auch die Holzschuhfabrikation, womit sich im Waeslande Tausende von Menschen beschäftigen.

Belgien ist eins der bevölkertsten Länder Europa's, was Ihr daraus ersehen könnt, daß in Westflandern 10,311 und in Ostflandern sogar 13,466 Menschen auf eine Quadratmeile gerechnet werden. Im Jahr 1838 betrug die Anzahl der Einwohner nahe an 4 Millionen. Sie sind theils Belgier, theils Wallonen; Holländer und Deutsche finden sich nur in geringer Anzahl. Am meisten wird wallonisch und flämisch gesprochen, in einigen Gegenden Limburgs auch holländisch und deutsch, in den südlichen Provinzen aber ist die französische Sprache sehr verbreitet. Bei

weitem die Mehrzahl der Einwohner bekennt sich zur römisch-katholischen Kirche, doch genießen alle andern Religionskulten unbeschränkte Freiheit. Die Wissenschaften werden durch die Universitäten zu Löwen, Gent und Lüttich, durch die gelehrten Gesellschaften, zahlreiche Schulen und gänzliche Freiheit des Unterrichts befördert.

Ueber den Karakter der Belgier entlehne ich einem neuern französischen Schriftsteller Folgendes: »Die Belgier gleichen in vieler Hinsicht den Holländern; sie sind, wie diese, großmüthig, gastfrei, aufrichtig und bieder, aber sie sind heiterer, umgänglicher und offener, und obgleich nicht so reich, verstehen sie doch besser die Gaben Fortuna's zu genießen. Die Bewohner der wallonischen Provinzen haben in ihren Sitten viel Aehnlichkeit mit den ihnen benachbarten Franzosen, und lieben, eben so wie diese, gar sehr den Luxus und überhaupt äußern Prunk.« — Wenn bei dem Holländer Hang zur Bequemlichkeit und Sinn für häusliches Leben vorherrschend ist, so lebt hingegen der Belgier mehr außer als in dem Hause: seine Liebe für Geselligkeit und oft auch seine Geschäfte führen ihn den Kaffeehäusern zu, wo das Billard und das Domino seiner warten. Er politisirt viel und gern, kümmert sich aber aus Grundsätzen wenig um seine Regierung und sucht sich den Tag durch Vergnügungen aller Art zu verkürzen. Eine wahre Solidität des Karakters geht nun freilich dadurch leicht verloren, dagegen gewinnt aber dabei der Fremde, den man gern sieht, mit allen möglichen Rücksichten behandelt und zuvorkommend in alle Zirkel aufnimmt.

2. Brüssel.

Um Euch im Allgemeinen ein Bild von der Hauptstadt Belgiens zu geben, will ich hier, mit einigen nöthigen Abänderungen und Zusätzen, die Worte eines Reisen-

den anführen, der vor einigen Jahren Holland und Belgien besucht hat.

Um acht Uhr geht die Diligence von Antwerpen nach Brüssel ab, und ich und mein Reisegefährte kamen eben noch zeitig genug, um dieselbe nicht zu verfehlen. Es war ein köstlicher Morgen, und wir öffneten daher die Fenster des Wagens, theils um die reine frische Luft in vollen Zügen einzuschlürfen, theils um uns noch einmal an dem Anblick des herrlichen, von der Morgensonne magisch beleuchteten Domes von Antwerpen zu erfreuen. Pfeilschnell rollte jetzt der bequeme weichgepolsterte Wagen mit uns auf der ebenen Chaussee dahin, rechts und links Gärten und schöne Anlagen, von fruchtbaren Feldern und grünenden Wiesen unterbrochen. Die immer entfernter klingenden Glocken der hohen Kirchen Antwerpens riefen Tausende geputzter Leute zur Andacht, ehrsame Bürgerfamilien im Sonntagsstaate wandelten den breiten Fußsteig nach den nahgelegenen Dorfschaften hin, um den heutigen Tag im Freien zuzubringen und in einer lachenden Natur Erholung von den Arbeiten und Mühen der vergangenen Woche zu suchen. Reiter und Equipagen aller Art, Diligencen, Kuriere mit ungeheuren Hetzpeitschen, womit sie die Ankunft der sie begleitenden Staffeten ankündigten, eilten an uns vorüber.

Nach elf Uhr erreichten wir Mecheln, wo uns ein kurzer Aufenthalt gewährt wurde, und da das Postgebäude am Markte liegt, so hatten wir Gelegenheit, den bessern Theil der Stadt in Augenschein zu nehmen. Mecheln ist eine uralte Stadt mit ungefähr 20,000 Einwohnern, hat breite ansehnliche Straßen mit vielen hohen und prächtigen Palästen, und ist der Sitz eines Erzbischofs. Von seinem frühern Glanze, den es namentlich zur Zeit der österreichischen Herrschaft und vor derselben behauptete, ist

freilich Vieles verschwunden, und selten wird man auf Städte treffen, die so augenscheinlich die Spuren des Verfalles ehemaliger Größe an sich tragen, als Mecheln. Der Sonntag und die eben beendigte Messe versammelten die Bevölkerung der Stadt auf dem Markte, wo Waaren jeder Art in offenen Buden feil gehalten wurden. Die Umgegend hatte ihre Bewohner hierher gesandt, und dazwischen bewegten sich die großen kräftigen Gestalten der hier garnisonirenden Ulanen mit ihren prächtigen, durch volle wollene Epaulettes und zahlreiche weiße und rothe Fangschnüre verzierten Uniformen. Das belgische Militair ist ganz auf französischen Fuß eingerichtet und hat einen eben so leichten gewandten Pli, die Uniformen sind reich und geschmackvoll, und die Wahl der Farben hat man sich merklich besonders angelegen seyn lassen; wir sahen bisher Infanterie, Jäger, Ulanen, Kürassiere und Artillerie, und überall fand sich dieß bestätigt. Der hohe Wuchs und eine gewisse angeborne Haltung des Belgiers unterstützt das Aeußere der Armee sehr vortheilhaft, und wenn nichts von derselben bekannt wäre, als eben dieses Aeußere, so würde man das belgische Heer für sehr brav und unerschrocken halten müssen.

Dem Postgebäude gegenüber, in welchem zugleich eine Gastwirthschaft sich befindet, liegt der herrliche Dom mit seinem gewaltigen Thurme, vielleicht eine der schönsten Kirchen der Niederlande, jetzt aber, leider, so wie die Stadt selbst, ein trübes Bild der Vergänglichkeit irdischer Pracht. Als weitere Sehenswürdigkeiten der Stadt nannte man uns noch das Rathhaus, das ehemalige Franziskanerkloster, das alte Palais, den Beguinenhof und andere öffentliche Gebäude, die uns aber die Kürze der Zeit zu besuchen nicht erlaubte.

Von Mecheln aus wird die Gegend immer schöner.

Schon die nächsten Umgebungen der Stadt auf der Seite nach Brüssel zu gewinnen durch den vorbeiströmenden Fluß, die Dyle, an Mannichfaltigkeit, und die herrlichsten Gartenanlagen mit prächtigen Wohnhäusern der Reichen schmücken den Weg zu beiden Seiten. Die Trauerweide, welche man hier in großen Gruppen angepflanzt findet, umschattet malerisch die Ufer des kleinen Kanals, welcher die Chaussee von den Gärten trennt; hohe Orangerie und kostbare Topfgewächse auf hochgebauten Stellagen verdecken den untern Theil der Häuser, zu deren Eingange in der Regel große steinerne Stufen in die Höhe führen.

Vilvorden, ein kleines offenes Städtchen mit ungefähr 2000 Einwohnern und freundlichen Häusern, bildet ziemlich die Hälfte des Weges zwischen Mecheln und Brüssel. Das ehemalige hier belegene prächtige Schloß mit acht geräumigen Höfen hat man zu einem Zuchthause eingerichtet, wie dieß oft das traurige Loos dergleichen kostbarer Gebäude ist, sobald der Zweck ihres Entstehens aufgehört.

Ungefähr eine kleine Stunde hinter Vilvorden nahm uns die breite herrliche Buchenallee, welche von hier bis Brüssel führt, in ihre Schatten auf. Immer mannichfaltiger wurde jetzt die Gegend, deren Schönheit durch eine Menge geschmackvoller Landhäuser noch sehr erhöht wurde. Mitten zwischen ihnen liegt, drei Viertelstunden von Brüssel, das Dorf Laeken mit dem reizenden Schlosse gleiches Namens, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der königlichen Familie. Das Palais, auf einem sanftgewölbten Rasenhügel majestätisch über das Dorf hervorragend, ist im italienischen Style gebaut, hat ein plattes Dach und ist in der Mitte desselben mit einer runden Kuppel versehen. Rechts und links schließen sich kleinere, wahrscheinlich zu Wohnungen für die Hofbedienten und die Diener-

schaft bestimmte Gebäude an, und hinter diesen beginnen englische Partien.

Brüssel, theils auf einer Anhöhe, theils in einer schönen, mit vielen Landhäusern und Gärten gezierten Ebene liegend, macht, je mehr man sich der Stadt nähert, einen großartigen Eindruck. Als wir den Punkt erreicht hatten, wo die Chausseen sich trennen, bogen wir links ab und befanden uns nun sogleich in der Nähe der Vorstädte. Der ohnehin große Platz, welcher sich schon früher vor dem Laekener Thore, das wir jetzt erreichten, befand, hat bei Erstürmung der Stadt durch den Prinzen von Oranien im Jahre 1830 noch bedeutend an Umfang gewonnen, indem damals eine nicht geringe Anzahl von Häusern theils in Trümmer geschossen, theils durch Feuer verzehrt und in der Folge nicht wieder aufgebaut wurden. Auch die noch stehenden Häuser tragen zahlreiche Kugelspuren an sich, die man als ein Andenken an jene Schreckensperiode Brüssels sorgfältig zu erhalten gesucht hat. Bald darauf nahm uns das am Königsplatz belegene **Hôtel de l'Europe** in seinen weiten und freundlichen Hallen gastlich auf.

Da wir bis zur Mittagsstunde, die hier, wie in ganz Holland und Belgien, erst um vier Uhr schlägt, noch Zeit genug übrig hatten, so machten wir uns, nachdem unsere Einrichtung für einige Tage Aufenthalt getroffen war und wir unsere Kleider gewechselt hatten, auf den Weg, um die nächsten Theile der Stadt zu besuchen.

Brüssel ist eine ganz herrliche Stadt mit breiten, schön gepflasterten Straßen, großen Plätzen und vielen palastähnlichen Häusern, deren Anzahl überhaupt, auf einem Umfange von zwei Stunden, nahe an 10,000 beträgt, mit ungefähr 100,000 Einwohnern, deren früherer

Wohlstand aber in neuerer Zeit sehr gelitten haben mag, indem fast der fünfte Theil der Einwohner Arme sind.

Die kostbaren Läden mit allen nur erdenklichen Erzeugnissen des Luxus und der Mode, die auf- und abwogenden Massen der eleganten Welt, die prachtvollen Equipagen mit den reichen Livreen und herrlichen Pferden, gönnen dem geblendeten Auge keinen Ruhepunkt. Aller dieser Glanz drängt sich am meisten auf der **Rue de la Montagne de la Cour** zusammen, einer Straße, die von dem Innern der Stadt aus nach dem Königsplatze, dem königlichen Schlosse, den vornehmsten Hotels und nach dem Parke führt und eine der schönsten der Stadt ist, wenngleich sie nicht zu den breitesten gehört und dabei allmälig emporsteigt, indem sie dem am höchsten liegenden Punkte der Stadt zuführt.

Nach eingenommenem Mittagsmahle besuchten wir den königlichen Park, welcher unmittelbar an den Königsplatz stößt, und tranken hier in einer der dort befindlichen Eisbuden unsern Kaffee im Freien. Der Königsplatz hat einen sehr bedeutenden Umfang, ist mit Quadersteinen gepflastert und von großen herrlichen Gebäuden umgeben, worunter sich insbesondere das **Hôtel de l'Europe**, das **Hôtel des Flandres**, die neue Kirche St. Jean de Coudenberg, und weiterhin das königliche Museum und das königliche Schloß auszeichnen. Zu den schönsten Gebäuden Brüssels gehört besonders auch das im gothischen Style erbaute Rathhaus mit einem 364 Fuß hohen Thurme, der aber dadurch, daß er nicht auf der Mitte des Gebäudes steht, den Eindruck der Symmetrie etwas stört. Auf der Spitze des Thurmes steht eine kupferne und übergoldete, 17 Fuß hohe Statüe, den Erzengel Michael vorstellend. Andere ansehnliche Gebäude sind noch der Palast der Justiz mit einer schönen Fronte, der Münzpalast, das

Bankgebäude, das neue Prachtgebäude zur Aufstellung der Kunst- und Manufactur-Erzeugnisse, so wie auch mehrere Privatpaläste, namentlich die von Taxis und von Aremberg. Von den Kirchen Brüssels, von denen sich im Ganzen wenig sagen läßt, sind, außer der bereits genannten Kirche St. Jean de Coudenberg, noch zu erwähnen der Dom (St. Gudula), mit herrlicher Fenstermalerei, die Kirche **Notre Dame des Victoires** und die **Notre Dame de la Chapelle.**

Der Park ist ein in verschiedene Abtheilungen zerfallender, sehr weitläufiger Lustgarten und enthält eine Menge herrlicher Bäume, deren Höhe und Stärke auf ein bedeutendes Alter schließen lassen. Da, wo er reine Waldpartie ist, durchschneiden ihn breite festgeschlagene Wege, welche wiederum theilweise für Reiter und Wagen eingerichtet sind. Dicht an den Fußwegen ziehen sich seltene ausländische Sträucher und solche hin, deren Blüthe in der geeigneten Jahreszeit Wohlgerüche verbreitet. Hin und wieder kühlen große, mit Najaden und Flußgöttern gezierte Wasserbecken die Luft, und eine große Anzahl zierlicher Bänke laden auf den meist mit hohen Buchenalleen eingefaßten Promenaden zur Ruhe ein, wo man dann auf allen Punkten schöne Statüen und Gruppen erblickt. An diesen Theil des Parks schließen sich englische Parthieen an, und weiterhin führen die Wege zu den Blumengärten und den königlichen Gewächshäusern, die auf langgedehnten künstlichen Hügelreihen erbaut sind. Der Park ist sehr gut gehalten, und durch die Mannichfaltigkeit seiner verschiedenen Anlagen, die stets neue Ansichten gewähren, kann er mit zu den schönsten Europa's gerechnet werden.

Von literarischen Anstalten findet man in Brüssel eine Akademie der Wissenschaften und Künste, das Lyceum, die Schule für Maler, Bildhauer und Baumeister, mehrere

gelehrte Gesellschaften, darunter die botanische oder Gesellschaft der Flora einen vorzüglichen botanischen Garten mit sehenswerthen Gewächshäusern besitzt, eine öffentliche Bibliothek von 80,000 Bänden, ein Kunstmuseum, eine Sternwarte, zahlreiche und bedeutende Buchhandlungen, Buchdruckereien und Schriftgießereien. Die hiesigen Fabriken sind ansehnlich und liefern besonders ganz vorzügliche Spitzen, welche für die ersten in Europa gehalten werden, ferner sehr gesuchte Kutschen, Gold- und Silberarbeiten, Kattune, Wollen- und Baumwollenzeuge, feine Hüte, Stecknadeln, schöne Glas- und Krystallwaaren ꝛc. Im Jahre 1815 beschäftigten allein die Kattundruckereien, die Baumwollenspinnereien und Baumwollenfabriken mehr als 12,000 Arbeiter. — Der Brüsseler begreift Alles leicht und der Handwerker arbeitet dasjenige mit Geschmack was er unternimmt. Ueberhaupt werden hier Künste und Wissenschaften cultivirt, gesucht, geehrt und belohnt. Mit Talent und Lust zur Arbeit ist man fast immer sicher, Anstellung oder Beschäftigung zu finden.

3. Die Spitzenfabrikation zu Brüssel.

Da für meine jungen Leser ein so wichtiger Industriezweig, wie die Fabrikation der Spitzen unstreitig ist, nicht ohne Interesse seyn dürfte, so will ich hier Einiges darüber mittheilen.

Spitzen sind überhaupt zarte Gewebe von verschiedenem Stoff nach allerlei Muster und Breite. Sie werden entweder geklöppelt oder mit der Nadel gefertigt; erstere nennen die Franzosen, **dentelles**, letztere **points**. Jene werden besonders in Frankreich fabricirt; von den Points aber übertreffen die Brüsseler alle andern an Feinheit, Güte, Schönheit und Dauerhaftigkeit. Sie behaupten diesen Ruf schon seit Jahrhunderten, und ihre Verfer-

tigung soll noch in neuerer Zeit gegen 10,000 Menschen beschäftigt haben.

Die eigentlichen Spitzen theilen sich hauptsächlich in zwirnene und seidene, wovon die ersteren entweder aus Flachszwirn (Spitzenzwirn, Batistzwirn) oder aus gezwirntem Baumwollengespinnste verfertigt sind. Früher hat man die Zwirnspitzen bloß mit der Nadel auf dem Kissen nach vorliegenden Zeichnungen verfertigt, und hierin zeichneten sich die Brüsseler und die Venetianer aus. Nachdem aber im Jahre 1561 Barbara Uttmann zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge das Klöppeln der Spitzen erfunden oder wenigstens dort einheimisch gemacht hatte, wodurch die Spitzen viel schneller und wohlfeiler gefertigt werden konnten, nahm das Nähen derselben immer mehr ab, und gegenwärtig werden nur noch wenig Zwirnspitzen oder spitzenähnliche Arbeiten ganz mit der Nadel verfertigt.

Bei einigen solcher Arbeiten wird sowohl der Grund (der Fond) als auch das Dessein geklöppelt, bei andern der Grund nach einem gegebenen Muster geklöppelt, das Dessein hingegen erst aufgenäht. Zu feineren Spitzen werden die Desseins besonders auf Pergamentstreifen genäht oder geklöppelt, und erst dann, wenn sie vom Pergament abgeschnitten sind, auf den Grund gebracht.

Die Verfertigung feiner Zwirnspitzen zerfällt eigentlich in zwei Theile, nämlich in die Kunst, ganz gleichen, gut gebleichten, haltbaren und möglichst feinen Zwirn zu gewinnen, und dann in die Kunst, aus diesem Zwirne feine Spitzen zu klöppeln oder zu nähen. Zwirnspitzen sind zwar nur Luxusartikel, aber eben deshalb sehr gesucht und theuer bezahlt. Die seidenen Spitzen, gewöhnlich Blonden genannt, werden aus Seide auf ähnliche

Weise gemacht, sind minder theuer, aber auch minder schön und haltbar.

In Brüssel verfertigt man nur feine Spitzen aus Flachszwirn, und mehrere Fabriken beschäftigen sich hier ausschließlich damit. Es werden zwar auch in andern Städten Belgiens und Frankreichs, z. B. in Malines (Mecheln), Valenciennes, Lille rc., dergleichen Spitzen verfertigt, allein das **Point-de-Bruxelles** gilt für das schönste und ist zur höchsten Pracht bestimmt. Das **Point-de-Valenciennes** wird gern zu Negligé's gewählt, so wie man das **Point-de-Malines** mehr am Nachtzeuge, an Bettgarnituren u. dergl. findet, und so hat in der vornehmen Welt jedes Point seine besondere Bestimmung von der überall ihre Herrschaft geltend machenden Mode erhalten.

Der zur Verfertigung der Spitzen bestimmte Zwirn ist einer der theuersten Handelsartikel; so kostete z. B. im Jahre 1822, nach dem Preiscourant des Herrn Paridant-Mertens, Zwirnfabrikanten zu Brüssel, das Brüsseler Pfund Zwirn, in aufsteigender Nummer der Feinheit, von 13 Gulden 20 Kreuzer bis zu 1248 Gulden. Uebrigens giebt es ausnahmsweise noch theurere Sorten, denn in demselben Jahre wurden, als höchster Preis, für das Pfund Spitzenzwirn 1920 Gulden bezahlt. Hiernach könnt Ihr auf die Wichtigkeit dieser Zwirnfabrikation schließen, und Euch auch einen Begriff davon machen, bis zu welchem hohen Grade von Feinheit der Spitzenzwirn gebracht werden kann.

Der Spitzenfabrikant bezieht den nöthigen Zwirn gebleicht von dem Zwirnfabrikanten, und giebt ihn dann in genau abgewogenen Quantitäten seinen Spitzenmacherinnen, die jedoch nicht in der Fabrik, sondern in ihrer Wohnung arbeiten, und die verfertigten Spitzen nebst allen

Zwirnresten und etwaigen Abgängen dem Fabrikherrn gewissenhaft einliefern. Eine Aufseherin untersucht von Zeit zu Zeit die Arbeit und wacht darüber im Interesse des Fabrikanten.

Die Spitzenmacherin klöppelt aus dem empfangenen Zwirn den Grund oder Fond in höchstens 2 Zoll breiten Bändern, welche ihr nach der Elle bezahlt werden. Alle Spitzenfabrikate, sie mögen so breit seyn als sie wollen, bestehen aus solchen Bändern, die dann im Hause des Fabrikanten mit der Nadel so genau zusammengesetzt werden, daß das geübteste Auge diesen Ansatz nicht zu erkennen vermag.

Zu den Spitzenarbeiten werden die Mädchen oft schon in einem Alter von 5 Jahren angenommen, und dessen ungeachtet wird auch die geschickteste 12 bis 14 Jahr alt, ehe ihr eine Arbeit von einigem Belange anvertraut wird. So viele Uebung und Genauigkeit erfordert dieses Geschäft!

4. Theater zu Brüssel.

Folgen wir jetzt wieder unserm früher erwähnten Reisenden in seinen Bemerkungen über Brüssel.

Am Abende jenes Tages gab man im **Théâtre royal** mit großem Prunke Wilhelm Tell von Rossini. Dergleichen Sujets liebt das hiesige Publikum, weil es dabei seinen Freiheitssinn an den Tag legen kann, was es dann auch nicht versäumt und die ihm passend scheinenden Stellen laut applaudirt. Dem ruhigen besonnenen Deutschen, welcher das Theater besucht, um sich an den ihm vorgeführten Lebensbildern zu erheitern, oder sich wohl auch auf eine angenehme Art etwas rühren oder erschrecken zu lassen, nicht aber um selbst in der Komödie eine Komödie zu spielen, kann die Art und Weise, womit ein aufgeregtes pariser oder brüsseler Publikum die Darstellungen der

Bühne aufnimmt, unmöglich zusagen, und so gestehe ich aufrichtig, daß, so sehr wir uns auch an der Ausführung der Oper erfreuten, wir doch an dem fortwährenden greulichen Spectakel, der sich bald durch dumpfes Murren oder helles Pfeifen, bald durch lebhaftes Applaudiren oder gegenseitiges Aufmerksammachen auf pikante Stellen der Handlung kund gab, ein wahrhaftes Aergerniß genommen haben. Hierzu kommt die uns Norddeutschen ganz ungewohnte Art, womit man hier seinen Beifall zu erkennen giebt: es ist nicht jenes Händeklatschen, welches sonst gewöhnlich als Ausdruck einer freudigen Erregung gilt, nicht jenes ermunternde Bravorufen, sondern ein ununterbrochenes wildes Geschrei, ein Stampfen mit den Füßen, so heftig, als es sich nur immer hervorbringen läßt, ein Schlagen mit Stöcken gegen die Brüstungen der Logen und ein Klirren mit den Waffen der Militairs, welches Alles zusammen die Nerven auf eine Weise angreift, daß bei dem daran nicht Gewöhnten Betäubung und Kopfweh kaum ausbleiben können. Wer unter dieser Gewohnheit geboren und erzogen ist, findet es auch gar nicht befremdend, wenn mitten im Stücke die Gallerieen oder Logen gegenseitig mit einander in laute Conversation gerathen, und dann, wenn es auf der Bühne nicht recht toll hergeht, oder, mit andern Worten, bei den sanftern und rührenden Stellen der Handlung, ganz offen sich laute, oft ganz unpassende Aeußerungen über die Schauspieler erlauben, oder wohl gar sich Mittheilungen aus ihrem häuslichen Leben, oder aus den Bier- und Weinstuben machen. Uns ist diese rücksichtslose, oft ganz unverschämte Hinwegsetzung über die gewöhnlichsten Formen der Höflichkeit und Sitte immer wie eine Art von Rebellion vorgekommen, und wir haben unsere Verwunderung gegen unsere Nachbarn nicht unterdrücken können, darüber, daß die Voll-

machten der die Aufsicht führenden obrigkeitlichen Behörde sich nicht bis dahin erstrecken, diesem Unfuge zu steuern. Man antwortete, dieß sey nun einmal so hergebracht, und es mag uns wohl eine ziemliche Gabe Pedanterie oder servilen Sinnes zugetraut worden seyn, daß wir der harmlosen Heiterkeit des Pöbels Fesseln anlegen wollten, um uns auf eigene Hand an der Vorstellung selbst zu erfreuen; ja, wir bemerkten sehr bald, daß wir auch dem Logen- und Balcon-Publikum mit unserer unschuldigen Bemerkung zu nahe getreten waren, denn um so feiner, als die Toilette der jungen Elegants gewählt war, um so voller, als die Epaulettes der Officiere auf den Achseln ruhten, um so vernehmlicher tönten die Schläge ihrer Modeknüppel, oder die Stöße der Säbelscheiden.

Das Theatergebäude selbst, welches an einem der kleinern Plätze der Stadt liegt, da, wo die **Rue St. Madelaine** zu Ende geht, ist ein großes weitläufiges Gebäude mit vielen herrlichen Sälen und Zimmern. Die Bühne ist umfangreich, und die vierfachen, weit ausgeschweiften Logenreihen beherrschen ein sehr ansehnliches Parterre. Im untern Entree des Hauses hält ein Mechanicus wiener und englische Operngläser zu Kauf und Miethe feil, und im ersten Stocke, zwischen den Logen-Corridors und dem Buffet-Zimmer, hat ein Buchhändler sich etablirt, der, wie ich bemerkte, meistens modern-politische Schriftchen ausgelegt hatte. Das Erfrischungszimmer mit elegantem Buffet, großen Trumeaux an den Wänden und einem mächtigen Kronleuchter an der Decke, gleicht einem prächtigen Ballsaale, dem nur eine elegante tanzende Welt fehlt, um mehr zu sagen, als wozu es bestimmt ist. Das Orchester fanden wir vollständig und gut besetzt, das Ballet nicht groß, aber hinreichend, die Garderobe und die Scenerie prunkend.

Nach dem Theater traten wir einen Augenblick in das neben dem Schauspielhause gelegene, glänzend erleuchtete Kaffeehaus, welches seine großen Flügelthüren nach der Straße hinaus geöffnet hatte, und um eine nicht geringe Anzahl runder Marmortische, die mit Journalen aller Sprachen belegt waren, Hunderte neugieriger Leser versammelte. Als wir wieder auf die nach unserm Hotel führende Straße gelangten, zog ein Haufen lumpiger Kerle mit wüstem Geschrei und Gesange an uns vorüber, der in seiner Mitte eine wunderlich ausgeputzte, auf einem Esel reitende Gestalt führte, und Alles zur Seite stieß, was sich ihm nahte. Daß dieser uns unverständliche Scherz nicht ohne irgend eine spotthafte Bedeutung war, bewies der große Stern von Goldpapier, den der Reiter auf der Brust trug; der Haufen wuchs, je weiter er vorschritt, wir aber eilten nach Hause, um unsern Thee zu trinken.

5. Das Schlachtfeld von Waterloo.

In der Gegend bei dem Vorwerk La belle Alliance wurde am 18. Juni 1815 die denkwürdige und für die alliirten Preußen und Britten so siegreiche Schlacht gegen das französische Heer unter Napoleons persönlicher Anführung geliefert, eine Schlacht, durch deren Verlust jener Weltenstürmer zum zweiten Mal dem Throne entsagen mußte. Die Britten benennen diese Schlacht nach dem Dorfe Waterloo, welches am Soigner Walde liegt und nahe an 2000 Einwohner zählt; die Preußen nennen sie nach dem oben erwähnten Vorwerke La belle Alliance, die Franzosen nach dem Dorfe Mont-Saint-Jean.

»Um zehn Uhr morgens — erzählt der mehr erwähnte Reisende — verließen wir Brüssel und erreichten bald den

großen und herrlichen Wald von Soignes, der sich hier nach allen Seiten stundenweit hinzieht. Nach elf Uhr trafen wir in Waterloo ein, stärkten uns hier durch ein kleines Frühstück zu der uns zu erwartenden Promenade, und fuhren dann noch die drei Viertelstunden weiter bis zu dem eigentlichen Schlachtfelde. Die Neu- und Wißbegierde der vielen Fremden, welche fast alle Jahre diese Gegend besuchen, ist für die Bewohner Waterloo's und der umliegenden Ortschaften ein guter Erwerbszweig geworden. Schon eine weite Strecke jenseit des Dorfes erschien ein Mensch mit blauer Blouse und dickem schwarzen Barte, der sich uns mit einer höflichen Verbeugung zum Führer anbot und auf unsere gegebene Einwilligung das Bedientenbret des Wagens einnahm. Auch irren hier spät und früh auf dem Schlachtfelde selbst arme Frauen und Kinder umher, welche für die Besucher die in Brüssel erschienenen **Souvenirs de Waterloo**, ein Heft mit ziemlich guten Ansichten von Waterloo und den durch die Schlacht namhaft gewordenen Umgebungen feil halten, mit denselben lange Strecken neben dem Wagen hertraben und endlich auch, wenn kein Handel zu Stande kommt, mit einem kleinen Geschenk fürlieb nehmen.

Das Schlachtfeld bildet eine weite Ebene, welche stellenweise von muldenartigen Vertiefungen und sanften Hügeln durchschnitten und auf der Seite nach Brüssel hin zum Theil von dem Soigner Walde, weiterhin von dem von Frischermont begrenzt wird. Mitten durch letzteren zieht sich der schmale Weg, welcher von Ohain herkommt, sich von dem Walde zur Rechten nach la Haye, zur Linken nach dem Dorfe Frischermont hin theilt, gerade aus aber, bei Papelotte vorbei, nach der aus einem langen weißen Hause mit einigen Nebengebäuden bestehenden Meierei La belle Alliance hinführt. Durch

Errichtung des mitten auf dem Schlachtfelde befindlichen Monuments, das aus einem kegelförmigen, 200 Fuß hohen Erdhügel besteht, dessen Grundfläche 2160 Fuß im Umfange hält, hat das Schlachtfeld selbst einige Veränderungen erlitten. Eine doppelte schneckenförmige Treppe führt zum Gipfel des Monuments, wo sich ein 60 Fuß hoher Pfeiler aus Sandstein erhebt, der einem 12 Fuß hohen und 21 Fuß langen Löwen zum Fußgestelle dient. Es ist sicher eine jener picanten Fabeln, womit der Führer den Fremden zu regaliren pflegt, wenn uns erzählt wurde, daß dieser Erdhügel aus den Gebeinen der während der Schlacht Gefallenen aufgethürmt und dann mit Erde bedeckt worden ist. Das Wahre an der Sache mag seyn, daß in demselben eine Anzahl Knochen sich befindet, die man gleichzeitig hervorgrub, als die Fläche des Schlachtfeldes selbst nach allen Seiten hin abgetragen wurde, um Erde zur Errichtung des Hügels zu bekommen. Hierdurch hat auch die kleine Höhenreihe, auf welcher die englische Armee aufgestellt war, gelitten, so daß dieselbe zur Zeit nur noch sehr unbedeutend ist und mehr einem hohen Raine ähnlich sieht. Am Fuße des Erdhügels befindet sich ein kleines Haus, welches von einem Invaliden bewohnt wird, der die zu den Stufen führende Thür unter Verschluß hat. Sobald man die Stufen erstiegen, gelangt man auf das Plateau des Kegels, von wo aus sich das ganze Schlachtfeld gut übersehen läßt. Der schon erwähnte colossale Löwe, aus erbeutetem Geschütze angefertigt, ist im Vorschreiten begriffen und legt die rechte Vordertatze auf eine colossale Kanonenkugel.

Während der belgischen Revolution im Jahre 1830 beabsichtigte die Nation die Vernichtung des Monuments, hat dabei aber wahrscheinlich nicht daran gedacht, daß sie selbst einen Theil des Ruhmes in Anspruch nehmen konnte,

welcher dasselbe hervorrief. Erklärlicher ist es, wenn die Franzosen vor und nach der Belagerung der Citadelle von Antwerpen denselben Entschluß faßten, und ihrem Aerger wenigstens dadurch Luft machten, daß sie ihre Gewehre auf den Löwen abfeuerten, wodurch denn derselbe noch jetzt zahlreiche Kugelspuren an sich trägt. Der Marschall Gérard verhinderte jedoch durch strenge Befehle die weitere Demolirung des Monuments, welches auch als Kunstwerk nicht ohne Werth ist.

Eine große Anzahl Inschriften, womit müßige Hände das Postament ausstaffirt haben, giebt die Empfindungen derer kund, die den Hügel besuchten. Am Fuße des Erdhügels befinden sich zwei einfache Monumente, das des englischen Generals Picton, welcher einer der Ersten war, den die französischen Kugeln niederstreckten, und das der hannöverschen Officiere. Das letztere enthält auf der Nord- und Mittagsseite die Namen der Gefallenen, auf der Morgenseite die Inschrift:

Dem Andenken
ihrer Waffengefährten, welche
in der ewig denkwürdigen Schlacht vom
18. Juni 1815
den Heldentod hier starben.

Auf der Abendseite lies't man dieselbe Inschrift in englischer Sprache.

Ein anderes eben so einfaches Denkmal, nahe bei Planchenoit, da, wo die Preußen die kaiserliche Garde angriffen, trägt die wenigen bedeutungsvollen Worte:

Den gefallenen
Helden dankbar
ihr König
und Vaterland.
Sie ruhen
in Frieden.
Belle Alliance
den 18. Juni 1815.

Dergleichen Denkmale hat übrigens die hiesige Gegend viele aufzuweisen, so daß die ganze Ebene einem weiten Kirchhofe gleicht: wir finden derselben bei Braine la Leude, la Haye Sainte und Quatrebras. Eins der sonderbarsten in seiner Art, das des nachmaligen Marquis von Anglesea, Vicekönigs von Irland, steht in einem Garten zu Waterloo und enthält folgende Worte:

Ci est enterrée la Jambe
de l'illustre et vaillant comte Uxbridge,
Lieutenant-Général de S. M. Britannique,
Commandant en chef la cavallerie anglaise, belge et hollandaise,
blessé le 18 Juin 1815,
à la mémorable bataille de Waterloo;
qui, par son héroïsme, a concouru au triomphe de la cause
du genre humain, glorieusement décidée par l'éclatante
victoire du dit jour.

Nach Waterloo zurückgekehrt, besuchten wir auch noch die dortige Kirche, die ebenfalls mit Monumenten, auf den 18. Juni sich beziehend, angefüllt ist, wiewohl die Gefallenen hier nicht begraben liegen. Die Kirche selbst ist klein und ganz einfach. Die darin befindlichen Denkmäler bestehen größtentheils aus weißen, in die Wände gefügten Marmortafeln, die meistens Engländern angehören; wir haben deren zwei und zwanzig gezählt. Die Schlacht von Waterloo zeichnete sich ganz besonders durch einen namhaften Verlust an Officieren aus, worunter viele höhere. Die vornehmsten englischen Familien haben hier ihre Söhne verloren. Deutsche Monumente finden sich in der Kirche nicht, wohl aber einige holländische, von denen das des General-Majors, Baron Merle, der die erste niederländische Cavallerie-Brigade führte, das bedeutendste ist.«

Bei dem Dorfe Planchenoit steht ein im Jahre 1818 vom Könige von Preußen errichtetes Denkmal der Schlacht, eine 25 Fuß hohe Eisenpyramide mit dem

Kreuze. Bemerkenswerth ist auch das Dorf Ligny durch die Schlacht, welche am 16. Juni 1815 die Preußen gegen die Franzosen verloren; eben so auch Quatrebras, vier Häuser, wo sich die Chausseen von Brüssel nach Charleroi und von Nivelles nach Namur durchschneiden, und wo an dem eben genannten Tage die Franzosen die vereinigten Britten, Niederländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer angriffen, und der regierende Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig den Heldentod starb.

6. Antwerpen.

An der Schelde, die hier mehr als 2000 Fuß breit und sehr tief ist, liegt Antwerpen, die Hauptstadt der belgischen Provinz gleiches Namens, und ehedem eine der bedeutendsten Städte Europa's, die im 16ten Jahrhundert über 200,000 Einwohner zählte und in deren Hafen damals oft gegen 2000 Schiffe lagen. Die Stadt ist im Ganzen gut gebaut, mit meistens hübschen Häusern, breiten Straßen und schönen Plätzen, und wird, außer andern Befestigungen, besonders durch eine sehr feste Citadelle vertheidigt, die im December 1832, nach einer tapfern, von dem alten General Chassé geleiteten Vertheidigung, den Holländern von den Franzosen entrissen und den Belgiern wieder übergeben wurde.

Das sehenswertheste Gebäude ist die prächtige, 500 Fuß lange und 240 Fuß breite Domkirche, mit den zwei schönsten Gemälden des berühmten Rubens, 125 Säulen und 213 Schwibbogen und mit ihrem schönen, in gothischem Styl erbauten, 380 Fuß (nach Andern 446 Fuß) hohen Thurme. Andere merkwürdige Gebäude sind das große, mit Verzierungen fast überladene Rathhaus und die auf 44 Marmorsäulen ruhende Börse, die älteste und zugleich auch eine der schönsten in Europa. Die sogenannte

Schlächterhalle, ein großes Gebäude mit zierlichen Thürmchen an den vier Ecken und schönen Fenstern, ist eins der ältesten Häuser der Stadt und diente sonst bei feierlichen Gelegenheiten zu Versammlungen und Gelagen der Fleischer- oder Schlächterzunft; jetzt hat man Kornböden und Waarenlager daraus gemacht.

Zum Handel liegt die Stadt vortrefflich, da die Schelde hier einen schönen Hafen bildet, in welchen die größten Schiffe aus der See einlaufen und durch Canäle in die Stadt kommen können. Merkwürdig sind auch der schöne Kai und die Bassins, wovon das größte 42 Linienschiffe fassen kann. Die Fabriken sind zahlreich, namentlich in Zwirn (berühmt ist die hiesige schwarze Nähseide), in Leinenband, in Barchent und Siamoisen, Tuch, Hüten und Seidenzeugen; auch befinden sich hier viele Zuckersiedereien, Kattundruckereien, Diamantschleifereien ꝛc.

Es gab, wie schon gesagt, Zeiten, wo Antwerpen einige hundert tausend Einwohner zählte, jetzt ist aber diese Zahl freilich auf weniger als ein Drittel herabgesunken; doch herrscht noch immer in den Straßen ein lebhaftes Gewühl, und man sieht wohl, daß hier sich so Manches zusammendrängt, was der Reiz einer großen Stadt und eine glückliche Lage für den Handel an sich zieht. Aber auch dieses soll nur ein Schatten gegen jene Zeiten seyn, wo Antwerpen mit Belgien dem milden Zepter Wilhelms **I.** angehörte.

Außer Brüssel und Antwerpen sind von den übrigen Städten Belgiens als die bedeutendsten zu erwähnen: Gent, der Geburtsort Kaiser Carls **V.**; Brügge, wo im Jahre **1429** Philipp der Gute, Herzog von Burgund, den Orden des goldnen Vließes stiftete; Ostende, feste Seestadt an der Nordsee, hat einen geräumigen Hafen und ein stark besuchtes Seebad; Cortryk oder Courtray,

der Sitz der feinsten Leinwandweberei; Lüttich, hat viele Fabriken, von denen besonders die Gewehrfabriken berühmt sind, welche Stücke liefern, von einem Kronthaler bis zu 500 Louisd'or. In der Nähe Lüttichs sind große Steinkohlenbrüche, die sich mehrere tausend Fuß unter der Erde hin erstrecken nnd aus denen man in manchem Jahre gegen 6 Millionen Centner Steinkohlen gewinnt.

7. Der Badeort Spaa.

Die nicht sehr große, aber hübsch gebaute Stadt Spaa, in der belgischen Provinz Lüttich, 5 Meilen von Aachen, hat eine romantische Lage, theils in einem tiefen Thale, theils auf einem Hügel, von waldigen Bergen umgeben. Sie hat 500 Häuser und ungefähr 3200 Einwohner, welche ihren Unterhalt größtentheils von den Fremden haben, die den Sommer über, besonders im Juli und August, aus fast allen Gegenden Europa's hierher reisen, um die heilsamen Mineralquellen und Bäder zu brauchen, die sich theils in Spaa selbst, theils in dessen nächster Umgebung befinden. Der größte Theil der Curgäste bestand ehedem aus Engländern, Franzosen und Holländern. Von den 16 Quellen in und außerhalb der Stadt sind der Pouhon, die Geronstere, die Sauveniere und der Tonnelet die vorzüglichsten. Alle sind durch schöne Spaziergänge mit einander verbunden und machen mit den dazwischen liegenden und dazu gehörigen Gebäuden ein großes Ganzes aus. Der Pouhonquell, mitten in der Stadt, ist an Mineralgehalt der stärkste, dessen Wasser auch allein ausgeführt wird, und zwar in alle Weltgegenden. Die Geronstere liegt eine halbe Stunde von der Stadt, in einer sehr angenehmen Waldgegend. Diesen Brunnen trank Peter der Große im Jahre 1717 mit dem besten Erfolge, und sein Arzt fertigte darüber ein Zeugniß aus, welches

ches in Spaa sorgfältig aufbewahrt wird. Der Tonnelet ist eine Viertelstunde und die Sauveniere eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Hier sind die unter dem Namen **Plongeons** bekannten kalten Bäder, wo sich der Badende, mit dem Kopf vorweg, hineinstürzt, oder sich doch so hineinstürzen soll, und auf der andern Seite wieder heraus kommt.

Von den Spaziergängen heißt einer **la prairie de quatre heures**, ein anderer **la prairie de sept heures**, weil der eine um vier, der andere um sieben Uhr besucht zu werden pflegt; auch sieht man auf beiden Spaziergängen täglich um die genannten Stunden eine Menge Lustwandelnde. Gewöhnlich ist zu dieser Zeit auch Concertmusik daselbst. — Das Hazardspiel wird in Spaa mit einer Leidenschaftlichkeit getrieben, wie vielleicht an keinem andern Badeorte. Es sind drei Spielsäle in der Stadt und zwei außerhalb derselben.

Außer den Mineralquellen hat Spaa noch einen nicht unbedeutenden Erwerbzweig von Verfertigung der unter dem Namen Spaa-Arbeit (**ouvrage de Spaa**) bekannten niedlichen, schön lackirten, kleinen Geräthschaften von Holz, als: Toiletten, Spiel- und Arbeitskästchen, Chatoullen, Dosen, Kaffeebreter und dergl., wovon der Absatz, besonders während der Badezeit, ziemlich bedeutend ist.

Unmittelbar über Spaa, auf dem Gipfel eines Berges, hat ein Engländer einen Tempel bauen lassen, von welchem aus man auf der einen Seite Spaa zu seinen Füßen, auf der andern Seite aber eine reizende Aussicht in die Umgegend hat. Dem Tempel gegenüber auf der andern Seite des Thales, ist ein schöner, von dem bekannten englischen Mechaniker und Fabrik-Unternehmer C o c k e r i l angelegter Garten.

V.

Polen.

1. Ansicht von Polen.

Polen war ehemals ein großes und mächtiges Königreich, schwächte sich aber selbst durch innerliche Zwistigkeiten, und brachte es endlich dahin, daß Rußland, Oesterreich und Preußen, im Einverständniß mit einander, erst ein Stück nach dem andern davon in Besitz nahmen und es endlich, im Jahre 1795, als selbstständiges Reich ganz auflöseten und unter sich vertheilten.

So hörte denn Polen seit jener Zeit auf, einen Platz in der Reihe der Königreiche einzunehmen und blieb zwölf Jahre unter der Herrschaft seiner mächtigen Nachbarn, denen aber durch die Franzosen, im Jahre 1807, ein Theil abgenommen und dem König von Sachsen, unter dem Titel des Großherzogthums Warschau, gegeben wurde. Durch die Verhandlungen des Wiener Congresses wurde es aber im Jahr 1815 dem König von Sachsen wieder entzogen und ein Theil davon dem russischen Kaiser zu seinem Antheil an den Eroberungen in dem französischen Kriege überlassen, ein anderer Theil aber an Preußen zurückgegeben.

Kaiser Alexander erklärte den in Besitz genommenen Theil nun wieder für ein selbstständiges Königreich und nahm den Titel eines Czaars (oder Königs) von Polen an. In seinem Namen wurde nun die Regierung von einem Statthalter und einem Staatsrath verwaltet.

Durch die Flüsse Bug und Niemen wird Polen von Rußland getrennt; in Westen grenzt es an Schlesien. Die Weichsel ist der Hauptfluß, der es durchströmt. Das Land ist eine große, theils getreidereiche, theils waldige Ebene, auf welcher auch eine Menge Flachs, Hanf und Tabak gebaut wird. Die Anzahl seiner Einwohner beläuft sich auf 4,100,000. Sie bestehen aus Polen, Litthauern, Teutschen, Griechen, Juden, Tartaren. Meistens sind die Polen der katholischen Religion zugethan, doch haben auch die Nichtkatholischen ihre öffentlichen Religionsübungen. Im Ganzen ist wenig Industrie und Handel in diesem Königreich, außer mit den Landesproducten; doch scheint sich beides zu heben.

2. Warschau und die Warschauer.

Warschau, die Hauptstadt des wiederhergestellten Königreichs Polen, liegt an der schiffbaren Weichsel und enthält ungefähr 120,000 Einwohner, unter denen sich gegen 25,000 Juden befinden. Die Stadt ist offen und hat eine sehr angenehme Lage. Ihr Umfang mag wohl drei Meilen betragen, worin aber viele Gärten und Felder mit eingeschlossen sind. Hundert und zwanzig Paläste, acht und dreißig Kirchen und Stadtklöster, auch viele andere schöne Gebäude zieren die Straßen, und bildeten früherhin öfters einen seltsamen Contrast mit den elenden Hütten, die dicht daneben stehen. An sich selbst ist die Stadt wohl nicht groß, sie hat aber ansehnliche Vorstädte. In den entlegenen Straßen finden sich noch viele hölzerne mit

Schindeln, ja sogar mit Stroh gedeckte Häuser. Unter die Merkwürdigkeiten der Stadt gehören das königliche Schloß, der Krasinskische Palast und die vergoldete Statüe des Königs Sigismund auf einer marmornen, sechs und zwanzig Fuß hohen Säule. Die Stadt hat auch bedeutenden Handel und viele Leder-, Tombak- und andere Fabriken. Auf der rechten Seite der Weichsel, Warschau gegenüber, liegt Praga, vormals befestigt, welches als eine Vorstadt von Warschau angesehen wird und durch eine Schiffbrücke damit verbunden ist.

Die Bewohner von Warschau sind ein geschäftiges, harmloses Völkchen. In den Wintertagen kommen sie zum Theil schon Morgens um sieben Uhr in Bewegung. Da verfügen sich zuerst die Aepfelweiber und Schuhputzer, die Pomaden- und Stiefelwichshändler an ihre Standorte; die Bettler nehmen Besitz von den Kirchenthüren; die Barbiere, Bediente, Dienstmägde, Haarschneider rennen in den Straßen umher; ehrsame Bürger und alte Matronen gehen andächtig in die Kirchen, während ihre Söhne lustig den Branntweinhäusern zusteigen, um ein Präservativ gegen die kalte Luft einzunehmen. Eine Stunde später finden sich in den Läden der Italiener wohlhabende Bürger und junge Lebemänner ein, speisen Fleischpasteten und anderes Gebackene, trinken eine Tasse Chocolate, ein Glas Liqueur oder ein paar Gläser Punsch. Kaufmannsbursche schleichen sich am Sonntag, unter dem Vorwande in die Kirche zu gehen, in die Kaffeehäuser und verspielen in Karten und Würfel das Geld, um das sie mitunter in der Woche ihre Lehrherren betrogen haben.

Um neun Uhr gehen alle fromme Seelen in die Kirche, wo sie von Bettlern und Bettlerinnen, auf platter Erde sitzend, an den Thüren erwartet und um Almosen bestürmt werden. — Damen von Stande erheben sich aber

jetzt erst von ihrem Lager, gehen an ihren Putztisch, wo schon Waschwasser, Zahnpulver, rothe und weiße Schminke und wohlriechende Oele für sie in Bereitschaft stehen. — Späterhin fangen die Wagen der Aerzte an zu rollen. Bacchussöhne verfügen sich in die Weinhäuser und opfern ihrer Lieblingsgottheit. Politiker schlendern auf die Kaffeehäuser und studieren die Zeitungen.

Um elf Uhr ist Parade. Um zwölf Uhr wimmeln die Straßen an den Sonntagen von den Kirchengängern, die von dem Gottesdienste kommen. Miethskutschen und Equipagen rollen durch die Straßen. Der gemeine Bürger setzt sich zu Tische; aber erst eine oder zwei Stunden später speis't man in den größern Häusern.

Um zwei Uhr erschallen zugleich die Kirchenglocken und die Tafelglocken der Gasthöfe. Bemittelte Bürgerweiber sitzen noch ruhig bei Tische und kritisiren den Anzug ihrer heutigen Nachbarinnen in der Kirche. Erst um drei Uhr gehen die Großen zur Tafel und verzehren ihre Leckerbissen, feine Weine dazu trinkend.

Es ist Winter. Leute von verschiedenen Klassen setzen sich in prächtige oder einfache Schlitten und fahren über Land, um dort ein Glas Wein, Punsch oder Bier zu trinken, das sie in der Stadt viel besser haben könnten. Junge und alte Freunde des Spieles versammeln sich in geheimen Winkeln, denen die Polizei vergeblich nachspürt.

Um vier Uhr wird an den warmen Oefen Kaffee getrunken. Dann stellt man sich an das Fenster und sieht auf die vorbeijagenden Schlittenfahrer herab. Es ertönt ein allgemeines Schellengeklingel von der Altstadt bis zur Neustadt.

Kaum dämmert der Abend, so schallt aus allen Gassen der weiten Vorstädte und aus allen Quer- und Winkelgassen der Stadt Bierfiedlermusik, und die Taglöhner

und gemeinen Soldaten vergessen an der Hand einer rüstigen Dienstmagd, oder eines andern Mädchens, alle Mühseligkeiten der vergangenen Woche, und schwingen ihre Tänzerinnen in lustigen Reihen herum. Die Bilawer Bierschenken füllen sich dagegen mit wohlachtbaren Bürgern, die mit sichtlichem Wohlbehagen ihre Flasche Bilawer Bier leeren. Auch die Weinläden werden wieder voll von durstigen Brüdern, die ihr höchstes Glück in einen vollen Becher setzen. Da fängt nun bald der Ungarwein in den Köpfen zu wirken an.

Um sieben Uhr eilen die Theaterliebhaber in das Schauspiel, wo sich bereits die untern Classen auf den Gallerien versammelt haben. Hier wird gelacht und geklatscht, während man sich in den Bierhäusern, wo schon die Köpfe warm geworden sind, zankt und schlägt.

Das Schlittengeklingel fängt wieder an. Man kommt gegen acht Uhr von den benachbarten Dörfern und Lustörtern nach Hause. Schaaren von Männern, Weibern und Kindern kehren hungrig, durstig und müde in ihre Wohnungen zurück, und Trunkenbolde taumeln mit schwerem Haupte ihrem Bette zu. Junge Wüstlinge aber treiben sich in wilden Tänzen auf dem Tanzsaale herum.

Um neun Uhr geht man zur Redoute in den kraszynskischen Palast. Die Bankhalter setzen ihre Ducaten und blinkenden Thaler in Haufen, um die Spieler zum Pharao zu locken.

Gegen zehn, elf, zwölf Uhr nehmen die Lustbarkeiten nach und nach ein Ende, und Jeder sucht Ruhe in seinem Hause. Aber erst gegen drei, vier Uhr Morgens schweigt die Musik in den Tanzsälen. Morpheus, der Gott des Schlafes, hält die Runde durch alle Kaffee-, Ball- und Bierhäuser, und versenkt alles, was sich noch herum treibt, in einen sanften Schlummer.

3. Polnische Städte und Jahrmärkte.

Die polnischen Städte haben ein trauriges, melancholisches Ansehen für ein Auge, das nicht an ihren Anblick gewöhnt ist. Die schwärzliche Farbe des hölzernen Fachwerks und der Schindeln macht ein finsteres, ungefälliges Einerlei. Man vermißt überall das muntere Roth des Ziegeldaches, das so freundlich mit dem Weiß und den bunten Farben der Häuser absticht.

Eine kleine oder mittlere polnische Stadt sieht nicht viel anders aus, als anderwärts ein großes Dorf. Sie hat keine Ringmauern; nur durch die Menge der Wohnungen, die Mehrheit der Straßen, die größere Menge Schindeldächer, die Anzahl hölzerner Kirchen und ein schlechtes Pflaster unterscheidet sie sich äußerlich von den Dörfern; doch sieht man auch bisweilen in ihnen steinerne Kirchen und Klöster. Die Straßen sind so schmutzig, daß man oft im Kothe waten muß, und an manchen Stellen glaubt man in einem Sumpfe zu stehen. Das Fegen vor den Häusern, wodurch dem Uebel wenigstens einigermaßen abgeholfen werden würde, verträgt sich nicht mit der angebornen Trägheit und der Unreinlichkeit der Polen, die lieber hinter dem Backofen bei der Branntweinflasche sitzen, als sich vor dem Hause mit dem Besen beschäftigen. Blos der Marktplatz wird dann und wann gereinigt.

Ein Unterscheidungszeichen der polnischen Städte ist auch das Vorrecht, Jahr= und Wochenmärkte zu halten; man würde sich aber sehr irren, wenn man sich einen polnischen Jahrmarkt wie einen teutschen vorstellte. Man sieht da nicht, wie in unsern Städten, ganze Reihen Buden; nur Tuchhändler, jüdische Kaufleute, die mit Schnittwaaren handeln, und einige christliche Kaufleute, die kurze Waaren feil bieten, schlagen ordentliche Buden auf. Die

zahllose Menge der Landleute, die Getreide, Lebensmittel, Vieh, grobes, selbst gewebtes Tuch, grobe, selbst gefertigte Leinwand verkaufen, haben ihre Waaren auf einspännigen Wagen, mit denen sie sich in die Kreuz und Quere postiren. Zum Theil wandeln sie auch hin und her; und so entsteht ein förmliches Labyrinth von Wagen, in das man sich nicht ohne Gefahr begiebt; denn ohne über ein paar Dutzend Wagen weg zu klettern und seine gesunden Glieder und reinlichen Kleider auf das Spiel zu setzen, ist es schwer, sich wieder hinaus zu finden. Das beständige Gewühl der hin und her wandelnden Käufer und Verkäufer, das Schreien und Jauchzen der trunkenen Polen, deren Köpfe von Branntweingeist glühen, das Ab- und Zufahren der Wagen, dieß alles zusammengenommen bildet ein betäubendes Schauspiel. Am schlimmsten ergeht es den Damen, wenn sie sich in das Getümmel wagen; denn der bezechte Pole nimmt auf die Zehen und Rippen des zarteren Geschlechts durchaus keine Rücksicht, und vertheilt seine Rippenstöße und Fußtritte ohne alles Ansehen der Person. Oft fallen beim Kauf und Verkauf Streitigkeiten vor, bei denen tüchtige Faustschläge die Stelle der Rechtsgründe vertreten; und noch viel öfter würde es blutige Köpfe setzen, wenn die Söhne des Kriegsgottes nicht Frieden stifteten, das heißt, wenn nicht Militairpatrouillen die streitenden Parteien auf die Wache führten, wo sie Muße haben, ihren Rausch und ihre Hitze verrauchen zu lassen.

Die Leichtigkeit, womit sich der Pole sein Lieblingsgetränk, das Bier und den Branntwein verschaffen kann, ist eine von den Hauptursachen seiner Neigung zur Völlerei. Von allen Seiten her winken ihm volle Flaschen und Krüge; es kostet ihm nur einige Schritte, seinen Lieblingshang zu befriedigen. Ueberall um den Markt her, und

Ein Polnischer Jahrmarkt.

überhaupt in den meisten Häusern der Bürger findet er Nektar genug zur Labung seiner immer durstigen Kehle.

Der größte Theil der Bewohner polnischer Städte besteht aus Feldeigenthümern, die zugleich Bierbrauer und Branntweinbrenner sind. Jeder macht beides so gut er kann, folglich in der Regel schlecht genug; denn für Verbesserungen ist man hier nicht sehr empfänglich. So wie Künste und Gewerbe von ihren Vätern und Großvätern betrieben worden sind, eben so treiben sie dieselben im Allgemeinen auch noch.

Außer den Ackerbürgern leben besonders in den Städten, wo keine Juden geduldet werden, solche Arbeiter, welche die dem Lande eigenthümlichen oder gröberen Gewerbe treiben. Zu den ersteren gehören diejenigen Schneider, von denen nur die Nationalkleidung gemacht wird, die Schuster und die Barbiere; zu den andern die gemeinen Sattler, Schmiede, Schlosser, Bäcker, Gärber. Polnische Goldarbeiter, Sticker, Gürtler, Büchsenmacher, Posamentiere und andere Gewerbe dieser Art findet man bis jetzt noch sehr selten, denn diese werden meistens nur von den Juden betrieben. — Es ist kaum zu glauben, wie unwissend und ungeschickt die polnischen Handwerksleute im Allgemeinen sind.

4. Polnische Dörfer.

Nicht nur die polnischen Dörfer, sondern auch die kleinen Städte bestehen in elenden, hölzernen, mit Stroh oder Schindeln gedeckten Häusern. Selbst die meisten Wohnungen der adeligen Gutsbesitzer und sämmtliche griechische und katholische Kirchen in Dörfern und kleinen Städten sind von Holz. Dieß gilt wenigstens von dem ehemaligen Neu-Süd- und Neu-Ostpreußen; denn in der

alten Provinz war es unter der preußischen Regierung schon besser geworden.

Will man ein neues Haus aufführen, so werden statt des Fundaments gewöhnlich bloß große Feldsteine in den lockern Sand gelegt, und über diese dann vier starke Balken in horizontaler Lage, auf welchen das Gebäude ruht, das gewöhnlich nur ein Stockwerk hoch ist. Ueber diese Balken werden sehr starke Bohlen in rechten Winkeln ungefähr eben so zusammengefügt, wie die Stöckchen an einem Meisenkasten. Da aber das Holz nie ganz genau auf einander zu liegen kommt, so werden die Fugen mit Moos verstopft, um das Eindringen der kalten Luft und des Regenwassers zu verhindern. Das Dach besteht aus Schindeln oder Stroh.

Aber auch diese Häuser sind wieder von geringerer oder besserer Art. Die geringeren bestehen bloß aus einer Piekarnia (Stube mit Backofen), einem Hausflur, einem Boden und einigen Kammern. Die bessern Häuser haben außer den Kammern auch eine oder mehrere Stuben.

In Häusern der erstern Art wohnen nur die ärmsten Leute, besonders auf den Dörfern, viel seltener aber in den Städten. Schon von außen unterscheidet man jene an den kleinen, wenig über eine halbe oder drei Viertel-Ellen langen und ganz schmalen Fenstern, die aus bloßen Glasscherben bestehen, mit hölzernen Spänen eingefaßt, so, daß nur wenig Tageslicht eindringen kann. Nicht so zuverlässige Kennzeichen sind die hölzernen Schlösser und die Strohdächer, denn durch diese sind auch öfters noch die besseren Wohnungen verunstaltet.

Die Piekarnia in Häusern beider Art besteht, wie schon gesagt, in einer Stube mit einem Backofen. Dieser Backofen ist sehr groß und aus bloßem Lehm aufgeführt; doch ruht er auf einem steinernen Fundament. Vorn hat

er ein Schürloch, zwei bis drei Fuß im Durchmesser. An dem Backofen steht ein viereckiger Stubenofen aus Ziegelsteinen aufgeführt und höher als der Backofen. In manchen solchen Hütten fehlt es an einem Rauchfange, und dann findet der Rauch bloß durch eine kleine Oeffnung über der Thüre einen Ausgang, nachdem er die ganze Stube mit Ruß überzogen hat. In dem Backofen wird nicht nur Brot gebacken, sondern auch gekocht und Obst gedörrt, wobei er zugleich zum Heitzen des Zimmers dient. Manchmal geschieht es, daß ein solcher Backofen berstet, oder daß, wenn er überheitzt wird, die Flamme herausschlägt und die rußige Hütte ergreift und in Brand steckt; dann brennen gewöhnlich das ganze Haus und alle anstoßenden Gebäude nieder; denn in den wenigsten polnischen Dörfern ist eine Feuerspritze zu finden, selbst nicht in allen kleinen Städten. — Eine solche Piekarnia gleicht im Innern ganz einer Räucherkammer; und wenn sie geheitzt ist, so herrscht darin ein so erstickender Dampf, wie in dem heißesten Schwitzbade, und gleichwohl wohnt die ganze Familie darin.

Der Fußboden der Piekarnia und der Kammern ist, so wie der Hausflur, stets ungedielt; er besteht aus bloßem Lehm, wie eine Scheuertenne.

Die bessern Häuser haben eine oder mehrere Stuben mit einem Kachelofen. Man darf sich aber nicht darunter ein Zimmer wie in unsern Häusern in Teutschland denken, denn gemeiniglich sind sie entweder gar nicht oder doch nur ganz schlecht gedielt. Eine solche Stube bewohnt jeder Bürger in den Städten mit seiner Familie, und der Gutsbesitzer auf dem Lande; die Piekarnia aber vertritt da die Stelle der Küche und der Gesindestube.

Gewöhnlich haben die Stuben nur Fenster mit kleinen viereckigen Fensterscheiben, die in Holz eingefaßt sind

und geöffnet werden können. Zuweilen sind sie aber, wie es bei den Piekarnienfenstern der Fall ist, von außen mit Pflöcken oder eisernen Nägeln befestigt, wo sie dann nicht geöffnet werden können.

Die Haus- und Stubenthüren sind auf dem Lande nie, und in den kleinern Städten nur selten mit eisernen Schlössern versehen. Auf dem Lande hat man hölzerne Riegel, die inwendig befestigt sind, und mittelst eines hölzernen Schlüssels, der in die Oeffnung des Thürpfostens gesteckt wird, auf- und zugeschoben werden können. Die Stelle des Schlüssels kann aber auch jeder hölzerne Span vertreten. Diese Sorglosigkeit der Polen, ihr Eigenthum zu bewahren, muß natürlicherweise den Dieben das Stehlen sehr erleichtern.

In den Häusern, welche mehrere Stuben haben, befindet sich auch bisweilen ein Erker; nie aber wird man ein Haus antreffen, das wirklich zwei Etagen hätte. In keinem Zimmer findet man die Bequemlichkeiten, deren man in Teutschland gewohnt ist. Nicht einmal vor Kälte und Regen ist man gesichert; das Regenwasser dringt oft so durch das Dach herein, daß man des Nachts mit seinem Bette von einem Winkel der Stube in den andern rücken muß, und dennoch wird man halb durchnäßt. — Oefters geschieht es auch, daß eine Krötenkolonie sich zwischen den Steinen und dem Sande unter dem Fußboden ansiedelt, oder sich auch wohl in die Fugen der schadhaft gewordenen Dielen lagert. Da schlüpfen sie nun Morgens und Abends vollends herauf, und hüpfen lustig in dem Zimmer umher, bis man sie mit Zangen oder Stäben packt und zum Fenster hinauswirft, oder sie auch todtschlägt.

In dem Innern der Häuser sieht es meistens nicht viel besser aus, als an der Außenseite. Schlechte hölzerne Tische, welche bei uns höchstens nur zu Küchentischen ge-

braucht werden könnten, wurmstichige, alte Stühle, die jeden Augenblick den Einsturz drohen, und auf denen noch der Urgroßvater der jetzigen Hausbewohner geruht zu haben scheint, schlechte hölzerne Kasten, wie sie unsre Dienstmägde haben, sind dort die gewöhnlichen Meubeln, die einem zwischen vier hölzernen, nicht einmal mit Kalk übertünchten Wänden in die Augen fallen, wenn man auf einem adeligen Hofe in das Zimmer tritt. Im Hintergrunde erblickt man aber dann wohl noch ein Himmelbett von karmoisinrothem Taffet, das sich bis zur Decke erhebt und in dem prächtigsten Palaste aufgestellt werden könnte. Pracht und Armuth begegnen sich allenthalben in Polen. Aber immer merklicher werden hier, unter der russischen Regierung, die Fortschritte in der Kultur, wie es denn auch in dem Preußischen Antheile von Polen seit längerer Zeit schon viel besser geworden ist. Manche Hindernisse müssen aber noch aus dem Wege geräumt werden, von denen die Unwissenheit der Landesbewohner und ihre Unkunde im Lesen keines der geringsten ist. Die meisten Dorfschulzen können weder lesen noch schreiben, und stecken daher nicht selten die Verordnungen der Regierung, die sie zu weiterer Bekanntmachung erhalten, in ihren Kasten, wo sie ruhig liegen bleiben. So werden denn auch öfters noch neue Häuser und Piekarnien von Holz aufgeführt, ob es gleich schon längst verboten ist.

5. Der polnische Edelmann.

Nach den Spaniern ist wohl keine andere Nation so sehr von ihrem Adel eingenommen, als die polnische, und bei keiner Nation ist der Adel ärmer. Es ist nichts Seltenes, adelige Gemeindörfer anzutreffen, an denen zwanzig bis hundert Edelleute Theil haben, die großentheils nur einige Stücke Land besitzen, die zusammen keine hundert

Ducaten werth sind. Manche unterscheiden sich in ihren Wohnungen von den Bauern nur durch eine Stube, die sie außer der Piekarnia noch in ihrem Hause haben; Viele haben aber auch nicht einmal diese Stube. Und doch ist es unglaublich, wie große Stücke ein solcher Edelmann, trotz seiner Armuth, auf seinen Adel hält. Bei einem Wortwechsel kann Einer den Andern einen Halunken, einen Schelm, einen Schurken schimpfen, und mit noch hundert andern verächtlichen Namen belegen, und dieser wird immer nur mit Schimpfwörtern antworten. Sobald aber Einer Chlop (Bauer) betitelt wird, so ist das Losungswort zu einem Handgemenge gegeben. Wenn bei gerichtlichen Verhandlungen in einem adeligen Dorfe Einer zum Stillschweigen verwiesen wird, kommt öfters der Fall vor, daß er mit trotziger Miene antwortet: Warum sollte ich nicht das Recht haben, in meinem Dorfe reden zu dürfen?

Auch auf das andere Geschlecht erstreckt sich dieser Adelstolz. Ein Mädchen, das eine halbe Hufe Land, funfzig Ducaten an Werth, besitzt, wird lieber einen armen Schlucker von Adel heirathen, als einen bürgerlichen Beamten, der einen ehrenvollen Charakter und einen anständigen Gehalt hat. Sie zieht dem Wohlstande ein glänzendes Elend vor.

Ein polnischer Edelmann, dessen ganze Wäsche und Garderobe auf dem Zaune hängt, ist oft hochmüthiger als mancher teutsche Graf, der auf Silber speis't. — Nicht selten trifft man Edelleute an, die, ihrer großen Armuth wegen, als Knechte bei den bemittelten Gutsbesitzern dienen und im Schweiße ihres Angesichts Mist aufladen und auf den Acker führen; und dennoch sehen sie den reichsten Bauer kaum über die Achsel an. Nie wird ein Edelmann, wäre er auch noch so arm, wie ein Bürgerlicher oder ein Jude ein Handwerk treiben; bei dem bloßen Ge-

danken an eine solche Erniedrigung möchte ihm schon das Blut in den Adern erstarren.

Dieß alles aber gilt nur allein von dem niedern Adel; der höhere begüterte wendet viel auf die Bildung seiner Kinder, weil er selbst gebildet und ehrenwerth ist.

6. Die adelige Hochzeit.

Während meines Aufenthalts im innern Polen wurde ich zu einer adeligen Hochzeit auf einem benachbarten Dorfe eingeladen. Es war Winter. Ich setzte mich in einen Schlitten und langte glücklich an. Da trat ich nun vor dem Brauthause ab, und wurde in ein Zimmer geführt, das nicht groß, aber mit Menschen angefüllt war. Gleich beim Eintritt kam mir der Vater der Braut mit einem Ehrentrunk entgegen, der in einem Glase abgezogenen Branntwein bestand. Auch ein Stück Gebackenes wurde mir gereicht, dessen Ingredienzien bloß Mehl und Wasser waren. Ich nippte nur an dem Glase, weil mir der Branntwein von Natur zuwider ist; wohl zwanzig Mal wurde ich aber zu einem D o n a p o aufgefordert. Schon hieraus kann man sehen, wie reichlich bei solchen Gelegenheiten Branntwein getrunken wird. Es befanden sich auch wirklich in einer Kammer neben dem Zimmer zwei Fässer voll dieses edlen Getränkes, und es wurde alle Augenblicke davon gezapft. Gleichwohl fanden sich wenig völlig Betrunkene in der Gesellschaft; nur zwei oder drei lagen späterhin in den Armen des Schlafes auf einem Bette in der Kammer ausgestreckt.

Die Gesellschaft bestand aus erträglich gekleideten Adeligen, ihren Frauen, Söhnen, Töchtern, Muhmen. Die Freude lächelte auf jedem Gesichte, und selbst das Alter schien der liebenswürdigen Göttin zu weichen. Das Brautpaar war das Bild des Frühlings und des Herbstes. Die

Braut stand im Lenze, der Bräutigam im Herbste seiner Jahre.

Man tanzte nach dem Spiele zweier Geigen Polonaisen und einen andern gewissen unregelmäßigen Tanz (Masurek), der bald in einem Herumlaufen im Kreise, bald in einem Herumwalzen der tanzenden Paare bestand. Die Tänzer sprangen so wild durch einander, daß man hätte glauben sollen, sie seyen von einer Tarantel gebissen worden.

Nach einigen Stunden bestellte man die Tafel; das heißt, man trug den Tisch herein und setzte neben diesen ein paar leere Tonnen, auf welche man Bretter legte, die man mit einem schlechten Tischtuche deckte. Eine hölzerne Bank, die an der Wand befestigt war, und ein Brett, das auf ein paar Klötze gelegt wurde, vertraten die Stelle der Stühle. Man setzte sich, und aß aus kleinen zinnernen und hölzernen Tellern, mit zinnernen und hölzernen Löffeln. Das Essen war reinlich und nach polnischer Sitte zubereitet. Für den Hunger hatte man zum Ueberfluß gesorgt, für meinen Durst aber gar nicht. Wasser und ein säuerliches, trübes Getränk, das sie Bier nannten, vertraten die Stelle des Weines. Es war von unserm Bier so verschieden, wie saurer Landwein vom Rheinweine; gleichwohl war alles fröhlich und geschwätzig. Der Branntwein that seine Wirkung; die jungen Herren fingen an, nach den Mädchen zu schielen, und ihnen süße Worte zu sagen, bis endlich die Nationalgalanterie einen Meisterstreich zur Ausführung brachte, der allgemein Beifall fand. Ein junger Edelmann bückte sich zu einem schönen Fräulein, als wenn er ihr die Hand küssen wollte, und entwandte ihr mit vieler Behendigkeit einen ihrer Schuhe, goß ihn voll Bier, knieete vor der Schönen nieder, brachte ihre Gesundheit aus, und leerte mit der größten Begierde

Eine adelige Hochzeit in Polen.

das sonderbare Trinkgefäß. Er gab hierauf den Schuh seinem Nachbar, der ein Gleiches that, und so ging es, zum großen Vergnügen der Gäste, die Reihe herum. Auch an mich kam sie, und ich konnte mich nicht ausschließen. Zum Unglück hatte ich nicht den Schnupfen; ich fand, daß das fatale Bier in dem netten Schuh weder an Geruch noch an Wohlgeschmack gewonnen hatte, und es ekelte mich entsetzlich davor; aber es half da nichts, der Trunk mußte hinunter.

Endlich gab das edle Brautpaar das Zeichen zum Aufbruch. Ich stand sehr unbefriedigt auf, warf mich in meinen Schlitten und fuhr um Mitternacht wieder nach Hause.

Ich kann nicht umhin, hier noch einer sonderbaren Sitte zu gedenken, die bei Hochzeiten der Bauern und kleinen Edelleute beobachtet wird, wenn das edle Brautpaar zur Kirche fährt. Die Braut und die weiblichen Hochzeitgäste setzen sich in den Wagen, der Bräutigam aber und die männlichen Gäste zu Pferde und reiten neben dem Wagen her. Vor dem Wagen der Braut, der voranfährt, tummeln sich gewöhnlich drei Vorreiter. Den Beschluß machen einspännige und zweispännige Wagen mit einem Bierfiedler, der auf einer elenden Geige unaufhörlich einen erbärmlichen Tanz spielt, der durch sein ewiges Einerlei das Ohr ermüdet und eine Musik macht, die besser zu einem Bärentanze passen würde. — Die Braut unterscheidet sich von den übrigen weiblichen Personen durch eine gestickte bunte Kopfbinde, die, so wie der ganze Kopf, über und über mit Blumen verziert und mit Bändern von verschiedenen Farben behängt ist. Die Mädchen unterscheiden sich von den Frauen und Wittwen durch Feldblumen oder grüne Blätter, die sie an ihre Hauben stecken. Das Jauchzen der durch den Branntwein erhitz-

ten Gesellschaft, das unaufhörliche Fiedeln und das schnelle Fahren der hochzeitlichen Gäste überrascht außerordentlich einen Teutschen, der einen solchen bacchantischen Aufzug zum ersten Mal sieht.

7. Die polnischen Leibeignen.

»Ich logirte, erzählte ein Reisender aus früheren Jahren, einmal bei einem adeligen Gutsbesitzer in Polen. Nach einer unruhig zugebrachten Nacht stand ich am Morgen auf und machte meine Toilette so gut ich konnte, denn in dem ganzen Hause war so wenig, als in der Hütte eines nord- oder südamerikanischen Wilden, ein Spiegel anzutreffen. Ich ging in das Zimmer gegenüber, und sah eine Dienstmagd mit einem Knechte frühstücken. Sie hatten eine große irdene Schüssel vor sich und fischten den darin herumschwimmenden, halb rohen, sogenannten Sauerkohl mit hölzernen Löffeln heraus. Nachdem ich eine Zeit lang zugesehen hatte, fragte ich, was es denn heute Mittag auf ihrer Tafel geben würde? Sie antworteten: Sauerkohl, und eben so lautete die Antwort auf meine Frage nach dem Abendessen. Ich erkundigte mich nach dem folgenden Tage, und es war als ob ein Echo mir die Antwort ertheilte. Der Augenschein überzeugte mich auch in der Folge, daß die armen Leute nicht ganz die Unwahrheit gesagt hatten.

Als das Frühstück eingenommen war, sah ich, daß die Dienstmagd die Ueberreste auf einen Ofen setzte, und daß bald darauf eine kleine menschliche Figur, die bisher hinter dem Ofen gesteckt hatte, sich aufrichtete, die Schüssel vor sich nahm und zu essen anfing. Es war ein halb nacktes, etwa neunjähriges Mädchen. Die kleine Figur war mit den Lumpen eines völlig zerrissenen Hemdes kaum halb bedeckt. Wohl seit drei Monaten mochte es nicht

gewaschen worden seyn, denn es sah ganz gelb aus. Das kleine Geschöpf entfernte sich den ganzen Tag nicht vom Ofen, und hütete denselben, wie der Vogel sein Nest. Ich fragte sie, warum sie sich nicht anziehe und hervorkomme. Ach, sagte sie, die Mutter hat keine Kleider für mich, und da muß ich schon unablässig hinter dem Ofen sitzen, damit Niemand mein zerlumptes Hemd sieht.

Ich machte späterhin einen Versuch, den Dienstherrn der Mutter zu bewegen, dem Mädchen ein paar Hemden und nothdürftige Kleider zu geben, aber alle meine Vorstellungen waren verloren. »Die Mutter ist ja meine Leibeigene,« sagte er, und in seinen Blicken lag eine Kälte, die von der Eisrinde herzurühren schien, womit sein Herz umzogen war.

Es ist unglaublich, fuhr der Reisende in seiner Erzählung fort, wie hartherzig der hohe und niedere Adel seine Unterthanen behandelt. Der Leibeigene ist in seinen Augen wenig mehr, als ein Mittelding zwischen einem Menschen und einem Thiere, und oft noch weniger, denn mancher Hund eines teutschen Edelmanns hat bessere Kost und weniger Strapazen, als ein polnischer Knecht. Kein guter Bissen, kein freundliches Wort hält ihn schadlos für die schweren Anstrengungen, mit denen er im Sommer und im Winter im Frohndienste arbeiten muß. Mit kriechender Furcht nähert er sich seinem Herrn, der ihn zu sich ruft, und nimmt schon auf hundert Schritte weit die Mütze vor ihm ab. In dem Zimmer seines Herrn darf er sich keinen Schritt von der Thür entfernen, wenn dieser ihn zu sich rufen läßt. Es wird ihm für ein Verbrechen der beleidigten Majestät angerechnet, wenn er einige Schritte weiter geht. Bei harter Strafe ist es ihm verboten, sich ungerufen in das Allerheiligste, in das Wohnzimmer seines adeligen Herrn, zu wagen. Mit der

Miene eines Großmoguls wird von dem armseligen Despoten auf ihn herab geschaut.«

So sahe unser Reisende in Polen das Verhältniß der Gutsbesitzer und der Leibeigenen. Der Geist der Zeit wirkt aber überall in fortschreitender Bildung, und auch in Polen ist es jetzt schon um Vieles besser.

8. Kleidung der Polen.

Viele Polen von Stande gehen nach Art der Franzosen oder Engländer gekleidet; sehr viele aber haben auch ihre Nationaltracht beibehalten.

Die gewöhnliche Alltagstracht der Polen besteht in einer Bekesja, einer Kurtka, einer Woloszinka und einem Kontusz.

Die Bekesja ist ein Ueberrock, der bis an die Waden geht, meistens von Tuch und mit einer Menge Litzen, Troddeln, Schnüren, Schleifen und anderer Posamentirarbeit besetzt.

Die Kurtka, oder das Wamms, geht eine Hand breit über das Knie, und wird oft über den Kontusz getragen. Ein ähnliches Wamms ist die Woloszinka, nur etwas länger.

Der Kontusz ist ein langer Ueberrock von Tuch, Seide oder Etamin; er wird über andern Kleidern getragen und geht bis auf die Waden herab. Die ganze innere Seite des Ober- und Unterarms läßt er unbedeckt, denn die Aermel sind nur einige Finger breit zugenäht. Er ist die Tracht der Standespersonen und Edelleute, die nicht zur ärmsten Klasse gehören. Ueber den Kontusz tragen die Polen einen Gürtel, mit dem sie vielen Luxus treiben. Bei den Reichen ist er von Seide, mit Gold und Silber gestickt; bei dem Mittelstande von Kattun, bei Aermern von Wolle.

Gewöhnlich trägt der vornehme Pole Warschauer Stiefeln, die vorn einen kleinen spitzigen Schnabel und fast gar keinen Absatz haben, oder wenigstens keinen merklichen. Einige Wenige haben Stiefeln von rothem Saffian. Im Winter vertreten oft Pelzstiefeln die Stelle der ledernen. Statt der Stiefeln trägt der ganz arme Bauer, nie aber der Bürger, er sey auch noch so arm, eine Fußbekleidung aus Leinwand, die er mit Baumrinde bedeckt und um Bein und Wade mit einer Schnur befestigt.

Auf dem Kopfe hat der vornehme Pole im Winter eine Pelzmütze von Tuch oder Sammet, mit und ohne Troddeln. Viele behalten diese warmen Mützen auch im Sommer auf dem Kopfe, und achten nicht der Unannehmlichkeiten, denen sie sich damit aussetzen. Besonders ist diese Gewohnheit bei den Juden herrschend, die eine Art Fuchspelzmützen tragen, wodurch ein Theil des Gesichts bedeckt und der Kopf sehr warm gehalten wird. Erwägt man nun, außer den ungeheuren Pelzmützen, die schwarze Farbe ihrer Kleidung, so kann man leicht denken, daß sie von der Sonne halb gebraten werden.

Die Bauern sind klüger; denn diese vertauschen im Sommer ihre Mützen mit runden Strohhüten. Bürger und Edelleute tragen dagegen, obgleich ziemlich selten, schwarze Filzhüte, und suchen sich dadurch von den Bauern zu unterscheiden. Selbst der ärmste Edelmann, der Dorfschulze, der gemeine Bürger suchen sich von dem Bauer in ihren Kleidungen auszuzeichnen; sie tragen nämlich hinten auf dem Rücken eine breite runde Tasche dicht an dem Kragen ihres Rockes.

Das Tragen der Schafpelze ist in allen Klassen gemein. Die Meisten legen sie erst zu Anfang des Sommers ab.

Die Frauen vom gemeinen Bürgerstande und vom

niedern Adel tragen ein Kamisol mit langen Aermeln und breiter Taille, das bis über die Hüften hinabreicht. Es ist von Kamelot, Kattun oder andern solchen Zeuchen, und heißt Kamizelka. Sie haben ferner eine Spodnika, das heißt, einen Unterrock von Kattun, Flanell, Kamelot, und endlich eine Piekeşza, nämlich einen Ueberrock, oder Pikesch, gewöhnlich von Tuch und mit Litzen und Schnüren besetzt.

Der Kopfputz besteht in einem seidenen oder kattunenen Tuche, das um den Kopf gebunden wird. Die ältlichen Frauen tragen auch einen Kopfputz von Flor.

Die Weiber vom gemeinsten und ärmsten Stande haben einen Ueberrock von grauem oder braunem Tuch, oder vielmehr von wollenem und ungefärbtem Zwillich, der von den Ueberröcken der Männer fast nicht zu unterscheiden ist. Um den Kopf ist ein großes leinenes Tuch gewunden, wodurch der Vorder- und Hinterkopf, oft auch das Kinn bedeckt wird. Das Gesicht bleibt aber stets frei, und jeder rauhen Luft, jeder Sonnenhitze und dem Rauch in den Hütten ausgesetzt. So läßt sich denn auch die olivengelbe Farbe der polnischen Bäuerinnen leicht erklären. — Im Frühling und Sommer vertritt an Sonn- und Festtagen eine buntgestickte, wollene, etwa drei Finger breite Binde die Stelle des Tuchs. Sowohl die Binde als das Tuch werden bei den unverheiratheten Frauenzimmern mit Blumen geschmückt.

In dem Anzuge der Frauen vom gemeinen Bürgerstande und niedern Adel findet man oft eine Auswahl der grellsten Farben, z. B. ein hellgrünes Kamisol, einen blauen Rock, eine ziegelrothe Schürze, ein feuergelbes Halstuch. Man sieht sogar, da die schwarze Trauerfarbe nicht gewöhnlich ist, bei Leichenzügen oft alle sieben Farben des Regenbogens in den Anzügen der Leidtragenden beisammen.

Die Tracht der Frauen vom Stande besteht in einem Oberkleide, das mit einem Pudermantel viel Aehnlichkeit hat und gewöhnlich von Seide ist, im Winter aber mit Flanell oder Pelz gefüttert wird; und in einer Szuba, das heißt einem Winterkleide, das sich von der Piekesza hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß sie fast ohne Taille ist. Sie wird von Kamelot, Seide oder Kattun getragen, und ist immer der Jahreszeit angemessen gefüttert. — Die übrigen Kleidertrachten der polnischen Damen sind französisch oder englisch.

In der häuslichen Tracht solcher Damen, die nicht sonderlich mit Glücksgütern gesegnet sind, herrscht oft eine außerordentliche Unreinlichkeit; und mitunter kommt man auf adelige Höfe, wo das gnädige Fräulein und die gnädige Frau Mama so zerrissen und so schmutzig einhergehen, daß man sie eher für Bettlerinnen als für adelige Damen halten könnte. Bei dem niedern Adel auf dem Lande ist es oft schwer, die Frau vom Hause von der Viehmagd zu unterscheiden, besonders im Sommer, wo jede im Unterrock und bloßen Hemde umher geht.

Bei dem allen behauptet die weibliche Gefallsucht ihr Recht. Manche adelige Gutsbesitzerin und ihre Töchter bemalen sich auch wohl noch die Wangen mit Karmin. Sie treiben aber meistens ihre Kunst mit solcher Ungeschicklichkeit, daß ihre überpinselten Wangen statt der Wirkung, welche sie dadurch hervorzubringen beabsichtigen, nur einen widrigen Eindruck hervorbringen können.

9. Die polnischen Wölfe.

Die polnischen Wölfe machen die Waldungen, besonders im Winter, sehr unheimlich und für Reisende gefährlich, denn oft lauern ganze Schaaren solcher hungriger und grausamer Bestien am Wege und überwältigen und

zerreißen Reiter und Pferde. Die müßigen Edelleute machen zwar fleißig Jagd auf dieselben, es wird ihnen aber schwer gelingen, sie auszurotten. Folgende Geschichtchen können als Beleg dienen, mit welcher Kühnheit diese raubgierigen Thiere ihre Angriffe unternehmen.

Zwei polnische Reiter ritten an einem Wintermorgen, mit Pistolen und Säbeln bewaffnet, unbesorgt durch den Wald, als sie unversehens von einer Heerde Wölfe umringt wurden. Sie schossen auf die Bestien und trieben sie einige Schritte weit zurück, besonders wenn sie einen verwundeten oder erlegten. Gleich darauf kamen aber die wüthenden Unholde noch grimmiger zurück und gingen auf ihre Feinde los. Die Reiter hatten sich bald verschossen und griffen nun nach dem Säbel, wehrten sich damit, so gut sie konnten, und verwundeten einige. Bald aber unterlagen sie der Wuth und der Menge ihrer Feinde und starben eines grausamen Todes. Wie sie überwältigt wurden, sah Niemand, und was ich Euch erzählt habe, errieth man blos aus dem, was man in der Folge wahrnahm. Man fand nämlich zwei Paar Reiterstiefeln, die blutigen Fetzen der Uniform, zwei Säbel, zwei Paar Pistolen, viele Spuren von Blut, abgenagte Menschengebeine und einige todte und verwundete Wölfe.

Ein andermal fuhr ein Dorfprediger auf einem mit zwei Pferden bespannten Schlitten nach der Stadt. Neben ihm saß seine Frau, die ein Kind von einem Jahre bei sich hatte, und hinter dem Schlitten auf einer Pritsche stand der Knecht. An dem Rande eines kleinen Waldes sahen die Reisenden etwa ein Dutzend Wölfe auf sich zukommen. Der Prediger stieß, um die grimmigen Bestien von sich und seiner Frau abzuhalten, ohne Bedenken den Knecht von der Pritsche. Indeß sie über diesen herfielen, hoffte er, ihnen zu entkommen. Der Knecht,

der sich eines so unchristlichen Streichs von einem christlichen Geistlichen nicht versahe, suchte sein Leben zu retten und rannte pfeilschnell seitwärts vom Wege ab nach dem nahgelegenen Walde. Die Wölfin, die sich an der Spitze des Haufens befand, der seitwärts von hinten herkam, hatte nun gerade mehr Lust, dem Schlitten als dem einzelnen Menschen nachzulaufen. Der Prediger bemerkte es und wollte sich helfen wie die Schiffer, die im Sturm, wenn das Schiff schon sinken will, ihre kostbarsten Waaren über Bord werfen, und kam auf den teuflischen Einfall, sein eigenes Kind den Wölfen Preis zu geben. Er verlangte daher von seiner Frau, sie solle es unverzüglich vom Schlitten herab werfen. Entschlossen gab die Mutter zur Antwort: Ich will nicht; eher lasse ich mich selbst von den Wölfen zerreißen, als daß ich die Mörderin meines Kindes würde. Jetzt sprang der Prediger, den freilich nur die Verzweiflung zum Unmenschen machte, vom Schlitten herab, um geschwind einen Strang loszuschneiden und das eine Pferd den Wölfen zur Beute zu überlassen; allein es war leider schon zu spät, denn ehe er sein Vorhaben völlig ausführen und sich wieder in den Schlitten setzen konnte, war er schon in den Klauen der Wölfe, die ihn niederwarfen und lebendig verzehrten. Die Pferde aber erschraken so sehr über den Anblick der wüthenden Bestien, daß sie in vollem Galopp mit dem Schlitten davon rannten. Die Wölfin fand für gut, vor der Hand erst ihre sichere Beute, den Geistlichen, zu verzehren, und ihre Gefährten leisteten ihr, wie gewöhnlich, Gesellschaft. Als sie ihre Mahlzeit beendigt hatten, war schon die Frau des Unglücklichen durch die Geschwindigkeit der Pferde, die bald ein Dorf erreichten, gerettet. Auch der Knecht fand sich wieder ein.

VI.

Schweden und Norwegen.

1. Ansicht von Schweden und Norwegen.

Erst seit dem Jahre 1814 sind Schweden und Norwegen, auch die Skandinavische Halbinsel genannt, unter einem König vereinigt, denn vorher gehörte Norwegen zu dem dänischen Staate. Die Lage dieser beiden Staaten zwischen der Ost- und Nordsee ist bekannt.

Schweden hat keine großen Flüsse (Elfen); der Motalastrom, durch den sich der Wettersee in die Ostsee ergießt, die Gotha-Elf, durch welche der Wenersee den Ueberfluß seiner Gewässer mit dem Kattegat vereinigt, dann der Angermanfluß sind die vornehmsten. In Norwegen sind der Glommen und der Drammen die ansehnlichsten Ströme. Kein Land in Europa hat dagegen größere See'n. In Schweden sind der Mälarsee, der Helmarsee, der Wenersee, der 14 Meilen lang ist, und der Wettersee; in Norwegen der Mjösensee und der Faemundsee die bedeutendsten.

Schweden und Norwegen sind beide Gebirgsländer, nur mit wenigen ebenen Gegenden. Die Gipfel der höchsten Berge, Fjällen genannt, deckt ewiger Schnee. Die niedrigeren haben schöne Waldungen und Triften. An

den Küsten von Schweden zieht sich eine lange Reihe kleiner Inseln und Klippen hin, Scheeren genannt; an der Nord-Westküste von Norwegen ist eine eben solche Reihe größerer bewohnter Inseln, nämlich die Lofoden und Westeralen.

Gebirgsländer haben selten einen sehr fruchtbaren Boden; dies ist auch der Fall in Schweden und Norwegen, wo er nur im südlichen Theile gut und ergiebig ist; weiter nördlich erscheint er mehr steinig, sandig, morastig. — Die Luft in Schweden ist kalt, aber rein. In dem nördlichsten Theile ist der längste Tag einen, zwei, ja zwei und einen halben Monat lang; eben so lang dauert aber auch die längste Nacht.

Wo das Land kalt und dürftig ist, da giebt es auch kein ansehnliches Vieh. In Schweden und Norwegen hat man kleine, aber dauerhafte Pferde, kleines Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, eine Menge Geflügel, sowohl zahmes als wildes, sehr viel Wild, auch Wölfe, Bären, Elennthiere, Rennthiere, Vielfraße, Füchse, Luchse u. s. w. An der Küste werden Wallfische, Delphine, Robben und eine unglaubliche Menge Fische gefangen, wovon sich viele tausend Menschen nähren. Getreide aber baut man nicht hinlänglich zum Landesbedarf; Obst nur in den wärmern Gegenden, aber desto mehr eßbare Beeren. Beider Länder größter Reichthum besteht in den Waldungen. Schweden hat auch sehr ergiebige Silber-, Kupfer- und Eisengruben; minder reich ist es an Gold und Blei; doch liefern die Bergwerke auch noch eine Menge Mineralien.

Obgleich die Größe Schwedens und Norwegens beinahe 13,600 Quadratmeilen beträgt, so beläuft sich die Zahl der Einwohner in beiden Reichen zusammen genommen auf nicht viel mehr als 4,000,000 Seelen, wovon in Norwegen ungefähr 1,140,000, also noch nicht so viel

leben, als in der einzigen Stadt London. Die Anzahl der Städte beträgt **111**, von denen nur wenige über **4000** Einwohner haben. Die herrschende Religion ist die lutherische; alle andere Religionen werden aber geduldet.

Die Fabriken sind von geringer Bedeutung, besonders in Norwegen, ausgenommen die Metallfabriken. Desto lebhafter ist der Seehandel, womit sich in Schweden, ein Jahr in das andere gerechnet, **1100**, in Norwegen **750** Fahrzeuge beschäftigen. Sie treiben Verkehr mit Großbrittannien, Holland, Frankreich, Portugal, sogar mit China.

Schweden ist eine erbliche, aber durch Reichsstände eingeschränkte Monarchie. Diese Reichsstände bestehen aus Abgeordneten des Adels, der Geistlichkeit, der Städte und des Bauernstandes. Der jetzige König ist Karl (Johann) **XIV.**, ehemals ein französischer Marschall, Namens Bernadotte, dann von Napoleon zum Prinzen von Pontecorvo erhoben. — Norwegen ist auch nach seiner Vereinigung mit Schweden ein freies und selbstständiges Königreich geblieben, das durch einen Statthalter regiert wird, der zu Christiania seinen Sitz hat. Die gesetzgebende Gewalt hat das Storthing, welches aus den Repräsentanten der Nation besteht.

Der Vice-König Norwegens ist jetzt der Erbprinz von Schweden.

2. Stockholm.

Stockholm, die Hauptstadt von Schweden, hat eine ganz einzig romantische Lage auf mehreren Inseln und Halbinseln des Mälarsee's, da, wo er seinen Ausfluß in die Ostsee hat. Die Stadt hat $3\frac{1}{2}$ Meilen im Umfange, aber ungeachtet dieser großen Ausdehnung zählt man doch nur ungefähr **80,000** Einwohner. Jene Halb-

inseln und Inseln sind durch eine Menge Brücken verbunden und bilden zusammen acht Stadttheile und zwei große Vorstädte, den Nordermalm und Südermalm. Im Ganzen sind auf dem See gegen tausend solcher Felseninseln, die meistens bewohnt und angebaut sind. Die Länge des See's beträgt dreizehn, die Breite vier Meilen.

In der eigentlichen Stadt steht auf einem ganz symmetrischen, sehr schönen Platze auf einer Anhöhe das prächtige königliche Schloß, und ihm gegenüber die Reiterstatüe Gustav Adolphs. Auf der andern Seite des Platzes prangt das Opernhaus und der Palast der Prinzessinnen. In dem Schlosse befindet sich die Kapelle, der Reichssaal, die Bildergallerie, die Bibliothek, das Museum, das Reichsarchiv.

Das sogenannte Arsenal, das man nicht mit dem Zeughause der Admiralität verwechseln darf, enthält in drei Zimmern eine große Menge eroberte Fahnen. Man sieht auch da das ausgestopfte Pferd Gustav Adolphs, das ihn in der Schlacht bei Lützen trug, und seine blutigen Kleider; eben so die Kleidung, in der Karl **XII.** und Gustav **III.**, von feindlichen Kugeln getroffen, fielen. (Karl **XII.** wurde bei der Belagerung von Friedrichshall und Gustav **III.** auf einem Maskenball von dem Meuchelmörder Ankarström erschossen.) Die blutbefleckten Kleidungsstücke dieser großen Fürsten erwecken lebhafte Theilnahme und erinnern an wichtige Begebenheiten. Noch befindet sich auch in dem Arsenal die Schaluppe, welche der Czar Peter der Große in Holland eigenhändig gebaut hatte, und die auf der Fahrt nach Petersburg von einem schwedischen Schiffe weggenommen und nicht zurückgegeben wurde. Weit besser würde sich dieses merkwürdige Stück in der Hauptstadt von Rußland ausnehmen, und wäre ich König von Schweden, so würde ich

es dem Kaiser Nicolaus als eine ehrwürdige Reliquie seines großen Ahnherrn übergeben. — Nach dem Namen Arsenal, sollte man ein Waffenmagazin hier suchen; man zeigt aber keine anderen Waffen, als einige wenige alte Rüstungen.

Die meisten Straßen sind gut gepflastert, schön, breit, zum Theil von ganz außerordentlicher Länge. In allen herrscht Ordnung, Ruhe, Reinlichkeit. Fast sämmtliche Häuser sind massiv von Quadersteinen aufgeführt; nur in den entlegensten Theilen der Stadt sieht man ganz hölzerne. In allen öffentlichen Gebäuden und eben so in den guten Privathäusern herrscht Symmetrie und Geschmack. Von mehreren Punkten aus hat man die herrlichste Aussicht auf malerische Landschaften, in welchen sich besonders schön die Wasserpartbieen und die waldigen Hügel ausnehmen.

Der sogenannte Königsgarten ist der Vereinigungspunkt der ganzen schönen Welt von Stockholm. Denkt Euch nicht unter demselben einen englischen Park; er ist nichts als ein großer, vierhundert und funfzig Ellen langer und zweihundert und achtzig Ellen breiter Rasenplatz, mit einer Menge schöner Bäume, meistens Kastanien, besetzt, unter welchen bei günstiger Witterung eine große Menge Menschen lustwandeln und der heitern Luft genießen.

Einen noch interessanteren Anblick gewährt der Hafen, dem an Größe und Bequemlichkeit wenige in Europa gleich kommen. Ein ganzer Wald von Masten und unzählige kleine Fahrzeuge liegen in einer unabsehbaren Reihe vor der Schiffbrücke. An dem nördlichen Ende dieser Brücke steht die Bildsäule Königs Gustav **III.** aus Erz gegossen, sechs schwedische Ellen hoch. Auf dem Ritterhausmarkte sieht man die metallene Statüe des Königs

Gustav Wasa. In diesem Stadttheile ist auch die Börse, die Bank und das Münzhaus.

Um prächtige Kirchen zu sehen, darf aber Niemand nach Stockholm gehen. Die Katharinenkirche gewährt zwar von außen einen schönen Anblick, das Innere entspricht ihm aber gar wenig. Die Hauptkirche wird nur durch eine enge Straße vom Schlosse getrennt, und ist ein altes Gebäude, das man nicht loben kann. Der übrigen Kirchen will ich gar nicht gedenken.

Der Admiralitäts- oder Schiffsholm, ein besonderer Stadttheil auf zwei Felseninseln, enthält das Zeughaus der Admiralität. Obgleich diese Inseln keine Befestigungswerke haben, so können sie doch im Falle der Noth der Stadt als Citadelle dienen. Der Schiffstheer kann nur auf dem dazu bestimmten Felsen eingeladen werden. Eben so hat das Holz und das Tauwerk zu diesem Zwecke jedes seinen eigenen Felsen.

In der Vorstadt Nordermalm zeichnet sich der Gustav-Adolphsplatz mit der Bildsäule dieses großen Königs zu Pferde aus. In Südermalm, dessen Straßen abhängig sind, ist das ungeheure Eisenmagazin, oder die Eisenwage, und das große Schiffswerft zu bemerken. Nur Weiber allein haben das Recht, die Personen, die diese Werfte oder andere Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen wollen, dahin überzusetzen.

Daß es in einer Stadt wie Stockholm nicht an Wohlthätigkeitsanstalten fehlt, und daß Fabriken und Handel darin blühen, versteht sich wohl von selbst.

3. Ansicht der andern schwedischen Städte und Dörfer.

Die schwedischen Landstädte haben meistens gerade Straßen und sehen nicht unfreundlich aus. Die Häuser

aber sind, so wie auf den Dörfern, größtentheils von Holz.

Diese hölzernen Häuser, oder Blockhäuser, von denen man sich größtentheils einen sehr armseligen Begriff macht, sind im Grunde recht bequem und im Winter viel wärmer, als die steinernen. Die Bauart ist ganz einfach: man legt viereckig zugehauene Fichtenstämme über einander und verbindet sie mit Zapfen; die Fugen der Balken werden mit Moos ausgestopft. In den Städten bekleidet man die Außenseite mit Bretern, die man weiß oder roth anstreicht; das Innere wird gemeiniglich mit Kalk überworfen und getüncht. Die Landleute decken das Dach mit Birkenrinde; die Reichen lassen es mit Ziegeln oder weißem Blech decken. Ein solches Haus ist sehr schnell gebaut und läßt sich ganz leicht von einem Ort zum andern bringen. Noch schneller und leichter brennt es aber nieder, wenn Feuer darin auskommt.

In manchen Gegenden, wie z. B. um Gothenburg (auf der Westseite von Schweden), sieht man auch viele einzeln stehende Häuser, die, sauber roth angestrichen, auf hohen Granitfelsen liegen. Durch ganz Schweden erheben sich solche Felsen. Der Anblick der Ufer des Göthastroms erinnert an die Malereien der Chinesen, auf denen man Wohnungen auf hohen Felsen liegend, schwimmende Kähne und wohlgenährte Hausväter erblickt, die in größter Ruhe und mit allem möglichen Phlegma ihr Pfeifchen rauchen.

Die schwedischen Bauern sind zwar nicht reich, aber sie scheinen wohlhabend zu seyn. Ihre Hütten sind im Innern sauber und sie selbst gut und reinlich gekleidet. Dieß gilt wenigstens von dem Landmann im südlichen Schweden, denn in den kältern nördlichen Gegenden und in dem gebirgigen Dalekarlien, wo oft die Ernte mißrathet, ist er viel ärmer. Bettler sieht man gar nicht,

und

und doch kann man nicht sagen, daß das Land reich sey; es ist aber mit unermeßlichen Fichtenwäldern bedeckt und schlecht bevölkert. Daher kann sich der arbeitsame Landmann fast immer durch Holzarbeiten und Theersieden, oder auch durch die Viehzucht helfen und sich so sein Brot verdienen.

Die schwedischen Landkirchen nehmen sich nicht übel aus, aber sie haben vor den unsrigen die Eigenthümlichkeit, daß der Thurm, von der Kirche getrennt, ihr zur Seite steht. Warum das so ist, kann man eben so wenig sagen, als warum es bei uns nicht so ist. Vielleicht würde es ein Schwede eben so seltsam finden, daß in Teutschland Kirche und Thurm zusammengebaut sind, als es uns wundert, daß beides bei ihnen abgesondert steht.

Da in den Dörfern und kleinern Städten wegen der von Holz erbauten Häuser die Feuersgefahr sehr groß ist, so geht in der Nacht ein Brandwächter herum, der wie unsre teutschen Nachtwächter an jeder Straßenecke stehen bleibt und eine Strophe von einem Liede absingt. Diese Leute sind zugleich Diebeswächter und in dieser Eigenschaft mit einem langen Haken ausgerüstet, womit sie einen Menschen aufhalten können, ohne selbst der geringsten Gefahr ausgesetzt zu seyn. Es ist dieser Haken eine Art von Falleisen, an einem sieben bis acht Fuß langen Stock. Man kann es einem Menschen an den Hals oder an das Bein werfen, und wenn das gelingt, so ist es ihm unmöglich, sich wieder los zu machen, wenn ihm nicht ein Dritter zu Hülfe kommt. Jene Wächter haben aber in den kleinen und sichern Städten nur selten Gelegenheit, Gebrauch von ihrem Fanghaken zu machen. Viel besser wären solche Werkzeuge zum Diebesfangen in Städten wie London und Paris angewendet, wo die Wächter öfters von dem Diebesgesindel, das sich gegen sie zur

Wehre setzt, verwundet oder wohl gar todtgeschlagen werden.

4. Die Scheeren an der schwedischen Küste. Seehunde.

Unter den Scheeren (oder Skären) versteht man die Seeklippen oder Felseninseln, die sich an den Küsten von Schweden, vorzüglich vor Stockholm, sechzehn bis siebzehn Meilen weit in die See erstrecken und die Einfahrt in die Häfen sehr unsicher machen. Die Schiffenden bedürfen hier der Hülfe erfahrener Lotsen, wenn sie nicht verunglücken sollen. Es sind jene Inseln theils größer, theils kleiner, und nicht alle kahler Stein, sondern mehrentheils freundlich und zum Theil sehr malerisch mit Nadelholz bewachsen. Ihre Ufer sind nicht sehr hoch über dem Wasser, aber steinig und außerordentlich gewölbt. Ganz Schweden, eine kleine Strecke von Schonen ausgenommen, ist mit solchen Scheeren umgeben, und sie scheinen eine fast überall zusammenhängende, unter dem Wasser fortlaufende Gebirgskette von röthlichem Granit auszumachen. Nur hier und da haben sie seichte Durchgänge nach der offenen See, durch welche die Schiffe ein- und auslaufen. Großen Kriegsschiffen, die nicht besonders für diese Gewässer gebaut sind, bleiben sie ganz unzugänglich. Die Scheeren sind also eine sichere Vormauer gegen alle feindlichen Angriffe auf Schwedens Küsten. Dabei dienen ihre Gewässer einer unzähligen Menge von Fischen zum Aufenthalt, die hier in großer Anzahl gefangen werden. Vorzüglich drängen sich dieselben gegen die Mündungen der Flüsse, denn viele Seefische suchen, besonders während ihrer Laichzeit, das süße Wasser.

Der Name Scheeren ist auch für die Ausländer schon deswegen wichtig, weil die sogenannte Scheeren-

flotte ihren Namen davon hat. Man nennt sie so, weil die Schiffe, aus denen sie besteht, so gebaut sind, daß sie auch in diesen seichten Gewässern zwischen den Klippen fortkommen können, ob sie gleich grobes Geschütz führen. Durch diese Scheerenflotte wird das Land gegen jeden Ueberfall einer größeren feindlichen Seemacht vertheidigt.

Die meisten Scheereninseln sind unbewohnt; nur auf einigen haben sich Fischer angesiedelt, auf andern stehen Kapellen, die von frommen Landleuten stark besucht werden. Viele sind nichts weiter als mit Moos überdeckte Felsen. Andere derselben sind mit etwas Erde bedeckt, so daß die sie bewohnenden Fischer ihnen hier und da ein Gärtchen abgewinnen können. Gräsö ist das größte dieser Eilande. Es mag wohl drei teutsche Meilen lang seyn, und ist von 800 Seelen bewohnt. Die Insel hat gute Viehweiden, viel Holz, einige fischreiche Teiche, und in den Thälern einen fruchtbaren Boden.

Zwischen und auf den Scheereninseln hausen auch eine Menge Seehunde. Man sieht sie da ihres Daseyns sich freuen und an heitern Tagen äußerst munter im Wasser herumspringen. Mit unglaublicher Behendigkeit tauchen sie unter, fahren unter den Fluthen weg und kommen nach wenigen Augenblicken in einer viele hundert Ellen weiten Entfernung wieder zum Vorschein. Ihre Farbe ist in der Jugend hellgelb, im Alter ganz dunkelgelb mit größeren und kleineren Flecken. Oft sind sie dann so groß als ein junger Stier. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Häringen und Strömlingen. Es giebt mehrere Arten. Die meisten begeben sich an das Land, wenn sie schlafen wollen. Hier sucht man sie zu belauern und zu erschießen, oder mit Keulen todt zu schlagen, was aber nie ohne Gefahr ist, denn sie wehren sich und beißen ganz entsetzlich. Ein Schlag oder Schuß auf den Kopf tödtet sie

sogleich; desto mehr kann ihr Leib aushalten, würde er auch von der größten Flintenkugel getroffen; wenigstens bleiben sie nicht gleich auf der Stelle liegen. Ihr Fleisch wird zuweilen von den Bewohnern der Scheeren gegessen, aber nicht so allgemein wie in Grönland. Da ihr Fell kein Wasser annimmt, so ist es zu Kleidungsstücken sehr dienlich. Es werden auch Koffer damit überzogen und Tabaksbeutel, Winterschuhe u. s. w. daraus verfertiget.

Da die Jungen der Seehunde sehr dumm und unbehülflich sind, und auf dem Eise, wohin ihre Mütter sie legen, unbeweglich liegen bleiben, so werden sie oft von den Wölfen aufgesucht und gefressen.

5. Häringsfang an der schwedischen Küste.

Gegen den Monat November erscheinen ungeheure Züge Häringe an der Westküste von Schweden. Ihre Schaaren sind so zahlreich, daß Boote und Kähne sich nur mit Mühe durcharbeiten können. Oefters sollen sie so dicht zusammengepreßt seyn, daß die Ruder, wenn man sie in das Wasser stößt, fast aufrecht stehen bleiben, als hätte man sie in Sand gesteckt. — Fische, die in so großer Menge sich einfinden, sind, wie man leicht einsieht, nicht schwer zu fangen.

Diejenigen, die sich mit dem sehr einträglichen Häringshandel beschäftigen, machen schon im Sommer alle nöthigen Anstalten zu dem Fange und zu der weitern Benutzung desselben. Aus den fettesten Häringen wird Thran gemacht; die übrigen salzt man ein, und die schlechtesten davon dienen zur Düngung des Landes.

Man sieht diesen Handel für so wichtig an, daß man die größte Vorsicht beobachtet, die Härirge nicht von der Küste zu verscheuchen. Sobald sie erschenen, ist

es z. B. ausdrücklich verboten, die Kanonen zu lösen, selbst zu den gewöhnlichen Begrüßungen.

In guten Jahren werden gegen 600,000 Tonnen gesalzene Häringe und 30,000 Tonnen Thran verkauft. Zu einer Tonne Thran werden 10 bis 12 Tonnen frischer Häringe erfordert. Ist der Fang ergiebig, so wird die Tonne gesalzener Häringe, die zwischen tausend bis zwölfhundert Stück enthält, zu zwei bis drei Thalern verkauft. Es kommen also fünf und noch mehr für einen Kreuzer. Die Tonne Thran, die ungefähr 180 große Maaß faßt, kostet zehn bis zwölf Thaler. In schlechten Jahren ist aber der Preis von beiden oft dreimal so hoch. Der Häringsfang beginnt gewöhnlich im October, und dauert so lange, bis das Meer mit Eis bedeckt ist.

6. Der Wasserfall bei Trolhätta.

Der große Wenersee, der sich eben so, wie der Wettersee, in dem südlichen Theil von Schweden befindet, gießt durch den Göthastrom seine überflüssigen Gewässer in das Meer aus.

Kaum aber hat dieser Fluß einige Meilen zurückgelegt, so stürzt er sich mit furchtbarem Brausen von einer Höhe von hundert und dreißig Fuß herab. Das Rauschen der Wogen, die abgehauenen Baumstämme, die der Strom mit fortreißt und die mit wüthender Gewalt an einander stoßen, das merkliche Beben der Felsen, das man zu empfinden hat: dieß alles gebietet stille Bewunderung. An dem Orte, wo man den Fall am besten übersehen kann, ist zur Bequemlichkeit der Zuschauer eine Bank angebracht.

Man hat Versuche gemacht, diesen Wasserfall schiffbar zu machen, sie wollten aber nie gelingen. Ein sechzig Fuß hoher Damm, den man unter dem Falle anzulegen suchte, wurde immer wieder, ehe er fertig war, von

dem Strome weggerissen. Darum grub man lieber einen Kanal neben den Fluß und versah ihn mit Schleusen. Dieses Unternehmen war von glücklichem Erfolge. Es wurde dieser neue Kanal im Jahr 1800 eröffnet, und er leistet ganz die erwünschten Dienste.

Den großen Wasserfall hat man zu vielen Sägemühlen benutzt, die man an demselben angelegt hat. Da die Kraft des herabstürzenden Wassers ganz außerordentlich ist, so schneiden sie in wenigen Minuten die dicksten Baumstämme in vier bis fünf Bohlen. Es werden nämlich mehrere Sägeblätter in einen gemeinschaftlichen Rahmen gespannt, und so machen sie denn auch zu gleicher Zeit mehrere Schnitte.

7. Der Wettersee.

In dem südlichen Theile von Schweden, bei der Stadt Jönköping, breitet sich der majestätische Wettersee aus, der einem Meere gleicht und in dessen Mitte sich die Insel Visinghö erhebt, die zwei Meilen lang ist und sich doch nur vom Ufer aus wie ein Punkt auf dieser ungeheuern Wasserfläche ausnimmt. Der See hat ungefähr funfzehn Meilen in der Länge und vier in der Breite. Seine Tiefe ist sehr beträchtlich, und man will behaupten, er sey tiefer als die Ostsee und an manchen Stellen mit keinem Senkblei zu ergründen. Bei dem allen ist das Wasser außerordentlich klar, und ein gutes Auge erblickt weit unter sich die Kiesel auf dem Grunde.

Den Schiffern ist dieser See gefährlich, denn es wüthen auf demselben ober- und unterirdische Stürme. Oft, wenn rings umher die ganze Natur ruhig und die Oberfläche anderer Gewässer spiegelglatt ist, fängt dieser See an zu toben und hohe Wellen zu werfen. Man schreibt

diese plötzliche Unruhe des See's gewöhnlich unterirdischen Winden zu, die einen Ausgang suchen.

Wenn im Winter alle Flüsse gefroren sind und dieser See mit einer so dicken Eisrinde bedeckt ist, daß Lastwagen darüber fahren können, zertrümmern eben diese unterirdischen Winde, die im Sommer Stürme erregen, plötzlich das Eis und drohen dem Reisenden Tod und Verderben. Glücklicher Weise haben aber die Einwohner bemerkt, daß vor diesen Stürmen ein unterirdisches Getöse hergeht, welches zeitig genug zur Flucht ermahnt.

Nicht in dem Wettersee, wohl aber in einem andern nicht weit davon, nämlich in dem See Ralöngen, erscheint und verschwindet öfters eine merkwürdige Insel, die rothe Insel (Rod-Holmen). Seit dem Jahre 1696 hat sie sich sechzehnmal gezeigt. Sie bleibt zwei, höchstens drei Monate, auch bisweilen nur einige Tage sichtbar, und versinkt dann wieder.

8. Schwedische Kupfergruben.

Schweden ist berühmt durch die Feinheit und Güte seines Kupfers. Eines der berühmtesten Kupferbergwerke ist bei Falun in Dalecarlien. Die Grube liegt ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, und auf dem Wege dazwischen befinden sich die meisten Rosten und Hütten, die stets mit dicken Rauchwolken und ganzen Bergen von Schlacken umgeben sind. Man wandelt da wie durch die Schutthaufen einer abgebrannten Stadt. Im Winter ist der Rauch so stark, daß man ganz in finstere Nacht eingehüllt ist. Seine schwarzen Säulen wird man schon aus weiter Ferne gewahr, wenn man in die Gegend von Falun kommt; und des Nachts gewährt das Feuer einen sehr schönen Anblick. Der Schwefeldampf setzt sich

an die Häuser als Kupferkalk an und färbt sie ganz schwarzbraun; alles Eisenwerk wird davon rostig.

Durch die alte eingestürzte Grube nähert man sich dem Eingang der neuen. Die alte Grube bildet einen Kessel 200 Klafter lang, 100 Klafter breit und 30 Klafter tief. Sie stellt mit ihren Umgebungen ein Bild des regsamsten Lebens und der thätigsten Kunst mitten unter Ruinen dar. Man sieht rings umher Grubengebäude, Gradirwerke, Vitriolsiedereien, Brennhäuser der rothen Farbe u. s. w. Eben so betäubt wie das Auge wird das Ohr durch das beständige Hämmern und Pochen, Fahren und Schreien, durch das Getöse der Pumpen, deren über 170 sind, durch das Knarren ihrer Gestänge und das Krachen der gesprengten Minen.

Mit Bergmannskitteln angethan und von zwei Steigern angeführt, beginnen die Neugierigen hier die Fahrt in die Unterwelt. Eine lange Treppe leitet sie zu dem Eingang der Grube hinab, wo die Kienfackeln angezündet werden. Dicke Knüppel dienen auf der Abfahrt als Stufen und wechseln ab mit hölzernen und eisernen Leitern. Der Durchgang ist eng und dumpf; überall träufelt aus den Wänden ein grünes mit Vitriol geschwängertes Wasser. Oft kommt man vor schwindelerregenden Abgründen vorbei; allein sie sind mit festen Geländern umgeben, und so gelangt man ohne sonderliche Gefahr bis zu einer Tiefe von 150 Klaftern, das heißt vier- oder sechsmal so tief als ein gewöhnlicher Stadtkirchthurm hoch ist. Hier in dieser gräßlichen Tiefe arbeiten Menschen und Pferde, erstere an dem Sprengen und der Gewinnung des Kupfererzes, letztere an den Göpeln, das heißt an den Maschinen, durch welche das Erz aus den Schachten zu Tage (aus der Grube) gefördert wird. Auch durch Wasser, das man aus See'n herleitet, werden die Räder und Maschi-

nen getrieben. Das größte Rad hat 60 Fuß im Durchmesser. Ginge man nicht immer in so finsterer Nacht, zwischen schwarzen Wänden hindurch, und könnte man weiter um sich sehen, als es der schwache Fackelschein erlaubt, so möchte diese Reise in dem Innern der Erde noch weit grausender seyn. Zuweilen wird man durch den Anblick der fleißigen Bergleute, die tief im Abgrunde beim Lampenschein arbeiten, oder durch das dumpfe Getöse bei dem Lossprengen des Gesteins seltsam überrascht. Die größte Tiefe der Grube beträgt gegen 200 Faden, den Faden zu sechs Fuß gerechnet. — Gewöhnlich sprengt man die Minen auf einmal. Befindet sich dann der Neugierige gerade in dem sogenannten Rathssaale, so ist es ihm, als wolle die ganze Welt einstürzen. Das entsetzliche Getöse, das von den verschiedenen Gängen wiederhallt, erfüllt auch das Herz des Muthigsten mit Schrecken. Dieser Rathssaal ist mit Bänken an den Seiten versehen und mag zwanzig Fuß lang und auch eben so breit seyn. — Im Innern des Bergwerks findet man Ställe für ein Dutzend Pferde, die darin arbeiten, und eine große Schmiede, worin das Eisenwerk an den Maschinen ausgebessert wird.

Das Eigenthum dieser Grube ist in 1200 Theile getheilt, die man Viertel nennt, und die im Besitz von funfzig Personen sind, die sogleich hier auf der Stelle das Schmelzen des Erzes besorgen. In neuerer Zeit liefert das Werk jährlich 3 bis 4000 Schiffpfund (10,000 Zentner) Kupfer, und davon bekommt die Krone den achten Theil als Abgabe. Ehemals betrug die Ausbeute bisweilen 20,000 Schiffpfund (50,000 Zentner), weswegen auch Gustav Adolph dieses Bergwerk die Schatzkammer Schwedens nannte.

Das aus der Grube kommende Erz besteht aus zwei

Hauptarten, aus welchen beiden erst das rohe Kupfer und aus diesem das Garkupfer durch Schmelzung gewonnen wird. Das rohe Kupfer enthält nämlich noch allerlei Abarten, als Schwefel, Arsenik, Blei, die erst davon abgesondert werden müssen, ehe es den Namen Garkupfer verdient.

9. Schwedische Eisengruben.

Die schwedischen Gebirge enthalten auch sehr viel Eisenerz, und der schwedische Stahl ist weltberühmt.

Eine der vornehmsten Eisengruben ist zu Dannemora zwischen Upsala und Gefle. Wer sie befahren will, der muß sich, in einem Eimer sitzend, hinablassen. Mit Ketten ist dieser Eimer an ein Tau befestigt, und von Pferden wird er auf- und abgezogen. Anders als so kann man die unterirdische Reise nicht machen. Das Schweben zwischen Himmel und Erde, rings von den schroffsten Felsen umgeben, durch deren ungeheure Wölbungen man schaudernd hindurchblickt, ergreift auf eine ganz eigene Weise. Froh steigt man daher auf dem ersten Absatz aus und schaut in die noch grausenvollere Tiefe weiter hinab. Nicht leicht kann irgendwo das Gefühl des Schrecklichen und des Erhabenen im seltsameren Wechsel lebendiger empfunden werden, als hier.

Zwölfhundert Menschen arbeiten in dieser Eisengrube, und gewöhnlich um die Mittagsstunde wird von ihnen das Gestein mit Pulver gesprengt. Die jährliche Ausbeute wird auf mehr als 60,000 Schiffpfund (150,000 Zentner) berechnet. Der größte Theil davon geht nach England, wo es meistens zu Stahl verfeinert wird.

Das rohe Erz wird vorher gepocht, das heißt in einem Mühlwerk klein gestoßen, und dann erst kommt es in den Hochofen. Solcher Oefen sind mehrere in den

Umgebungen der Eisengrube. Man nennt sie Hochöfen, weil sie von beträchtlicher Höhe sind. Sie sind rund und haben eine doppelte Mauer von feuerfesten Steinen, mit einem Setzloche, worin der Schlich, das heißt das zerstampfte Erz, schichtenweise mit Kohlen eingesetzt wird.

Das Eisenerz ist nie völlig rein; es ist immer mit erdigen, salzigen, schwefelartigen Theilen untermischt. In dem Schmelzofen sondern sich aber die Metalltheilchen davon ab und sinken, da sie schwerer sind, auf den Boden; das Uebrige schwimmt als eine glasartige Materie oben auf.

Merkt man, daß das Eisen geschmolzen ist, so läßt man es in eine untergesetzte Form ablaufen. So erhält man entweder große schwere Klumpen von einigen tausend Pfund, die man Gänse nennt, oder man gießt sogleich allerhand Dinge daraus, wie z. B. Kanonen, Kanonenkugeln, Bomben, Kessel, Töpfe ꝛc. Zu dem allen hat man die besonderen Formen in Bereitschaft.

In dieser Gestalt ist aber das Eisen noch nicht ganz rein, denn es läßt sich nicht hämmern, und zerspringt, wenn man, nachdem es erkaltet ist, mit einem großen Hammer darauf schlägt. Soll es sich schmieden lassen, so muß es zum zweiten Mal mit Fichtenkohlen geschmolzen und glühend unter den Eisenhammer gebracht und ausgehämmert werden. Es kommt hierauf von neuem in das Feuer und von da auf den Amboß, bis es rein und geschmeidig genug ist. Dann schmiedet man Stangen aller Art, Pflugscharen, Schaufeln, Haken und anderes dergleichen Geräth daraus.

Das beste Eisen wird vollends zu Stahl geläutert. Man schmelzt es nämlich mehrmals in einem starken Feuer von Weiden- oder Buchenkohlen mit Ochsenklauen vermischt, und löscht es in kaltem Wasser ab. In dieses

Wasser kommt aber meistens Arsenik, Sublimat, Spießglas oder ein anderes Mineral, um dem Wasser mehr Stärke zu geben. Auf solche Weise erlangt der Stahl seine Härte und Feinheit.

Eine der bedeutendsten schwedischen Stahlfabriken ist zu Wedewaeg. Dreihundert Arbeiter sind hier immer in Thätigkeit, und es werden da eine Menge Messer, Schlösser, Küchengeräthe und dergleichen verfertigt.

10. Silberbergwerk zu Sahla.

Die kleine Stadt Sahla in Dalekarlien ist des Silberbergwerks wegen erbaut worden, das daneben liegt. Ehemals war dieses Bergwerk sehr ergiebig; jetzt aber trägt es nur wenig ein. — In ganz Europa ist jedoch vielleicht keines, dessen Arbeiten interessanter wären. Die Tiefe mag gegen neunhundert Fuß betragen. Die Bergleute und die Fremden, die es besehen wollen, fahren die ersten sechshundert Fuß in einer Art von Kübel hinunter, in dem sie ganz sanft, jedoch nicht ohne Herzklopfen hinabgleiten.

Auch ich versuchte diese Fahrt nach der Unterwelt. Ehe ich mich aber einsetzte, wollte ich erst einige Bergleute hinunterfahren sehen. Sobald wir sie aus dem Gesichte verloren hatten, stimmten sie einen Psalm an und kamen glücklich hinab. Ich sah jetzt auch die Maschine, die vom Wasser getrieben wird und womit die Eimer herauf- und hinuntergewunden werden. Ein Mann untersuchte und zählte gewisse Zeichen, die am Tau angebracht waren, und hielt, wenn das letzte erschien, die Maschine auf. Alles schien auf eine ganz leichte und einfache Art bewirkt zu werden. Die Zahl der Arbeiter, die täglich hinunter- und herauffahren, beläuft sich auf zweihundert.

Der Aufseher hatte die Güte, mich zu begleiten. Er

verhinderte, daß der Kübel an die Wände des Schachtes stieß, und zeigte mir verschiedene Gänge, wo Bergleute arbeiteten, und wohin sie in dem nämlichen Kübel gelangten, indem sie sich an einem Haken hielten, und so den Kübel zwangen, sich dahin zu wenden, wohin sie wollten.

In einer Tiefe von dreihundert Fuß nahm ich zuerst das Feuer wahr, das unten brennt und wovon ich bis jetzt nur den Rauch gesehen hatte. Als ich unten in dem Abgrunde angelangt war, kam mir die Oeffnung zur Einfahrt wie ein Mond vor, und schien nicht über drei Fuß im Durchmesser zu haben, obgleich sie in der That mehr als dreißig hat. Man bringt ungefähr sieben bis acht Minuten auf dieser Fahrt zu. Freilich stellt man gegen die Mitte derselben, wenn man das Feuer erblickt, keine sehr angenehmen Betrachtungen an; allein man hat doch ein Gefühl, das mehr behaglich als unbehaglich ist.

Das Gewölbe, in welchem man ankommt, ist sehr breit und hoch. Ich traf Pferde darin an, die vor Wagen gespannt waren, und die im Trabe, ja im Galopp liefen. Die Pumpen gehen in gerader Linie bis auf die erste Tiefe. Der zweite Stollen geht noch dreihundert Fuß tiefer; allein man kann nur auf Leitern hinunterkommen, auf denen man nicht halb so bequem und sicher steigt, als man in dem Kübel fährt.

Man zeigt hier denjenigen Kübel, in welchem einst Karl XI. in den Schacht fuhr. Auch ein Paar Handschuhe der Königin Ulrike, die das Bergwerk besuchte, läßt man sehen. Die Schweden in den Provinzen halten solche Reliquien ihrer Könige ungemein heilig.

Von den Handschuhen der Königin Ulrike erzählt man sich folgende Sage. Sie wollte in die Grube hinabfahren, ungeachtet man sie auf alle Weise davon abzuhalten gesucht hatte, weil die Bergleute den Aberglauben ha=

ben, daß einer von ihnen verunglücke, sobald ein Weib in der Grube gewesen sey. Als sie mitten auf der Fahrt war, hörte sie ein fürchterliches Getöse in der Tiefe, das, wie man ihr erzählte, von den Berggeistern herrührte. Sie befahl daher, sie sogleich wieder hinauf zu winden, und ließ, in der Angst ihres Herzens, die Handschuhe in die Tiefe fallen.

Ehemals war das Bergwerk zu Sahla sehr ergiebig; jetzt aber wird die Hälfte der Kosten dabei verloren, doch baut man es fort, in der Hoffnung, daß einst die vorige glückliche Zeit wiederkehren werde.

11. Grimmige Kälte in Schweden.

Die Kälte ist in strengen Wintern, besonders in dem mittlern gebirgigen und dann im nördlichen Theile von Schweden, ganz außerordentlich; bisweilen wird sie so heftig, daß das Quecksilber gefriert und folglich in den Thermometern nicht mehr steigt oder fällt. So weit kommt es, wenn das Quecksilber bis zu 32 Grad fällt. Aber schon mit 24 bis 28 Grad ist die Kälte so unerträglich, daß man sich kaum mehr gegen sie verwahren kann. Stürmt noch dazu der rauhe Nordwind, so sind, ehe man sich's versieht, Nase und Ohren erfroren. Nur durch fortgesetztes Reiben mit Schnee, ehe man ein warmes Zimmer betritt, kann man sich noch retten, aber oft nur mit Gefahr, sich auch die Finger zu erfrieren.

Wenn die Kälte sehr heftig ist, so haben besonders die Reisenden sehr viel davon auszustehen. Böte sich dann auch der reizendste Gegenstand dar, so haben sie kaum Lust, die Augenlider aufzuschlagen; denn die Kälte greift die Augen an und erregt Schmerzen. Man drückt sie deswegen unwillkürlich zu; wenn sie aber nur fünf bis sechs Minuten geschlossen bleiben, so sind die Augenwimpern

festgefroren, und man muß die warme Hand darauf legen, sie wieder aufzuthauen.

In manchen Jahren stellt sich die Kälte sehr frühzeitig ein, besonders auf den Gebirgen, die oft schon im August mit Schnee bedeckt sind, und man hat Beispiele, daß in diesem Monat Ziegen, Pferde und Hirten auf den Gebirgen erfroren sind.

Das schreckliche Schicksal, welches ein schwedisches Heer, das im Monat Januar 1719 aus Norwegen nach Schweden zurückging, auf seinem Marsche über die Fjällen (die Grenzgebirge) traf, ist dem ganzen Lande unvergeßlich. Es lagerte in der Nacht vom 3. Januar an einem See im Gebirge. Am folgenden Morgen fand man mehrere hundert Soldaten erfroren. Unter diesen standen einige so gerade auf ihren Füßen, als wären sie noch am Leben, rührte man sie aber an, so stürzten sie hin und rollten die Berge hinab. Es fing an zu schneien, aber die Kälte ließ nicht nach. Die Soldaten fielen unterwegs erst einer nach dem andern um, und am Ende stürzten sie pelotonweise hin. Das Gepäck und das Geschütz blieben zurück, denn Pferde und Fuhrleute waren erfroren. Oft verschwanden plötzlich Menschen und Pferde, sie versanken bis über den Kopf in dem Schnee und kamen darin um.

Noch größer wurde die Noth in der folgenden Nacht. Das Heer machte Halt an einem See, Namens Ena. Der Sturm und das Schneegestöber erlaubte Keinem weiter zu gehen. Man hatte kein Holz. Die Soldaten zerbrachen ihre Flinten und machten mit dem davon erhaltenen Holze Feuer an, aber weder das Feuer, noch ihre Kleider vermochten sie zu erwärmen. Kein Freund konnte da dem andern helfen, denn jeder hatte nur an sich zu denken. Setzte oder legte sich einer hin, so war er in einem Augenblick zu einer Leiche erstarrt. Nur die, welche

sich in einer unaufhörlichen Bewegung erhielten, entgingen dem traurigen Schicksale der Uebrigen, doch Keiner, ohne sich Hände und Füße erfroren zu haben.

Bei einer so strengen Kälte sind ganz natürlich alle See'n und Flüsse zugefroren, und es ist dann, besonders auf dem mit unzähligen Inseln bedeckten Mälarsee, ein großes Vergnügen, auf dem Schlitten von einem Eilande nach dem andern über die oft grundlose Tiefe wegzufahren. Sobald die See'n gefroren sind, ist jedes Kirchspiel verbunden, den Weg mit Fichtenzweigen zu bezeichnen. Wenn die Reisenden warten, bis dieses geschehen ist, so laufen sie auf dem Eise vom Monat November bis gegen den Monat April, wo es anfängt aufzuthauen, keine Gefahr. So lange man ein Geräusch hört, das durch die im Eise eingeschlossene Luft entsteht, hat man nichts zu fürchten. Gleichwohl bedarf es viel Gewöhnung, soll man nicht von unwillkürlichem Schauder ergriffen werden, wenn man hört und sieht, wie in mehr oder minder weiten Entfernungen das Eis, auf dem man so leicht dahingleitet, mit fürchterlichem Krachen berstet.

Eis und Schnee sind für die Schweden sehr wichtig, denn beide erleichtern den innern Verkehr, und ohne sie würde man oft in große Verlegenheit kommen. Liegt der Schnee tief, so muß Bahn gemacht werden, und hierzu bedient man sich einer Art von dreieckigem Pflug, der bloß aus Brettern und einigen Querhölzern besteht. Ein Pferd und ein Knabe sind hinreichend, einen Weg durch den Schnee zu bahnen. Damit ist aber dieser Nachtheil verbunden, daß man im Frühjahr, wenn Thauwetter eintritt, drei Wochen früher als anderwärts die Schlittenbahn verliert. Man hat daher noch eine andere Maschine erfunden, aus schweren Balken bestehend und etwas breiter als ein Wagen, womit der Schnee nicht aus dem Wege

geräumt, sondern nur zusammengedrückt wird, wodurch die Bahnen nicht so bald ihre Brauchbarkeit verlieren.

Schnee und Eis verschwinden in Schweden so spät, daß oft noch im Monat Juni die Maschinen zu den Bergwerken mit Eis überzogen sind.

12. Art zu reisen in Schweden.

Die Art zu reisen ist in Schweden für einen reichen Mann, der einen guten Wagen hat und einen gehörigen Vorrath von Fleisch und Wein mit sich führt, ganz bequem und nicht sehr kostbar, denn man bezahlt für ein Pferd auf die Meile nicht mehr als acht Schillinge. Aber wenn man sich ganz dem Zufalle überläßt, so hat man oft viele Mühseligkeiten, viele Langeweile und Verdruß. Man ist genöthigt, sich auf einen kleinen Wagen zu setzen, der so ziemlich den Karren ähnlich sieht, auf welchen die armen Sünder zum Richtplatz geführt werden. Man kann mit einem einzigen Pferde reisen. Neben sich hat man alsdann den Bauer, dem das Pferd gehört und der gemeiniglich ein recht guter Mensch ist. Er hat aber so viel Freundschaft, man möchte wohl sagen, so viel Zärtlichkeit für sein Pferd, daß er alle Augenblicke absteigt, es liebkos't, ihm Brot giebt, ja nicht selten weint, wenn man das arme Thier schlägt. Auf dem ganzen Wege predigt er nichts als Schonung gegen dasselbe. — Oft muß man auch auf mancher Station zwei bis drei Stunden warten, ehe man Pferde bekommen kann, weil dieselben in der Heide oder auf der Weide sind.

Die Reisenden sind einem der vorigen Könige viel Dank dafür schuldig, daß er allen Posthaltern es zur Pflicht machte, ein Zimmer und zwei reinliche Betten für die Passagiere in Bereitschaft zu halten. Es wäre auch in der That unerträglich, in Regen, Wind und Schnee zu

reisen, wenn man nicht wüßte, wo man Abends sein Haupt hinlegen sollte. In England, Frankreich, Süd-Teutschland würde man schwerlich glauben, daß die Schweden, im Winter wie im Sommer, fast nur in offenen Wagen reisen. Aber es ist das nun einmal Gebrauch bei ihnen, und dieser bestimmt ja fast alles in der Welt. Abhärtung gegen die Kälte ist es nicht, was ihnen diese Art zu reisen erträglich macht, denn sie scheinen für jene noch empfindlicher zu seyn, als die Ausländer.

Im Winter reis't man in offenen Schlitten. Die Kälte ist manchmal so grimmig, daß zwei tuchene Ueberröcke, über einander angezogen, nicht dagegen schützen; manche Reisende legen wohl auch noch einen ledernen darüber an. In dem Schlitten packt man sich meist liegend in Heu ein. Bei gebahnten Wegen geht dann die Reise rasch genug von Statten; wenn es aber schneit und stürmt, ist die Fahrt nicht ohne Gefahr, denn oft liegt dann der Schnee an manchen Orten fünf bis sechs Fuß hoch, und das Pferd fällt unversehens so tief hinein, daß es fast ganz verschwindet; mit vieler Mühe muß ihm dann erst der Führer wieder heraushelfen. Nicht selten geschieht es auch, daß der Schlitten umschlägt und der Reisende selbst in einem Schneehaufen begraben wird. — Doch die Gefahr ist nicht von langer Dauer, denn sobald es aufhört zu stürmen und zu schneien, müssen die Landleute von einem Orte zum andern Bahn machen.

13. Charakter und Lebensart der Schweden.

Die Schweden sind im Ganzen ein schöner, kraftvoller und edler Menschenstamm. Täglich sieht man junge Leute mit einer Gestalt, womit sie anderswo allein schon ihr Glück machen könnten; aber hier ist das etwas so Gewöhnliches, daß man nicht einmal darauf achtet. Auch

die Frauen sind größtentheils blühend und schön, besonders blendend weiß. Noch mehr werden ihre natürlichen Reize durch die Grazie gehoben, womit ihre Bewegungen meistens begleitet sind. Nichts ist daher interessanter, als ein Tanz in Stockholm. Doch ist das weibliche Geschlecht auf dem Lande und in den niedern Ständen bei weitem nicht so einnehmend, als in den höhern Ständen der Städte. Die Schweden zeichnen sich überdieß aus durch Rechtschaffenheit, Höflichkeit, Gastfreiheit gegen Fremde, und einen bescheidenen Stolz, der sich auf ihr Selbstgefühl gründet. Freilich ist der gemeine Mann, besonders in den nördlichen Provinzen, ziemlich roh und unwissend, es fehlt aber darum nicht an Schulen und Gymnasien, wo wißbegierige Jünglinge guten Unterricht finden. Auch sind zu Upsala und Lund alte, gut eingerichtete und stark besuchte Universitäten; deswegen trifft man unter den bessern Ständen nicht weniger wissenschaftliche Bildung an, als in Teutschland, und viele Teutsche sind mit der schönen Literatur ihres Vaterlandes bei weitem nicht so vertraut, als die Schweden; auch stehen ihnen diese keineswegs an guter Lebensart nach.

Wenn man aber den Geist und Charakter einer Nation recht will kennen lernen, so muß man seine Blicke nicht nach den höhern, sondern nach den mittlern und untern Ständen richten, und sich fragen, ob man auch in unserm Vaterlande eben so denken und handeln würde? In diesen Ständen, besonders unter den Landleuten, ist auch die Kleidung noch eben so, wie sie vielleicht schon vor tausend Jahren war.

Bei den Schweden besteht die Nationaltracht in einem langen weißwollenen Ueberrock ohne Knöpfe und Falten, aber mit einer rothen Einfassung und rothen Klappen, die auf die Brust herabfallen. Auch die Frauen tragen

ein solches Kleid über ihren Hausanzug, und schlagen noch außerdem rothe Binden, die ihnen recht gut stehen, um den Kopf. Sowohl auf dem Lande als in den Städten pflegen Frauen und Mädchen von der geringern Klasse ein weißes oder anderfarbiges Tuch über ihre Hauben zu schlagen, und dieß giebt den ruhigen schwedischen Frauengesichtchen etwas Nonnenartiges, das gar nicht übel aussieht. Zur schwedischen Nationaltracht gehören auch an den Weiberhemden Bauschärmel, die an der Hand spitzig zulaufen und sich hier in einer Krause endigen.

Am reinsten haben sich die schwedischen Sitten und die altschwedische Kleidung bei den armen, aber arbeitsamen, ehrlichen und muthigen Dalekarliern erhalten. Ihr wisset, daß Dalekarlien eine gebirgige Landschaft im mittlern Theile von Schweden ist. Die Einwohner sind ein guter, biederer Menschenschlag, aber meistens, Männer und Weiber, von ausgezeichneter Häßlichkeit. Hierzu mag nun freilich die schlechte Kost viel beitragen, und das armselige Leben, das sie führen. Ihr werdet Euch erinnern, daß sich auch eben deswegen die besseren und geringeren Volksklassen in Irland ganz unähnlich seyn sollen. In dem kalten Dalekarlien, so fleißig es auch angebaut seyn mag, wächst nämlich wenig gutes Getreide; gewöhnlich werden nur Erbsen, Hafer und Gerste gebaut. Da mahlen sie nun Hafer und Erbsen zusammen, mischen ein wenig Gerstenmehl darunter und backen daraus ein schlechtes Brot, oder vielmehr dünne Kuchen, und nähren sich davon. Sie preisen sich noch glücklich, wenn sie nur dergleichen haben; denn wenn durch den Frost die Ernte mißräth, müssen sie sich mit noch viel schlechterer Kost begnügen. Es werden dann die Tannen und Fichten abgeschält, und die innere (nicht die äußere aufgesprungene) Rinde klein geschnitten, gedörrt, gemahlen, und mit etwas

gutem Mehl zu Brot verbacken. So armselig muß sich in manchen Jahren der Dalekarlier und der nordschwedische Bauer überhaupt behelfen. Zum Unglück ist auch seine Viehzucht so unzureichend, daß er noch Mastvieh von den Nachbarn kaufen muß. Dazu verdient er sich aber Geld auf mancherlei Art. Er arbeitet in den Bergwerken, in den Hütten- und Hammerwerken, er brennt Kohlen und Theer, schneidet Bretter, beschäftigt sich mit Büttnerarbeit, bricht Steine, gräbt Wetzsteine, schmiedet Sensen, brennt Kalk, schießt Federwildpret ꝛc. Eine große Menge Dalekarlier wandern auch aus, und suchen sich Geld als Holzspalter, Maurer, Zimmerleute, Lastträger ꝛc. in großen Städten zu verdienen. Schon ihre dreizehnjährigen Söhne nehmen sie mit sich und halten sie an, sich etwas zu erwerben. Indessen spinnen, nähen, stricken zu Hause ihre Weiber und besorgen das Hauswesen.

Der schwedische Bauer ist ein kräftiger freier Mann, der nie in Leibeigenschaft lebte, wie der polnische. Die Dalekarlier besonders haben sich als tapfere Vaterlandsvertheidiger rühmlich ausgezeichnet. Nicht weniger Ruhm haben sie sich durch die Rechtlichkeit und Geradheit ihres Sinnes erworben. Kein Reisender ist unter ihnen in Gefahr, betrogen, bestohlen, oder gar räuberisch angefallen zu werden. Sie sind treuherzig und gutmüthig, wie in Teutschland die Tyroler, sagen zu Jedermann Du, selbst zu dem König, und kennen keine Kriecherei oder gar Menschenfurcht.

Von diesem derben Menschenschlage zeichnen sich öfters die Beamten und die Pfarrkandidaten unter ihnen, meistens Fremdlinge, durch ein weichliches und üppiges Leben aus. Der gemeine Mann nennt sie Knopfherren, weil sie Knöpfe an ihren Kleidern tragen, obgleich die Knöpfe sonst im Lande nicht Mode sind. Den ganzen

Tag bringen diese Herren damit hin, daß sie Bier trinken, Tabak rauchen, über unbedeutende Dinge ihre Glossen machen, der Frau Pastorin die Hand küssen, und dem Herrn Pastor, nach dessen Pfründe sie gelüstet, den Hof machen.

Die Lebensart dieser Leute ist in der That sonderbar. Des Morgens gegen sechs Uhr, wenn sie aufwachen, trinken sie im Bette den Kaffee, einen Sup (Glas) Branntwein und rauchen eine Pfeife Tabak; eine Stunde darauf Thee und noch einen Sup; um neun Uhr kommt die Frühkost, nämlich Fleisch, Bier und oft zwei Sups. Um Mittag den Sup vor dem Essen, nach dem Essen Kaffee, dann Sup und mehrere Pfeifen Tabak. Um drei Uhr eine Zwischenmahlzeit und der Sup. Um fünf Uhr Thee, Brot, Butter, geräucherter Lachs und der Sup. Um sieben Uhr eine zweite Zwischenmahlzeit und der Sup. Um acht Uhr das Abendessen und vor- und nachher der Sup. Zwischen diesen zahlreichen Mahlzeiten besuchen sie alle Augenblicke einen ungeheuren Bierkrug. Die Pfeife haben sie immer im Munde und schlafen rauchend ein.

Es ist in dieser Schilderung nichts übertrieben. Ein Dutzend Sups oder große Gläser Branntwein täglich machen nicht, daß man für einen Säufer gehalten wird. Uebrigens findet man das nicht in Dalekarlien allein; die Bürger in den kleinen schwedischen Städten und auf dem Lande leben öfters eben so. Es scheint überhaupt, daß zwei ganz verschiedene Völker in dem Lande wohnen. Die ersten sind in allen Ständen fast vollkommen gebildet, liebenswürdig, dienstfertig, voll Talente und Thätigkeit. Die Bauern in den weniger besuchten Gegenden sind vielleicht die achtungswerthesten Menschen, die man nur finden kann; die Uebrigen aber machen ihre Reverenzen, ihre Faulenzerei, ihre Gewohnheit, den Damen die Hand und

den Männern den Mund zu küssen, verbunden mit ihrer Selbstgenügsamkeit, zu nichts weniger als liebenswürdigen Wesen. Aber auch den dalekarlischen Bauern fehlt es nicht an Eigendünkel. Sie erinnern sich der Dienste, die sie öfters dem Vaterlande geleistet haben, und halten sich für ein, den Bewohnern der übrigen Provinzen überlegenes Geschlecht.

Fortsetzung.

14. Mahlzeiten. Das Johannisfest.

In den schwedischen Städten leben die bemittelten Bürger und auf dem Lande die Gutsbesitzer, wie man wohl denken kann, nicht so genügsam, wie der Landmann. Man hält da, wie in unserm Teutschland, mitunter sehr stattliche Mahlzeiten. Immer wird vor dem Anfang derselben, nach allgemeiner Landessitte, ein Gläschen Schnaps (Sup) genommen. Zu Anfang der Mahlzeit trinkt man Wein, späterhin aber, bei dem Braten, Bischof und kalten Punsch. Die Suppe ist nicht, wie bei uns, die erste Schüssel, sondern jedesmal geht ihr ein anderes Gericht voran. Man genießt vor derselben Brot mit Butter und Käse, geräucherten Lachs, Sardellen. Nach der Suppe kommt geräuchertes Fleisch, Fisch und Geflügel. Die Speisen werden herumgegeben, wie bei uns, und man läßt keine Schüssel vorbeigehen. Zum Nachtisch kommt ein Crême, und im Frühjahr Erdbeeren. Fast nie fehlt auch das schwedische Nationalgericht Filbunka, das heißt gestöckelte oder geronnene Milch, welche die Stelle des Gefrornen vertritt. Man hat zu dieser sauren Milch besondere Glasnäpfe, in denen man sie einige Tage stehen läßt und dann mit darauf gestreutem Zucker und Ingwer genießt. Gewürze und Zucker kommen fast zu allen Speisen, oft sogar zum Brote.

Die Filbunka ist dem Schweden ein unentbehrliches Erfrischungsmittel. Ein Schwede, der zu Paris an einem hitzigen Fieber hart darniederlag, rief, weil er sich in seiner Krankheit heftig nach dieser kühlenden Labung sehnte, unaufhörlich das Wort Filbunka aus. Ein Mönch, der den Patienten besucht hatte, um mit ihm zu beten, meinte, der Kranke rufe den Namen seiner Schutzheiligen aus, und sprach andächtig mit gefalteten Händen: **Sancta Filbunca ora pro nobis** (heilige Filbunka bitte für uns)!

Vorzüglich behagt den Fremden in Schweden der herrliche Lachs, den man nicht leicht anderswo so vortrefflich geräuchert, gesotten oder gebraten findet. Auch das sehr harte Roggenbrot, oder vielmehr der Roggenkuchen, der überall in Schweden gegessen wird, ist sehr kräftig und schmackhaft; eben so das feinere Weizenbrot. Jährlich versorgt sich jede Haushaltung selbst zweimal mit solchen Kuchen. Sie werden, weil sie beim Zerbrechen krachen, Knackbrot genannt. Man hat zwar auch Brot mit weicher Krume, das man Limpa nennt, aber nicht überall.

Nach der Mahlzeit wird Kaffee getrunken. Beim Aufstehen von Tische klopfen sich öfters gute Bekannte auf die Achsel, und dieser Matklapp (so nennt man den Schlag) ist ein Ausdruck des Wunsches, daß die Mahlzeit wohl bekommen möge.

Die Schweden haben wie andere Nationen mancherlei gewöhnliche gesellschaftliche Vergnügungen: Schauspiele, Concerte, Bälle u. s. w. Sie machen Spazierfahrten zu Lande und zur See, und genießen des Lebens nicht minder froh, als die Bewohner des südlichen Europa.

Unter ihre vorzüglichsten Nationalfeste gehört das Johannisfest. Die Häuser werden da mit grünen Reisern geschmückt, und die ganze Nacht hindurch tanzen

muntere junge Bursche und Mädchen um einen Maibaum. Alles scherzt und lacht, singt, jubelt, musicirt. Selbst der König mit seinem Hofe bleibt nicht in seiner Hauptstadt; er zieht aus, von der ganzen Besatzung begleitet, und wohnt acht Tage lang auf einem freien Platze unter Zelten, wie in einem Feldlager. In den Gassen des Lagers sind Pfähle eingeschlagen, und an einem jeden solchen Pfahl liegt eine Tonne Bier, die Abends angezapft und von den Soldaten ausgetrunken wird. Jeder bekommt noch überdieß etwas Rauchtabak, Brot und zwei Häringe. Nun wird tüchtig getrunken, Musik gemacht, getanzt und gejubelt. An Zuschauern und Theilnehmern fehlt es nicht.

15. Bauernhochzeiten.

In Schweden ist es gebräuchlich, daß die Gutsbesitzer zu gewissen Zeiten im Herbste eine Anzahl junger Mädchen verheirathen, die Kosten des Hochzeitfestes tragen und selbst bei demselben anwesend sind. Ich wohnte, während meines Aufenthalts in Stockholm, einmal einem solchen Feste bei, das der König selbst, als Herr von Drottningholm, den Bauern seines Gutes gab. Neun Mädchen, in vollem städtischen Putze und mit silbernen und goldenen Kränzen geschmückt, feierten an diesem Tage ihr Hochzeitfest.

Mit diesem und noch vielem andern Flitterstaat geziert, zogen sie, von ihren Verlobten begleitet, in Procession nach der Kapelle. Vor ihnen her gingen einige Musikanten mit einem seltsamen Instrumente, halb Geige, halb Guitarre, das nur drei Saiten hatte.

Sobald der König und die Königin ihren Sitz eingenommen hatten, begann die Feierlichkeit. Die Brautleute traten vor den Altar; der Geistliche sprach seine Gebete und zog den Männern die Ringe ab, die für ihre

Bräute bestimmt waren, und steckte sie nach der Reihe an seinen Finger. Dann fing er mit dem letzten Paare an, traute sie nach einander, und schob jeder Braut den Ring, der ihr gehörte, an den Finger. Hierauf hüllten sich die Bräute nach der Landessitte in Tücher ein, und der Ehesegen wurde über sie ausgesprochen.

In feierlichem Zuge verfügte sich nun die Gesellschaft in den Speisesaal, wo ihrer ein Tisch von hundert und funfzig Gedecken wartete. Der Geistliche sprach ein langes Gebet, und dann aß Jeder mit trefflichem Appetit.

Vier Harpaspieler machten Jeder in einem Winkel des Saals, auf einer Biertonne stehend, eine abscheuliche Musik, wodurch sich aber Niemand in seiner Eßlust stören ließ.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben. Der König entfernte sich mit seinem Gefolge; die beiden Geistlichen aber boten den beiden hübschesten Bräuten die Hand und eröffneten mit ihnen den Ball. Das ist schwedische Sitte. Nach ihnen walzten auch die Bauern nach der Musik jener vom Apoll sicherlich nicht erfundenen Harpa in dem Saale herum. Einer von den Bräuten entfiel der Kranz. Mit verbundenen Augen mußte ihn ein Jüngling, der ihn aufgehoben hatte, einem jungen Mädchen aufsetzen. Diejenige, deren Kopf er damit trifft, sieht dieß als eine gute Vorbedeutung an, und ist überzeugt, daß auch sie im nächsten Jahre Hochzeit haben wird.

Den Tag darauf wurden jedem Paare acht Reichsthaler ausgezahlt, und damit hatte die Feierlichkeit ein Ende.

16. Angermanland im nördlichen Schweden.

Die nördlichen Provinzen Schwedens sind bei weitem nicht so übel, als man dieselben österss geschildert findet.

Eine Schwedische Bauern-Hochzeit.

Angermanland besonders, das von dem Flusse Angerman, der es durchströmt, seinen Namen hat, ist eine der reichsten und betriebsamsten Gegenden. Die Bauern sind hier Gutsbesitzer, und leben wie kleine Fürsten in geräumigen, bequemen und sehr reinlichen Häusern. Zwar ist im Winter das Klima sehr rauh; die Vorkehrungen aber, die man gegen die Kälte trifft, machen sie ganz erträglich. Man hat Ueberfluß an Pelzwerk und an Holz, auch gute Oefen, welche die Hitze in den Zimmern überall gleich vertheilen. Der Sommer ist hier weit schöner als selbst in Italien. Denkt Euch nämlich einen heitern, drei Monate lang dauernden warmen Tag, die Kühlung, die dazwischen alle zwölf Stunden mit einem lauen Zephir zurückkehrt, und das beinahe sichtbare Keimen und Treiben der Pflanzen.

Fast mit jeder Meile erblickt man an den Ufern des Angerman ansehnliche Dörfer und niedliche Kirchen. Doch ist dieses Thal nicht so bevölkert wie Dalekarlien; allein es ist weit angenehmer, weil die umliegenden Gebirge höher sind und das Land waldiger ist. Noch mehr wird seine Schönheit durch den schiffbaren Fluß erhöht, auf welchem beständig Fahrzeuge hin- und hergehen.

Wohlhabende Bauern sind gewöhnlich die Besitzer der Posthäuser; oder vielmehr die Posthalterschaft geht bei ihnen der Reihe nach herum. Die Reisenden werden angenehm überrascht durch die Reinlichkeit und Wohlhabenheit, wodurch sich alle diese Posthäuser auszeichnen. Der Weizen geräth in dieser Provinz noch ziemlich gut; man muß aber suchen, sich den Samen aus noch nördlichern Gegenden zu verschaffen, weil solcher eher reift, als ein anderer. Diese Vorsicht ist von großer Wichtigkeit, denn erst zu Anfang des Julius kann Weizen und Roggen gesäet werden, und schon im August treten wieder die Nacht-

fröste ein. Sind diese nun etwas stark, so geht die ganze Ernte verloren.

Man hat in Angermanland eine ganz eigenthümliche Art, das Korn mit einem Dreschwagen zu dreschen. Es wird nämlich ein Gang von Holz angelegt, der etwa 250 Fuß lang und 8 Fuß breit ist. Auf diesem Gange wird das Getreide so ausgebreitet, daß die Räder des Dreschwagens gerade über die Aehren gehen. Dieser Wagen ist eine Maschine, die gewöhnlich vier und zwanzig dünne kleine Räder hat, von denen vier, auch sechs an einer Achse sitzen; der Achsen aber sind sechs. Man spannt ein Pferd vor diesen Dreschwagen, und ein Knabe, der vorn seinen Sitz hat, fährt damit bis an das Ende des Ganges, spannt dann das Pferd hinten an und beginnt seine Fahrt von neuem. So wie der Wagen darüber gegangen ist, nehmen die Arbeiter das Stroh weg und legen neue Garben unter. Dieser Gang ist bedeckt und kann bei nassem Wetter oder im Schnee als Spaziergang benutzt werden.

Das Heumähen geschieht gegen den Anfang des Augustmonats. Die Feldarbeiter sind ungemein thätig, und selten sieht man unter ihnen Leute mit zerrissenen und schmutzigen Hemden und Kleidungsstücken.

Man sollte glauben, daß in einem Lande, wo Weizen wächst, auch Obstbäume fortkommen müßten; allein an Obst und Gemüse fehlt es. Man wird dafür einigermaßen durch Beeren aller Art entschädigt, worunter besonders die Heidelbeeren, Himbeeren und Ackerbeeren gehören, die hier in Menge wachsen.

Nur Schade, daß in diesem schönen Lande die Sommer so kurz und die Winter so lang sind.

17. Die Lappländer.

Die Provinz Angermanland wurde ehemals von Lappländern bewohnt; jetzt aber haben sich diese weiter gegen Norden zurückgezogen. So wie man Angermanland verläßt, nimmt die Volksmenge ab und die Wege sind mit Gras überwachsen.

Die Schweden leben mit den Lappen nie in gutem Vernehmen; sie hassen und verachten sich vielmehr gegenseitig. Die Schweden leiden nicht, daß sich Lappen in ihren Dörfern ansiedeln. Wollen diese sich anbauen, so müssen sie ihre Wohnungen in den Wäldern errichten. Höchstens duldet man sie als Abdecker in einer entfernten Hütte, wo man sie die gefallenen Pferde abhäuten läßt. Sie werden für bösartige Hexenmeister gehalten, die durch ihre geheimen Künste sehr viel Schaden anrichten. Aber eben deswegen sollte man sich dieselben zu Freunden machen, denn als Feinde müssen sie doch immer noch schädlicher seyn.

Der Reichthum der Lappländer besteht in ihren Rennthieren. Im Sommer führen sie dieselben in die Gebirge, im Winter kehren letztere aber in ihre Ebenen und in die Waldungen zurück. Mancher reiche Lappländer hat Heerden von zweitausend Stück, und mehrere sollen ein Vermögen von zehn bis zwölftausend Thalern besitzen. Reiche und Arme leben gleichwohl auf einerlei Art. Die erstern unterscheiden sich von den andern nur durch ihre bessern und reinlicheren Kleider; sonst aber haben sie ihre Koyas oder Hütten, wie diese, nur mit dem Unterschiede, daß dieselben von mehreren kleinen umgeben sind, in denen sich ihr Gesinde und ihre Vorräthe befinden.

Diese Koyas sind kreisförmig gebaut und mögen ungefähr acht Ellen oder sechzehn Fuß im Durchmesser

zählen. Sie haben die Gestalt eines Kegels und sind mit Rasen oder Rennthierhäuten, oft nur mit Lumpen bedeckt. Im Innern ist rund umher ein Lager von Heidekraut angebracht, worauf sich die Leute in der Nacht legen und schlafen, den Tag über aber sitzen. Der Rauch zieht, so gut er kann, durch ein Loch hinaus, das man oben gelassen hat. Rund umher an der Wand hängt das Hausgeräth. Der Eingang zu diesen Koyas ist nur drei Fuß hoch. Er führt in eine Art von Vorzimmer, worin Kleider, Hausgeräth und Lebensmittel aufbewahrt werden. Diese erste Hütte ist größer, als der Koya selbst.

Die Lappen sind gar nicht übel gekleidet. Man erstaunt im Gegentheil über die Sauberkeit ihrer Feierkleider. Der Anzug der Weiber besteht in einem Rocke und einem Leibchen von blauer Wolle, mit silbernen, zinnernen oder bleiernen Spangen verziert. Die Haube ist von gleichem Zeuge. Die Männer tragen eine Art von weißem Leibrock, der bis auf die Kniee reicht und oben auf der Brust offen ist. Um den Leib wird er mit einem Riemen befestigt. Im Winter tragen sie ein Thierfell darüber. Im Sommer ist die Alltagskleidung für Männer und Weiber eine Rennthierhaut, die rauhe Seite auswärts gekehrt, die sie ganz bedeckt und nicht sehr sauber aussieht. Nie tragen sie Hemden. Sie sind merklich kleiner als andere europäische Nationen. Der Rauch ihrer Hütten macht ihre Haut gelb und verdirbt ihre Augen, die gewöhnlich klein, roth und entzündet sind.

Getrocknete Fische und die Milch und das Fleisch ihrer Rennthiere machen ihre gewöhnliche Nahrung aus. Sie haben weder Brot noch Gemüse. Nach Branntwein, Tabak und Zucker sind sie außerordentlich lüstern; der Branntwein besonders scheint ihnen unentbehrlich.

Uebrigens führen sie noch ein völlig patriarchalisches

Leben. Das Haupt der Familie ist zugleich der Herr und Gebieter über alle Mitglieder derselben. Fallen Streitigkeiten vor, so ist der Pfarrer der Richter in erster Instanz; ist dieser nicht hinreichend, so schlichtet sie der Notar, der jährlich von Hernösand zur Weihnachtsmesse kommt. Selten klagen sie vor den Gerichtshöfen in den Städten.

Man muß sich die Lappländer nicht als rohe und ganz unwissende Hirtenvölker denken. Nein, sie sind nicht ohne Kunstfleiß, sie verfertigen zu ihrem Gebrauche Tücher, Leinwand, irdene Gefäße und ihr kleines Hausgeräth. Im Innern des Landes haben sie auch einige Schmieden. Es befindet sich unter ihnen eine Art von Aerzten, die von den Schweden Huskurer genannt werden. Ehemals kurirten sie durch Zauberei und durch kleine Zaubertrommeln, von denen mehrere noch jetzt in den Kabinetten der Kunst- und Raritätensammler zu sehen sind. Jetzt gebrauchen sie statt deren mancherlei Kräuter.

Auch viele andere Lappländer sollen große Zauberer seyn. Wenigstens erhalten sie, so viel sie nur können, den Glauben an ihre Hexenkünste, weil sie ihnen gut zu Statten kommen und Viele davon leben. Die schwedischen Bauern meinen, man könne Keinem von ihnen ohne große Gefahr ein Almosen verweigern. Deswegen findet man in den Hütten derer, die in Dörfer kommen, gemeiniglich guten Vorrath. In das Haus wird aber Keiner, auch nur auf eine einzige Nacht, aufgenommen, eben weil man sich vor seinen Zauberkünsten fürchtet.

Wären die Lappen wirklich Zauberer, so würde es vielleicht in ihrer Heimath besser aussehen. Im ganzen Lande ist kein gebahnter Weg. Man kann im Sommer nur zu Fuß oder zu Wasser reisen; im Winter aber macht der Schnee alles eben, und man fährt dann im Schlitten wohin man will. Die Kaufleute von Hernösand und

von Umeo kommen in großer Menge auf die Weihnachtsmesse mit Indigo, Hanf, Leinwand, Wolle, Tüchern, Mehl, Pfeffer, Salz, Tabak, Pfeifen, kupfernen und messingenen Waaren, und Küchengeräth. Den besten Abgang findet aber der Branntwein; er muß jedoch heimlich verkauft werden, weil der Handel damit verboten ist. Die Lappländer dagegen bringen auf den großen Markt Vögel, geräuchertes Rennthierfleisch, Rennthierzungen, getrocknete Fische, Thierhäute, etwas Leinwand und Flanell. Alles muß man ihnen mit baarem Gelde bezahlen.

Immer haben die Lappen Rennthiere zu ihrer Benutzung vorräthig. Es nähren sich diese Thiere im Winter von einer Art Moos, das sie unter dem Schnee hervorscharren und das sehr zart ist. Es ist eben dasselbe, das man in unsern Apotheken unter dem Namen des isländischen Mooses findet. Man verkauft es als Arznei, weil es wirklich, in Milch abgekocht, ein treffliches Mittel gegen die Schwindsucht und andere Brustkrankheiten ist. — Das Rennthier ist übrigens ein niedliches und recht nützliches Thier. Nur die Gestalt seiner Füße ist unangenehm, denn sie sind sehr breit und haben wenigstens einen halben Schuh im Durchmesser. Aber eben deswegen läuft das Thier so leicht damit über Schneeflächen, und sinkt nicht so tief ein, als wenn es einen schmalen Huf hätte.

18. Drontheim und die Drontheimer.

Drontheim, die nördlichste der vier Hauptstädte Norwegens, liegt auf einer Halbinsel an einem Meeresarm, der sich tief in das Land zieht. Niemand würde wohl in einer so nördlichen Gegend eine so regelmäßig und wohl gebaute Stadt suchen. Alle Straßen sind gerade angelegt, bei jedem Kreuzwege ist ein Springbrunnen,

nen, und auch die Häuser haben ein sehr gutes Ansehen. Selbst das Klima ist nicht so ganz unangenehm, wie man unter dem 64. Grade der Breite es vermuthen sollte. Freilich gefriert in manchen Wintern das Quecksilber so fest, daß man es wie Blei auf dem Amboße hämmern kann; doch aber wächst noch in den Gärten ziemlich gutes Obst, besonders Kirschen von vorzüglicher Güte. Gewöhnlich übersteigt die Kälte nicht 22 Grad; nur harte Winter machen eine Ausnahme.

Sehr schön sind auch die Umgebungen der Stadt, welche auf der einen Seite ganz von Bergen eingeschlossen ist. An dem obern Theile der Halbinsel hat sie regelmäßige Festungswerke, an dem Flusse aber, der auf der Südseite vorbeiströmt, einen bloßen Wall. Auf der Felseninsel Monkholm, mitten auf der Rhede, eine halbe Meile von der Stadt, sind andere Festungswerke angelegt, die zugleich als ein hartes Gefängniß für Staatsgefangene dienen.

Die Bewohner von Drontheim sind im Ganzen gute, gastfreie Menschen, die den Fremden mit Gefälligkeit und Herzlichkeit entgegenkommen. Die Umgebungen der Stadt werden von kräftigen, lustigen, muthwilligen Bauern bewohnt, die rothe Mützen tragen, und die man am besten auf den Jahrmärkten kennen lernt. Da tanzen sie auch am liebsten ihre Nationaltänze, die sich sonderbar genug ausnehmen. Der Tänzer wirft sich nämlich nach dem Takte der Musik der Länge nach auf die Erde, ohne die Hand seiner Tänzerin, die um ihn herumtanzt, fahren zu lassen. Plötzlich und mit großer Leichtigkeit springt er dann wieder auf, setzt den Tanz fort und führt ihn mit großer Geschicklichkeit und Leichtigkeit aus.

Auf den Jahrmärkten zu Drontheim versieht sich Jeder mit allem, was er für die nächsten Monate braucht.

Die vornehmsten Verkaufsartikel sind Pferde, die im Herbste für ein Spottgeld hingegeben werden. Ein junges, muthiges, schönes Roß kauft man öfters für fünf bis sechs Thaler, und manchmal noch wohlfeiler. Wenn der Sommer vorüber ist, so muß man die Pferde acht Monate lang im Stalle füttern, und die Fütterung ist theuer in Norwegen; daher jene wohlfeilen Preise. — Auch viele weiße Hasen werden auf den Markt gebracht. Man schneidet ihnen die Schnauzen ab, damit schwangere Weiber sich nicht daran versehen und Kinder mit Hasenscharten zur Welt bringen.

Die Gastereien in der Stadt werden wie in Schweden und Teutschland gehalten. Bei Eröffnung der Mahlzeiten sieht man nichts auf dem gedeckten Tische als Blumen und Obst; dann folgen die Gerichte, wie bei uns, das eine nach dem andern. Oefters werden nach Tische mit Begeisterung die beliebtesten Nationalgesänge angestimmt, die alle Freiheits- und Vaterlandsliebe athmen. Nachdem man aufgestanden ist, fassen die Gäste den freundlichen Wirth bei der Hand, schütteln sie ihm und sprechen Tak for Mad (Dank für die Mahlzeit); und begegnen sie ihm den Tag nachher auf der Straße, so schütteln sie ihm wieder die Hand mit den Worten Tak for i gaar (Dank für gestern). — Zu Drontheim nehmen die Frauen Theil an den Freuden der Tafel, auch zu Christiania. In andern norwegischen Städten sitzen sie aber nicht mit den Gästen zu Tische, sondern warten bei der Tafel auf, geben die Teller herum, präsentiren den Wein und sorgen überhaupt für alles. Fast nie machen sie Besuche, und selten öffnen sie den Mund. Desto mehr glänzen sie an dem Kaffeetische, in so weit solches unter dem dicken Tabaksdampf, womit die Herren sie umgeben, thunlich ist.

Die Stadt Drontheim zählt etwa 9000 Einwohner, und treibt einen sehr lebhaften Handel mit Holz, Eisen, Kupfer, Fischen, Häuten und Thran.

19. Bergen und seine Bewohner.

Südlicher als Drontheim, aber auch auf der Westküste von Norwegen liegt die Stadt Bergen, von hohen Gebirgen umgeben.

Die Häuser dieser Stadt sind meistens von Holz, obgleich es rings umher Steine in Menge giebt. Schon funfzehn Mal ist sie fast ganz abgebrannt; aber darum kümmert man sich nicht; man bleibt bei dem Holze, und schneidet die ohnehin schon schwachen Fichtenstämme in drei Theile, so daß die Wände oft nur aus drei Zoll dicken Planken bestehen. Die Stadt enthält 18000 Einwohner.

Die ziemlich hohen Gebirge, womit sie umgeben ist, sind fast beständig in Nebel und Wolken gehüllt. Selten zertheilen sich die Dünste, und dann sieht man die Berge fast senkrecht sich über die Häuser thürmen. Hin und wieder erblickt man auf ihrem Rücken malerisch einige niedliche Landhäuser. Schnell aber jagen die Winde wieder den Nebel zurück, der die liebliche Aussicht wieder ganz verhüllt. Auch das Thal, an dessen Eingange Bergen liegt, hat sehr angenehme Gegenden und Landhäuser von gutem Ansehen. Im Ganzen aber erregt der Anblick der Umgebungen und der Landesbewohner keine vortheilhafte Meinung von dem Lande, denn der bergische District ist der unfruchtbarste und gebirgigste in Norwegen, und seine Bewohner das ärmste und roheste Volk im Königreich.

In dem gesellschaftlichen Umgange findet man eben keinen großen Genuß, denn alles ist hier nur auf den Handel berechnet. Doch sind die Kaufleute höflich und

dienstfertig. Sie haben auch ihre Klubbs und andere Trinkgesellschaften, wo sie es sich bei einem Glase Punsch und einer Spielparthie wohl seyn lassen.

Die Frauen erscheinen nie in Gesellschaft und werden nirgend hin eingeladen. Wenn der Herr vom Hause Gesellschaft hat, schleichen sie bescheiden um die Spieltische herum, setzen Punsch vor und sprechen kein Wort; auch bei Tische schneiden und legen sie alles vor. Bei Concerten und andern solchen Vergnügungen sitzen sie, von den Männern getrennt, oft zu Funfzigen allein.

Die Männer und Frauen aus den bessern Ständen sind nach französischer und englischer Art gekleidet; die Landleute tragen einen langen Bart, eine blaue Mütze, weite Hosen, die mit dem Rocke ein Stück sind, und statt der Schuhe ein Stück Leder, das an den Fuß festgebunden ist. Dazu kommt auch noch ein wildes Gesicht und eine widerliche Unreinlichkeit. Viel besser nehmen sich die Bewohner aus der Gegend von Drontheim und Christiania aus.

Alles lebt in Bergen für den Handel. Es ist besonders diese Stadt die große Niederlage für die Fische Norwegens und der übrigen Producte dieser Provinz. Dafür kaufen die Nordländer Branntwein, silberne Ketten, Tücher, Zucker u. s. w. ein. Die Flotte, die aus den großen Fahrzeugen dieser Provinz besteht, kommt gegen die Mitte des Sommers an. Man zählt oft tausend Schiffe und noch mehr; eigentlich aber sind es nur große Barken ohne Verdeck. Die Eigenthümer thürmen die Fische bis zur Mitte des Mastbaums auf. Außerdem bringen sie auch noch Butter, Käse und Thierhäute zum Verkauf. Gleich nach der Ankunft der Flotte versammeln sich die Kaufleute und setzen den Preis jeder Waare unter sich fest.

Bergen ist übrigens die Hauptstadt des Stiftes,

das seinen Namen führt, und die größte Stadt in ganz Norwegen. Sie liegt an einem Meerbusen und ist auf der Seeseite befestigt. Zu Lande ist es nur mit großer Beschwerde möglich, über die steilen Berge und Felsen in die Stadt zu kommen. Der befestigte Hafen kann die größten Kriegsschiffe aufnehmen.

20. Christiania.

Wer von Norwegen nichts gesehen hat, als die Stadt Christiania, der darf sich noch nicht rühmen, das Land zu kennen; denn alles, was man da wahrnimmt, ist ganz verschieden von den andern Städten des Königreichs, und noch mehr von den Dorfschaften und ihren Bewohnern. In Christiania herrscht schon der Geist, der Luxus, der gesellschaftliche Ton einer großen Stadt, wodurch sie fast ganz den Hauptstädten anderer europäischen Reiche gleich wird.

Sie liegt in einer anziehenden Gegend, in einem fruchtbaren und gut angebauten Landstriche am Fuße des Egeberges und an einem Meerbusen. Sie besteht aus der Neustadt, die ganz regelmäßig gebaut ist, der Altstadt, der Festung und dem Schlosse Aggerhuus auf einem Vorgebirge belegen.

Die Stadt treibt einen sehr bedeutenden Handel nach England, mit Brettern, Bauholz, Kupfer, Eisen und anderen nordischen Producten. Manche Häuser schließen mit den Britten Contracte ab, nach welchen sie sich verbindlich machen, ihnen allein jährlich für 30,000 Pfund Sterling (ungefähr 200,000 preußische Thaler) Holz zu liefern. Schweden und Norwegen sind unerschöpflich an diesem Artikel, an dem es in England fast ganz fehlt.

Die Bewohner von Christiania sind Freunde des Vergnügens. Sie haben liebenswürdige und gebildete Frauen,

durch welche die gesellschaftlichen Freuden ungemein gewürzt und erhöht werden. Vorzüglich überlassen sie sich diesen Freuden am Weihnachtsfeste, das, wie bei uns, ein Freudenfest für das ganze Land ist. Allenthalben werden da Schmausereien, Tänze und andere Lustbarkeiten veranstaltet; Freunde und Verwandte beschenken sich, die Armen bekommen Gaben; selbst die Vögel unter dem Himmel werden nicht vergessen, denn man steckt für sie eine Garbe unausgedroschenes Getreide an einer Stange an jedes Scheuerthor auf, und läßt sie da stecken, bis sie herabfällt. Täglich kommen nun die hungrigen Bewohner der Luft, die auf dem schneebedeckten Lande keine Nahrung finden, und laben sich an der Speise, die ihnen durch die Mildthätigkeit wohlwollender Menschen bereitet worden ist. — So ahmen also die Bewohner von Norwegen um die Zeit, da Christus geboren ward, seinem himmlischen Vater nach: sie thun ihre milde Hand auf und sättigen alles was da lebet mit Wohlgefallen. Ist das nicht die schönste Art, seine Freuden zu heiligen und sich ihrer würdig zu machen?

Christiania hat ungefähr sechzehnhundert Häuser und über elf tausend Einwohner.

21. Das Silberbergwerk bei Kongsberg.

Die Stadt Kongsberg liegt in einem wilden Thale zwischen kahlen Felsen, und ist fast ganz von Bergleuten, oder von Beamten und Arbeitern, die bei dem Bergbau angestellt sind, bewohnt.

Ehemals war dieses Bergwerk sehr ergiebig; seit vielen Jahren nehmen aber die Kosten immer mehr und mehr den ganzen Ertrag hinweg. Man versichert, daß es jährlich einen Aufwand von 400,000 Thaler erfordert, und daß monatlich nicht mehr, als für acht bis zehn tausend

Thaler Silber gewonnen wird. Die Einnahme wird also von der Ausgabe um das Dreifache überstiegen. In keinem Bergwerke hat man indessen so viel massives Silber gefunden. In manchen Adern liegt es wie geschmolzen in dem Gestein, und es bildet Fäden, die aus der Werkstatt des Silberarbeiters zu kommen scheinen. Ehedem traf man bisweilen auf außerordentlich große Klumpen; in dem Naturaliencabinet zu Copenhagen zeigt man einen, der 560 Pfund wiegt und auf 5000 Thaler geschätzt wird. Noch jetzt erhält man bisweilen Stücke, die fast ein Pfund schwer sind; gewöhnlich aber muß man viele Steine zerschlagen, um ein Pfund Silber zusammen zu bringen.

Die Tiefe des Bergwerks zu Kongsberg beträgt zwölfhundert Fuß. Sechs gewöhnliche Stadtkirchthürme könnte man also darin auf einander stellen, ohne daß etwas davon sichtbar würde. Die Arbeiten sind ungeheuer; doch scheinen sie einem Fremden weniger interessant, als die in den schwedischen Bergwerken Fahlun, Dannemora und Sahla. Man übersieht nicht so, wie dort, auf einem Blick die Werke und Maschinen; sie sind mehr zerstreut und machen folglich einen schwächern Eindruck. Auch die Art hinab zu steigen ist weit weniger bequem, denn man findet hier nur Leitern, oder sehr steile Treppen. Im Innern sieht man, was man in allen Bergwerken sieht, enge feuchte Stollen (Gänge), aber nicht große Gewölbe, wie in den schwedischen.

Es ist den Bergleuten bei harter Strafe verboten, auch nur das kleinste Stück gediegenes Silber oder Erz zu behalten, und Jedermann ist es untersagt, es ihnen abzukaufen. Die Fremden, die dergleichen zu besitzen wünschen, müssen sich an die Direction wenden, die es ihnen um einen festgesetzten Preis verabfolgen läßt, und zugleich

ein Attestat darüber ausstellt, ohne welches man in Gefahr kommen würde, verhaftet zu werden.

Die Bettler und Unglücklichen, die dieses norwegische Potosi umgeben, beweisen zur Genüge, daß der wahre Reichthum nicht in Silber und Gold, sondern in den Erzeugnissen des gut angebauten Bodens besteht. Kongsberg ist unstreitig die erbärmlichste Stadt in Norwegen. Die Zahl der Arbeiter soll sich über viertausend belaufen, und die meisten sind verheirathet. Stirbt nun ein solcher Hausvater, so hinterläßt er gewöhnlich sein Weib und seine unerzogenen Kinder in der schrecklichsten Noth. Gehörten sie einem Bauer, so würden sie das Vieh hüten, oder Futter sammeln, oder Streu rechen, und so wenigstens ihr tägliches Brot verdienen, bis sie sich einen bessern Erwerb schaffen können; aber den unerwachsenen Söhnen und Töchtern der Bergleute bleibt nichts übrig, als zu betteln, denn von den zwei Thalern Wittwengehalt, die ihre Mutter monatlich von der Regierung bekommt, können sie nicht leben.

22. Der Maelstrom.

Eine der größten Merkwürdigkeiten von Norwegen ist der sogenannte Maelstrom, eiu furchtbarer Meerstrudel zwischen einigen Inseln an der Westküste unter dem 68. Grad der Breite. Diese Inseln scheinen die Fluth der See zu hindern, und bewirken, daß sie auf eine fürchterliche Art sich zwischen ihnen herandrängt und einen Wirbel verursacht, der so heftig ist, daß er die Boote und selbst die Schiffe auf eine Stunde weit zu sich her und in die Tiefe hinabreißt. Bei der Rückkehr der Fluth wirft sie der Schlund mit derselben Heftigkeit wieder aus; aber sie erscheinen dann in tausend Trümmer zerstückelt, denn sie zerschellen an den Felsen, von denen der Strudel um-

geben ist. Nach jener Fluth oder Ebbe ist der Strom ungefähr eine halbe oder auch drei Viertelstunden ruhig. Die Boote können dann sicher darüber hinfahren, und man kann sogar darauf fischen; allein man muß die Rückkehr der Ebbe und Fluth wohl berechnen, und fliehen, ehe sie eintritt. Die Heftigkeit des Stroms ist so gewaltig, daß die größte Schnelligkeit und Kraft der Ruderer das Boot nicht vor einer gänzlichen Vernichtung bewahren würde.

Dieser Strudel ist eine halbe Meile von der Insel Moskoe, der vorletzten der westeralischen Inseln, gelegen. Zuweilen wird ein großer Wallfisch in den Strom gezogen; sieht dieser dann, daß er vergebens sich bemüht und dem Tode nicht entgehen kann, so brüllt und heult er so laut, — wie der dänische Schriftsteller Schönning versichert, — daß man glaubt, die Erde wolle einstürzen; endlich wird er aber doch an den Felsen zerschmettert und von dem Abgrunde verschlungen. Ich meines Theil habe aber noch nie gehört, noch gelesen, daß der Wallfisch brüllt und heult; ich glaubte bis jetzt, er sey eben so stumm wie die Fische, darum führe ich meinen Gewährsmann an. — Auch Bären werden zuweilen von dem Anblicke der Heerden angelockt, die auf der Insel Moskoe weiden. Sie schwimmen der Insel zu, und wenn sie vom Strudel ergriffen werden, so stoßen sie ein schreckliches Geheul aus, das die Bewohner nicht ohne Freude anhören, weil es ihnen den Untergang ihrer Feinde verkündigt.

23. Fisch- und Vogelfang in Norwegen.

Der Fischfang an den Küsten von Norwegen ist so ergiebig, daß man leicht von hier aus halb Europa mit getrockneten und gesalzenen Fischen versehen könnte. Wirklich machen auch die Fische den vornehmsten Artikel der Ausfuhr in den Seestädten aus. Die Fischer schneiden

den gefangenen Fischen die Köpfe ab und füttern damit ihr Vieh. Eine teutsche Kuh würde wohl schwerlich mit Fischköpfen fürlieb nehmen; in Norwegen leben aber fast alle Thiere von dem Meere, wenigstens an dem Gestade, und man sieht da Ziegen, die Seekräuter verzehren und Muscheln, die sie finden, zerbeißen.

Stockfische und Häringe werden besonders in großer Menge gefangen, auch Lachs. Der Fang des letztern geschieht aber noch besser an den Wasserfällen der schwedischen Flüsse. Man stellt da große Körbe an den engen Orten auf, wo der Lachs, der in großen Zügen kommt, hindurch muß, und windet sie nach kurzer Zeit in die Höhe. Immer sind sie wenigstens halb voll. Dann kommt ein Fischer mit einer Keule und schlägt, ehe er sie herausnimmt, alle todt.

Viel gefährlicher ist der Vogelfang. Die norwegischen Küsten wimmeln von Vögeln, die vermuthlich durch die große Menge Fische angelockt werden. Es befinden sich auch unter ihnen viele Eidergänse, deren zarte Federn die weichen Eiderdunen sind, womit die Betten großer und reicher Herren gefüllt werden. Will man diese Vögel in ihren Nestern erhaschen, so muß man immer die höchsten Felsen erklimmen. Oft läßt man auch einen Menschen, der auf einer Stange sitzt, die an einen Strick befestigt wird, über einem fünf bis sechshundert Fuß tiefen Abgrunde schweben. Mit unglaublicher Fertigkeit schwingt sich dieser auf seinem Seile fort, um die Nester der Vögel aufzusuchen. Erhascht er einige, so dreht er ihnen den Hals um und wirft sie hinab ins Meer, woselbst seine in einem Boote befindlichen Kameraden solche auffischen. Die Taschen füllt er mit ihren Eiern an; und wenn er hinlänglich belastet ist, so läßt er sich noch einmal hinaufziehen, oder vollends in das Boot hinabsenken.

Diese kühnen Vogelfänger stürzen aber auch öfters herab, zerschmettern an den Felsen, oder kommen sonst elendiglich im Fallen um. Der Druck der Luft ist so stark, daß, wie man sagt, der Leib des Menschen oder der Thiere, die von einer so erstaunlichen Höhe herabstürzen, berstet, noch ehe er die Erde oder das Wasser erreicht.

24. Norwegische Landleute.

Die Häuser der Bauern zwischen Drontheim und Bergen sind ganz im Geschmacke der lappländischen Koyas gebaut. Dicke über einander gelegte Balken bilden ein längliches Viereck ohne Fenster. Der Kamin ist in einer Ecke; der Rauch findet durch ein viereckiges Loch in dem kegelförmig gebildeten Dache seinen Ausweg. Es ist merkwürdig, daß der Rauch nie niedriger ist, als das Dach. Ist das Feuer erloschen, so verschließt man das Loch, wodurch der Rauch hinauszieht, mit einer Klappe, und dann erstickt man fast und sieht kaum eine Hand vor den Augen. Statt des Lichtes brennen die Leute Kienspäne oder sogenannte Schleußen, die an einem Eisen mitten in der Stube befestigt sind, und wovon die Kohlen auf einen unten befindlichen Stein fallen.

In dieser Stube wohnt und schläft die ganze Familie, und alle häuslichen Beschäftigungen werden da von Jung und Alt verrichtet. Auch die Hausthiere betrachten, wenigstens im Winter, diese Stube als ihren Aufenthaltsort.

Die Weiber bereiten das Essen für die Männer. Diese setzen sich nach dem Gebete in einen Winkel und essen nach Herzenslust. Sind sie fertig, so versammeln sich die Weiber in einem andern Winkel und essen was ihre Eheherren übrig gelassen haben. Sie kennen hier besser, als

an andern Orten die Ehrfurcht, die sie ihren Gebietern schuldig sind.

Am Eingange der Stube ist ein ziemlich großer Raum, der Aehnlichkeit mit dem Vorzimmer der Lappen hat und in welchem man die Vorräthe aufbewahrt. Der Hof ist mit mehreren kleineren Gebäuden umgeben, wovon jedes zu einem besondern Gebrauche bestimmt ist; in einem sind die Kleider, in einem andern das Korn, das Vieh, das Heu, der Backofen ꝛc. Die Kleidung ist sehr weit und warm. Die Schuhe sind, wie die Schuhe der Lappen, eine Art lederner Socken ohne Sohlen. Die Weiber gehen wie die Lappländerinnen gekleidet, und tragen bleierne Zierathen am Gürtel, silberne aber am Halse und an der Mütze. Alles Geräth im Hause besteht in drei ärmlichen Lagerstätten, einer Bank an der Wand, einem eisernen Topfe und einigen hölzernen Schüsseln und Löffeln.

In andern Gegenden tragen die Bewohner Hüte von Leder mit sehr breitem Rande. Eine solche Kopfbedeckung ist in einem Lande, wo es fast alle Tage regnet, sehr zweckmäßig. Alte Männer lassen auch ihren Bart wachsen, und gegen das Gebirge hin schert ihn keiner mehr ab.

Im Innern des Landes sind die Leute sehr gefällig und nichts weniger als eigennützig. Die treuherzigen Menschen schwatzen mit allen Bekannten, auch mit Fremden, denen sie begegnen, und begrüßen sie mit dem Namen Far (Vater) oder Mor (Mutter). Manchem Reisenden kommt es anfangs sonderbar vor, wenn er von einem alten Weibe, das seine Großmutter seyn könnte, Vater genannt wird; aber bald gewöhnt man sich an diese Sitte, die das Gepräge patriarchalischer Einfalt hat.

In dem südlichen Theile von Norwegen sind die Landesbewohner ganz verschieden von den Küstenbewohnern in den Provinzen Bergen und Drontheim. Die Häuser

reicher Bonden (Bauern) sind da in manchen Thälern, z. B. zwischen Christiania und Lunden, sehr zahlreich. Die Leute sind höflich, dienstfertig, verbindlich. Sie suchen nichts zu ertrotzen, nichts durch Schimpfworte und Drohungen zu erlangen. Das Innere ihrer Häuser ist reinlich und bequem, und sie öffnen es willig den Fremden. Besonders empfangen diejenigen Bauern, die zugleich Posthalter sind, die Reisenden auf eine Art, die den Bewohnern der größten Städte Ehre machen würde.

25. Beschwerlichkeit der Landreisen in Norwegen.

In keinem Lande der Welt können die Reisen beschwerlicher seyn, als auf der Küste von Norwegen von einer Hauptstadt zur andern. Man werfe nur einen Blick auf die Charte dieses Königreichs, und bald wird es begreiflich werden. Man sieht da auf der ganzen Seeseite nichts als tief in das Land dringende Meerbusen und hohe Gebirge. Diese sind so steil, daß kein Fahrweg darüber geführt werden kann. So oft man aber mit Mühe und Noth einen Berg überstiegen hat, wird man wieder von einem furchtbaren Fiord aufgehalten. So nennt man die See'n und Meeresarme, die sich zwischen den Gebirgen in das Land ziehen. Manche sind wirklich grausenerregend, zumal wenn sich plötzlich Stürme darauf erheben. Beim Einschiffen weht öfters nur ein ganz schwacher Wind, aber unversehens verwandelt er sich in einen wüthenden Sturm. Schäumende Wogen füllen dann den Kahn mit Wasser und wirbeln ihn oft herum wie einen Kreisel, so geschickt auch immer die geübten Schiffer die Strömung zu vermeiden wissen. Und wohin sollen sie fliehen, um ihrem Untergange zu entrinnen? Meistens sind diese Fiords rund umher mit senkrechten ungeheuren

Felsenwänden umgeben, hinter welchen sich tausend bis zwölfhundert, ja zuweilen drei bis viertausend Fuß hohe Gebirge erheben, deren Gipfel sich in die Wolken verlieren. Mit entsetzlichem Brausen brechen sich im Sturm die Wogen an ihren Felsenmauern; selten findet sich eine ruhige Bucht, die das geängstigte Fahrzeug aufnimmt, bis das Meer wieder ruhig ist. Bisweilen erreicht man noch zu rechter Zeit eine von den Leitern, auf welchen die Bergbewohner von dem Wasser zu ihren Hütten hinaufsteigen, und findet einen Zufluchtsort bei ihnen. Die armen Menschen haben keinen andern Weg als diesen. Von allen andern Seiten sind hier die Gebirge ganz unzugänglich. Die Kühe, die um ihre Hütten her grasen, mußten sie als Kälber auf dem Rücken hinauftragen. Nicht ohne Beben schaut man von dem See zu diesen furchtbaren Felsenhöhen hinauf, und nicht minder grausend öffnet sich oben ein unergründlicher Abgrund unter den Füßen. — Hat man endlich das jenseitige Ufer des Fiords erreicht, ohne sein Grab darin gefunden zu haben, so fangen Gefahren anderer Art auf den Gebirgswegen an. Man kommt da bald durch enge Thäler von himmelhohen Felsen eingeengt, so daß man mit einem Pferde kaum durchkommen kann, bald auf steile, fast unzugängliche Höhen, auf denen man oft in Zeit von acht Stunden keine zwei Meilen zurücklegt, dann ziehen sich wieder an Abgründen schmale Pfade hin, kaum breit genug, daß eine Ziege darauf fortkommen kann. Nicht selten tritt aber auch der Fall ein, daß man um drei Uhr Morgens aufbricht und doch nicht vor Nacht die nächste Station erreicht, ob sie gleich nur eine Meile entfernt ist. Hundert Mal sieht man sich in Gefahr, Arm und Bein zu brechen, oder die Felsen hinab in die fürchterlichen Fiords zu stürzen, deren Wogen ihren Fuß bespülen. Erreicht man endlich nach tausend überstande=

nen Gefahren spät in der Nacht eine Hütte, so muß man sich gefallen lassen, auf einem Tische oder auf dem Boden einer räucherigen Stube zu schlafen, denn von Gasthöfen ist auf dieser Straße gar nicht die Rede.

Erst in neuerer Zeit ist zwischen Drontheim und Bergen eine Post angelegt worden. Die Schwierigkeit, über alle die Fiords und steilen Gebirge einen sichern Weg zu bahnen, vereitelte lange jeden Plan dazu. Jetzt geht die reitende Post so gut sie kann, aber immer noch schlecht genug. Die Pfarrer stellen gewöhnlich die Postmeister vor; sie öffnen das Paquet, nehmen die Briefe heraus, die in ihren District gehören, und befördern die anderen weiter. — Reisende, die von einer Stadt zur andern wollen, müssen zur See gehen.

VII.

Dänemark.

1. Ansicht von Dänemark.

Das Königreich Dänemark, zu welchem auch die Faröer Inseln und die Insel Island gehören, besteht aus mehreren ansehnlichen Inseln und der großen Halbinsel Jütland, die sich weit hinaus in das Nordmeer erstreckt, im Süden aber an Teutschland grenzt. Der Boden ist im Ganzen flach und eben; nur durch die Halbinsel Jütland erstreckt sich eine waldige Kette von Hügeln, welche sich im Vorgebirge Skagen endigt, und deren höchste Spitze der Himmelsberg von etwa 1200 Fuß ist. Die Insel Island aber bildet eine Gruppe von Bergen, Felsen und Gletschern, mit mehreren feuerspeienden Bergen, unter denen der Hecla und der Krabla die bekanntesten sind. Auf der Ostseite von Jütland bilden die dänischen Inseln drei bedeutende Meerengen, nämlich den kleinen Belt, der die Insel Fünen von Jütland trennt; den großen Belt, zwischen der Insel Fünen und Seeland, und den Sund, zwischen Seeland und Schweden, durch welchen letztern die Schiffe aus dem Kattegat in die Ostsee einlaufen. Bedeutende Flüsse giebt es dagegen außer der Eider, dem Grenzflusse gegen Teutschland, nicht. Merkwürdig ist aber der Kieler Kanal, der vermittelst der

Ei=

Eider und eines andern kleinen Flüßchens die Ostsee mit der Nordsee verbindet.

Dänemark liegt ziemlich hoch im Norden; gleichwohl ist die Kälte im Winter sehr erträglich; eben so im Sommer die Wärme. Die Luft ist meistens feucht, veränderlich, windig, und daher dem Gras- und Getreidebau günstig. Wirklich baut man nicht nur eine große Menge Getreide und Hülsenfrüchte, sondern auch Flachs, Hanf, Hopfen, Rübsen, Kartoffeln, und in Schleswig und Holstein zieht man besonders das schönste Rindvieh und eine große Menge Pferde; auch hat man in dem ganzen Lande über 1,300,000 Schafe. Die Meere sind reich an Fischen aller Art; dagegen hat man drückenden Mangel an Holz und Salz, und ist sehr arm an Mineralien.

Ackerbau und Viehzucht beschäftigen die meisten Dänen; sie sind aber auch sehr geschäftig in dem Innern ihrer Häuser mit bürgerlichen Gewerben und Fabrikarbeiten. Sie weben z. B. Tuch, Wollenzeuge, Strümpfe, Baumwollenwaaren, obgleich nicht hinlänglich für den Bedarf; sie haben eine ansehnliche Menge Gerbereien, Branntweinbrennereien, Zuckersiedereien; es werden Handschuhe gefertigt, Spitzen geklöppelt u. s. w. Mit noch größerem Eifer widmet man sich dem Handel. Mehr als 1200 Kauffahrteischiffe segeln bis nach Grönland, Westindien, Guinea, Ostindien und China, der Ostseeländer nicht zu gedenken. Dort holen die Dänen Waaren aller Art zu weiterer Versendung, wobei sie einen großen Gewinn machen. Meistens müssen sie solche aber mit baarem Gelde bezahlen, denn sie können nichts dagegen geben, als Getreide, Butter, Käse, gesalzenes Fleisch, Schinken, Speck; doch aber auch Leder, Spitzen, Handschuhe, Töpferwaaren, Branntwein.

Bis zum Jahre 1814 gehörte zu dem dänischen

Staate auch ganz Norwegen, das aber in Folge des zu Kiel (am 14. Januar 1814) geschlossenen Friedens an Schweden abgetreten wurde. Jetzt also besteht das Königreich nur noch aus den dänischen Inseln und der Halbinsel Jütland mit den Herzogthümern Schleswig und Holstein, den Faröer Inseln und Island. Der Flächeninhalt von ganz Dänemark beträgt 2847 Q. M., wovon auf die Insel Island allein 1800 Q. M. kommen. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwas mehr als 2,000,000. Der ganze dänische Staat zählt 102 Städte, 28 Marktflecken, und über 6000 Dörfer und Weiler. Bei der angegebenen Menschenzahl können begreiflich keine großen Kriegsheere aufgestellt werden, auch beträgt die ganze dänische Landmacht nicht mehr als 38,000 Mann, von denen in Friedenszeiten nur 26,000 Mann unter den Waffen stehen. Die Seemacht war einst bedeutender als jetzt, da im Jahre 1807 fast die ganze Kriegsflotte von den Engländern aus dem Hafen von Kopenhagen weggenommen wurde.

2. Der Kieler oder Eiderkanal.

Wenn man einen Blick auf die Karte von Dänemark wirft, so sieht man sogleich, welchen ungeheuren Umweg Schiffe machen müssen, die von der Nordsee in die Ostsee, oder von dieser in die Nordsee segeln wollen. Sie müssen nämlich die ganze große Halbinsel Jütland umschiffen und durch den Sund oder einen von den beiden Belten gehen. Um wenigstens den kleinern Fahrzeugen diesen langen Weg abzukürzen, ist man auf den glücklichen Gedanken gerathen, die Ostsee mit der Nordsee durch einen Kanal zu verbinden; und dieser Plan ist nun mit Hülfe des Eiderstroms, der sich bei Tönningen in die Nordsee ergießt, und noch eines andern kleinen Flusses, mit dem besten Erfolge ausgeführt.

Bis Rendsburg ist nämlich die Eider ohnehin schon schiffbar; sie wurde aber noch mehr vertieft, so daß nicht allzugroße Schiffe ganz leicht bis zu dieser Stadt stromaufwärts gezogen werden konnten. Nun durfte also nur noch von Rendsburg bis zur Ostsee, bis wohin sechs Meilen sind, ein Kanal gegraben werden. Da fand sich aber eine große Schwierigkeit, denn das Land geht bis dahin immer abschüssig; wie soll man aber ein Schiff bergab- und bergaufwärts führen? Die Aufgabe scheint schwer; man wußte sie aber glücklich zu lösen. Es wurden nämlich in einer bedeutenden Entfernung von einander sechs Schleusen angelegt, die ungefähr wie sechs Thore sind, wodurch man dem Wasser den Weg versperrt und es nöthigt anzulaufen und zu steigen. Kommt nun z. B. ein Schiff von Rendsburg und will bergabwärts, so stemmt man das Wasser in dem Kanale durch die Verschließung der ersten Schleuse, so daß es um neun Fuß steigen muß. Jetzt wird das Schiff herangezogen, das Wasser aber durch eine andere Thür abgelassen. So sinkt nun mit dem Wasser das Schiff um neun Fuß hinunter, und ist jetzt in einem niedrigeren Theile des Kanals, auf welchem es fortfährt, so lange das Wasser tief genug ist. Wird es zu seicht, so läßt man wieder eine Schleuse an, und so geht es fort bis zur See. Ungefähr auf eben dieselbe Art hebt man die Schiffe in den Schleusen aufwärts, indem man nämlich das Wasser immer zwischen zwei Schleusen steigen läßt. Alles kommt nur bei einem solchen Schleusenbau darauf an, ob man auf dem höchsten Theile Wasser genug hat, denn wo dieses fehlt, ist nichts zu machen.

Dieser schleswigsche Kanal ist von solcher Breite und Tiefe, daß sehr ansehnliche Kauffahrteischiffe darauf fortkommen können, jedoch dürfen sie nicht tiefer als neun

Schuh im Wasser gehen. Solche Schiffe sind bisweilen 140 Schuh lang und 20 Schuh breit.

Man sollte glauben, seitdem dieser Kanal gegraben ist, werde kein Fahrzeug mehr einen andern Weg nehmen wollen, allein dem ist nicht so, denn eine weit größere Menge Schiffe fährt noch immer um Jütland herum, durch den Sund, theils weil sie zu groß sind, theils weil sie in dem Kanale zu lange aufgehalten werden und weder Zeit noch Kosten dabei zu ersparen glauben. Die Länge des Wegs zwischen Tönningen und Friedrichsort, oder der beiden Mündungen des Kanals, beträgt 22 deutsche Meilen. Legt man diese in fünf oder sechs Tagen zurück, so wird die Fahrt nicht für schlecht gehalten; bisweilen dauert sie aber auch nur 48 bis 50 Stunden, und dann gilt sie für ungewöhnlich gut. Manchmal bringt man aber auch gegen vier Wochen damit zu, besonders von Tönningen her, weil die Schiffahrt die Eider hinauf, wenn der Wind entgegen weht, nicht nur äußerst beschwerlich, sondern bisweilen auch unmöglich ist, so daß man keine andere Wahl hat, als so lange still zu liegen, bis sich der Wind gelegt oder gedreht hat.

Der Schleusen sind in allem sechs, und für jede wird nicht mehr als vier Schillinge bezahlt, eben so viel für zwei Brücken, im Ganzen also 32 Schillinge oder 19 Groschen Conventionsgeld. Desto größer sind aber die Abgaben und Zölle, die bei manchem Schiffe über hundert Thaler betragen.

3. Annehmlichkeiten der Reise von Kiel nach Jütland.

Man fährt von Kiel bis Jütland, in einer beständigen Abwechslung von Ebenen und mäßigen Hügeln, durch ein Land, das zwar nicht zu den bessern Strichen

von Teutschland gehört, das aber doch ziemlich gut angebaut ist, so daß das zarte Grün der Kornfelder, Wiesen und Weiden mit dem dunklern Grün kleiner Waldungen aufs angenehmste schattirt ist. Nur hin und wieder stößt man auf Heideland oder kleine Striche von Torf- oder Moorland.

Die Menschen in dem Herzogthume Schleswig wohnen bequemer, sind besser gekleidet, haben mehr und feineres Hausgeräth, sind reinlicher, und scheinen durchaus in einem bessern Wohlstande zu leben, als die Bewohner der meisten kleinen Städte von Teutschland. Der Reisende glaubt fast durchaus in Holland zu seyn. Die Häuser sind zwar klein, niedrig, und bestehen oft nur aus dem Erdgeschoß, aber sie sind äußerst nett und rein, immer frisch angestrichen, das Holzwerk mit Oelfarbe, und haben eine Menge Fenster, die so gut gewaschen und geputzt sind, daß der Vorübergehende den reichen Vorrath von guten Meubeln aller Art, so wie die Ordnung und Freundlichkeit des Innern deutlich erkennen kann.

Das ist aber nicht nur der Fall in den Städten, auch auf dem Lande sieht man eine Menge guter Häuser, besonders auch Wirthshäuser, in welchen alles sauber mit Oelfarbe angestrichen, oder gebohnt, oder glänzend weiß gescheuert und gewaschen ist. In den Schlafzimmern findet man meistens gute Betten mit Weißzeug, und bisweilen mit feinem Kattun überzogen; die Kleidung des Wirths und der Wirthin entsprechen dem Uebrigen. Selbst die kleinen Bauerhütten haben ein Ansehen von Reinlichkeit und Ordnung, das dem Menschenfreunde außerordentlich wohl thut. Nicht leicht sieht man Jemand barfuß, und Bettler kommen beinahe gar nicht vor.

Obgleich aber auf der einen Seite Jedermann wohl und behaglich zu leben scheint, findet man doch auf der

andern keine Spuren von vorzüglichem Reichthume, von Größe oder Pracht. Die meisten Häuser der Stadt Leipzig wären hier Paläste, und die Gebäude manches teutschen Bauern würden für einen Edelhof gehalten werden. — Große Waarenlager, weitläufige Fabriken und ansehnliche öffentliche Gebäude sind eben so selten, als schöne Kutschen und Livreebedienten.

Sind die Landstraßen auch nicht besonders gut, so sind sie doch erträglich, so daß man ungefähr vier Meilen in fünf Stunden zurücklegen kann.

Die Gasthöfe in den Städten lassen in Ansehung der Annehmlichkeit, Reinlichkeit, Bequemlichkeit der Meublirung und des Tisches nichts zu wünschen übrig. So wohlfeil aber lebt man nicht in diesen Gasthäusern, wie im südlichen Teutschland, obgleich man auch nicht übertheuert wird. Wo man übernachtet, da ist der Aufwand für zwei Personen mit Frühstück und Trinkgeldern immer ungefähr ein Louisd'or. In Holstein, Schleswig und Jütland ist auch der Preis für die Postpferde höher, als in Teutschland.

Eben dieselbe Theurung herrscht auf den dänischen Inseln, wo aber alles Uebrige viel schlechter ist. Die Städte sind klein und unansehnlich; die Häuser haben mehrentheils nur ein Erdgeschoß, und der kleinliche holländische Styl in der Bauart, der schon im Holsteinischen anfängt, wird durch Fünen und Seeland noch kleiner, so daß er endlich in Armseligkeit ausartet.

4. Kopenhagen.

Kopenhagen gehört jetzt unter die schönsten Hauptstädte von Europa, denn nach einigen schrecklichen Feuersbrünsten, welche die Stadt verwüsteten, mußte sie fast ganz wieder neu aufgebaut werden. Sie besteht aus drei Thei=

len, der Altstadt, der Neustadt (Amalienburg oder neue Friedrichsstadt) und Christianshafen.

Die Altstadt ist aber, ungeachtet ihres Namens, der neueste Theil der Stadt, weil sie zweimal abbrannte und neu und schöner nach einem bessern Plane wieder aufgebaut wurde. Bei jedem Eckhause sind die Ecken abgestumpft, damit die Wagen desto leichter von einer Straße in die andere einlenken können, eine Einrichtung, bei der freilich diese Gebäude an ihrer Regelmäßigkeit verloren haben.

Die Neustadt und Christianshafen sind jetzt die älteren Theile der Stadt. Sie wurden in den Jahren 1588 bis 1647 gebaut. In dieser Zeit wurde auch die Matrosenstadt errichtet, die aus mehr als dreißig regelmäßigen Straßen mit kleinen niedrigen Häusern besteht, die über dem Erdgeschosse nur selten noch ein Stockwerk haben. Obgleich aber diese Hütten einzeln und ganz unansehnlich sind, so nimmt sich doch das Ganze keineswegs schlecht aus. Hier wohnen die Matrosen der Flotte und die Arbeiter, die bei dem Schiffsbau angestellt sind.

Auch ein Theil der Neustadt ist neu erbaut und mit großen Palästen und einer Menge ansehnlicher Gebäude geschmückt, die selbst in Städten wie London, Paris, Rom, Turin, Wien oder Berlin keine schlechte Figur machen würden. Vorzüglich schön nimmt sich hier ein großer viereckiger Platz aus, der aus vier Hauptgebäuden besteht und in vier Straßen sich öffnet. In der Mitte dieses Platzes prangt die bronzene Statüe des Königs Friedrich V. zu Pferde. In einem der vier Hauptgebäude wohnte sonst der König, in einem andern der Prinz von Dänemark, in einem dritten des Königs Bruder. Das vierte ist die Seekadetten-Akademie. Fast dieser ganze Theil der Stadt wird von Leuten von Stande und Ver-

mögen, die Altstadt hingegen meistens von Kauf- und Gewerbsleuten bewohnt.

Ein anderer schöner Platz Kopenhagens ist der neue königliche Markt, der größte in der Stadt, mit einer Menge ansehnlicher öffentlicher und anderer Gebäude verschönert. Hier sieht man z. B. die Maler- und Bildhauer-Akademie, das Schauspielhaus, das Artilleriehaus, und in der Mitte steht die marmorne Statüe Christians V. zu Pferde.

Ein sehr interessanter Theil von Kopenhagen ist der schöne Hafen, in welchem die ganze dänische Flotte vor Anker liegt. Dieß hat freilich große Bequemlichkeit, aber auch große Nachtheile, theils wegen Feuersgefahr, theils bei Blokaden und Ueberfällen in Kriegszeiten, wie denn wirklich in den letzten Kriegen zwischen England und Frankreich (1807) fast die ganze dänische Flotte von den Engländern weggenommen wurde, weil man von Seiten Englands den König von Dänemark in Verdacht hatte, er sey geneigt, sich mit den Franzosen zu verbinden. Der Kriegshafen stößt an den Hafen der Kauffahrteischiffe, oder vielmehr es ist nur Einer, doch so, daß die Kriegsschiffe von jenem durch Pfähle, oder durch eine Art von Gallerie abgesondert sind. An diesen Hafen stoßen einige Inseln, die Holms genannt, auf welchen sich Alles beisammen befindet, was zum Schiffbau gehört; auch ein großer Vorrath aller derjenigen Materialien, deren eine Kriegsflotte bedarf. Man sieht da große Gebäude, in welchen das Schiff seine eigene Kammer hat, mit dem Namen des Schiffes über der Thüre. Da finden sich die Taue, die Segel und alle Stücke, die zur Ausrüstung eines Kriegsschiffes gehören, stets in Bereitschaft, so daß alles nur herausgeholt werden darf. Auch ist hier ein Gebäude, wo die Anker geschmiedet werden, und in welchem eine Dampf-

maschine alle anderen Maschinen, Räder, Blasbälge u. s. w. treibt. Das Haus, in dem man die Taue spinnt, ist 900 Fuß lang; die stärksten Taue haben 20 Zoll im Umfang. — Alle dänische Kriegsschiffe werden von Eichenholz gebaut. Die schwersten Kanonen sind Sechsunddreißigpfünder, das heißt solche, welche Kugeln von dieser Schwere schießen. — Um die Holms oder Inseln der Schiffswerfte zu sehen, muß man von der betreffenden Behörde eine besondere Erlaubniß haben.

Kopenhagen hat auch eine Kunstkammer und eine Rüstkammer, die man auch eine Schatzkammer nennen könnte, in so fern sie Dinge von sehr beträchtlichem Werthe enthält, wie z. B. drei silberne Löwen in Lebensgröße, viele Gefäße von massivem Golde oder Silber, Filigranarbeit, kostbares Pferdegeschirr, unter andern auch ein goldenes und sehr schweres Tafelservice, auf dem der König bei gewissen besondern Gelegenheiten speis't. — Solche Schätze sind nicht ohne Nutzen, in so fern man sie im Falle der Noth gleich zu Geld machen kann; sie können aber auch schnell von einem Feinde, eben so wie die Flotte, weggenommen werden. Besser wäre es daher, sie in die Münze zu schicken und das Kapital, zum Besten des Feldbaues und der Fabriken, an die Fabrikanten und Landleute gegen geringe Zinsen zu verleihen. Wie vielen armen, aber fleißigen Menschen könnte so geholfen werden! — Zu den Kostbarkeiten gehört auch der silberne Krönungsstuhl der Königin. Der Stuhl des Königs ist von Narwalhorn. — Der edeln und seltenen Steine und der damit besetzten Vasen gedenke ich nicht, so wenig als der Kleider aus frühern Zeiten und anderer Merkwürdigkeiten, die man hier zeigt. Das Münzcabinet ist auch von Bedeutung und verdient gesehen zu werden.

Kopenhagen zählt in etwa 4100 Häusern gegen 116,000 Einwohner.

In der Nähe von Kopenhagen befinden sich mehrere Lustschlösser, wie Friedrichsberg, Hirschholm, Friedrichsborg, Sorgenfrei, Friedensborg, wovon sich aber keines besonders auszeichnet.

Die Kleidung der Bewohner von Kopenhagen und der Dänen überhaupt hat nichts Besonderes. Leute von Stande tragen sich nach der Mode, wie man sie ungefähr in allen Hauptstädten von Europa jetzt sieht. Der Bürger ist gekleidet, wie Leute seines Standes es gewöhnlich in den bessern teutschen Städten sind. Nur der Landmann zeichnet sich etwas aus; auch ist seine Tracht von einem Districte zum andern verschieden; doch liegt der Unterschied mehr in den Farben, als in dem Schnitt und der Form der Kleidung.

Ob die Dänen ihre Küche aus Teutschland haben, oder ob sie ihnen selbst eigen ist, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden; so viel ist aber gewiß, daß man sich zu Kopenhagen sehr gut auf die Kochkunst versteht und viel auf eine gute und reichlich besetzte Tafel hält. Alles ist aber entsetzlich theuer.

Die Dänen haben ihre eigene Sprache, die große Aehnlichkeit mit der teutschen hat, aber doch nicht von den Teutschen ganz verstanden wird. Es erhellt dies z. B. aus der Aufschrift eines Obelisken, den die Stadt Kopenhagen dem vorigen Könige hat errichten lassen. Diese Aufschrift lautet also:

For Christian den Syvende, de Danskes og Norskes Konge, af eenige og tanknammelige Borgere.	Für Christian den Siebenten, der Dänen und Norweger König, von einigen und dankbaren Bürgern.

Man sieht wohl aus diesem Beispiele, daß beide Sprachen eines Ursprungs sind. Auch in den Sitten und Gebräuchen der Einwohner dieser Stadt ist wenig, das sie von den der Teutschen sehr unterscheide.

5. Belustigungen im Thiergarten bei Kopenhagen.

Der sogenannte Thiergarten bei Kopenhagen ist nichts anderes, als ein großer Wald von ungefähr zwei Quadratmeilen, in welchem sich hin und wieder einige magere Weideplätze finden, die von Gehölz eingeschlossen sind. Er ist mit einer großen Menge Damhirsche bevölkert. In einem ziemlich offenen Theile desselben liegt die Eremitage, ein kleines königliches Jagdschloß, das jetzt nicht mehr in ganz bewohnbarem Zustande ist.

Von da kommt man in einen dichteren Theil des Waldes, der von Johannis bis Mariä Heimsuchung der Sitz von allen Arten Vergnügungen ist und ein sehr interessantes Schauspiel gewährt. Eine Menge Menschen wallfahrt täglich dahin, und an Sonntagen trifft man sie zu Tausenden an. Alles treibt sich unter freiem Himmel umher, oder setzt sich unter Zelte, deren eine große Menge aufgeschlagen sind, und zwar für alle Arten von Gesellschaften. Man speis't da zu Mittag und zu Abend, man spielt, man trinkt, man tanzt, und wohnt mancherlei Arten von Schauspielen bei. — Freilich sind alle diese Belustigungen für einen Mann von veredeltem Geschmack wenig unterhaltend; aber das Volksgewühl macht doch Vergnügen, und die allgemeine Freude theilt sich Andern mit. Das ganze Fest ist nur für eine große Menschenzahl berechnet, und manche Lustbarkeiten nur für die niedern Volksklassen und die Landleute aus der Gegend umher; gleichwohl finden sich auch Personen aus den gebil-

deten Ständen in Menge dabei ein, freuen sich, weil so Viele sich freuen, und belustigen sich an dem mannichfaltigen bunten und lärmenden Schauspiel. Man bemerkt dabei manchen hübschen Wagen und manche schöne Livree.

Da sieht man Leute, die sich in Stühlen auf einem Karussel herumdrehen lassen; dort steht eine Marionettenbude. Einige belustigen sich an dem Anblicke tanzender Hunde, Andere an dem kleiner Wachsfiguren, noch Andere sehen in einen Guckkasten. Auf Tischen sowohl als in Zelten und kleinen Buden hat man Essen aller Art feil, Getränke, Pfefferkuchen und mancherlei Früchte. Auch fehlt es nicht an einer bunten Reihe von Kutschen, Chaisen, Karren, Bauerwagen und stattlichen Reitern. Alles drängt sich durch einander; Jedermann scheint vergnügt, und ist es auch.

Das Volk nimmt freudigen Antheil an dem Feste, und für einen Fremden ist die Verschiedenheit der Kleidungen, die sich nach den Landstrichen richten, sehr interessant. Besonders auffallend zeichnen sich die Bewohner der Insel Amak durch ihre altholländische Tracht vor allen Uebrigen aus. Mehrere Landleute haben viel Grün an sich; bei der größeren Zahl aber ist die rothe Farbe die herrschende. In den meisten Strichen von Fünen und Seeland tragen die Weibspersonen der niedern Stände ein rothes Korset von Zeug, das wie Strümpfe gestrickt oder gewebt ist, und so dicht an dem Leibe anliegt, daß es ihnen ein recht gefälliges Ansehen giebt.

Niemand kann sichere Auskunft über den Ursprung und die Bedeutung dieses langen und sonderbaren Festes geben. Vermuthlich ist es eine sehr alte, ursprünglich religiöse Gewohnheit. Die alt-teutsche Göttin Hertha wohnte auf der Insel Seeland in dem heiligen Walde, der zu gewissen Zeiten des Jahres besucht wurde. Sie

Belustigungen im Thiergarten bei Copenhagen.

hatte ihren Sitz in einem verschlossenen Wagen, oder in einem kleinen Hause, und durch sie regierten die Priester das Volk, indem sie ihm von Zeit zu Zeit den Willen der Göttin offenbarten. — Nach Einführung des Christenthums verschwand die Göttin, aber ihr Hain wurde nach wie vor besucht, denn das Volk entsagt nicht leicht einer Lust, deren es von Kindheit auf gewohnt ist.

In den langen Sommertagen werden hier die ganz kurzen Nächte durchschwärmt. Die Sonne geht zwar auf der Insel Seeland Abends nach neun Uhr unter, aber unter einem so spitzigen Winkel, daß ihre größte Entfernung vom Horizont (um Mitternacht) nur unbedeutend ist; es ist daher die ganze Nacht hindurch bei heiterem Himmel so helle, daß man in einer mäßigen Entfernung, selbst gegen zwölf Uhr, die Farben noch unterscheiden kann. Die Seite des Horizonts, wo die Sonne verborgen ist, verbreitet mehr Licht, als der hellste Vollmond. Bis gegen zehn Uhr hat man so ziemlich volles Tageslicht. Allmählig wird es von da an immer matter und matter, die Himmelsgegend aber, wo die Sonne steht, überzieht sich mit einem schönen Blaßroth, das nach und nach schwächer wird, bis um Mitternacht, wo die Sonne ihre größte Entfernung von dem Horizont erreicht, dem sie aber immer noch nahe genug ist, um einen gewissen Grad von Helle zu verbreiten. Von diesem Augenblicke an kommt sie dann dem Horizonte wieder näher; um ein Uhr ist das Licht wie um elf; man kann schon wieder Gedrucktes lesen, und um zwei Uhr Morgens ist es voller Tag.

6. Die beiden Belte und die Insel Fünen.

Der kleine Belt windet sich zwischen einer Menge Landspitzen hin. Snoghöe, ein unbedeutendes Dorf auf

der Halbinsel Jütland, ist der Ort der Ueberfahrt nach der Insel Fünen. Man wird auf einem offenen Fahrzeuge übergesetzt, das nicht sehr groß ist, aber doch Raum genug hat, drei Kutschen auf einmal aufzunehmen. Bei günstigem Winde ist man in siebzehn Minuten schon an dem andern Ufer auf der Insel Fünen, die als eine der fruchtbarsten dänischen Inseln berühmt ist, aber auch öde Strecken Landes und viel Sand hat, daher schlecht bevölkert ist. Ihre Hauptstadt ist die alte und unansehnliche Stadt Odensee. Man spricht hier allgemein dänisch, und ein Teutscher kommt mit seiner Sprache nicht wohl mehr fort.

Zu Nyeborg läßt man sich über den großen Belt setzen, auf dem man bei windstillem Wetter oder widrigem Winde oft sehr lange verweilen muß, bis man die Insel Seeland erreicht. Dieß rührt daher, weil die Ostsee keine Ebbe und Fluth hat. Das Meer ist folglich, wenn kein Wind weht, glatt wie ein Spiegel, und erregt nicht leicht wie andere Meere die Seekrankheit. Bei windstillem Wetter kann die Ueberfahrt wohl neun Stunden dauern. Man landet in der elenden, armseligen, schmutzigen Stadt Korsöer, an der nichts schön ist als der sehr malerisch gelegene Hafen mit der dazu gehörigen Bucht.

7. Winterpassage mit dem Eisboote.

Im Winter sind die beiden Belte zugefroren, aber nicht gänzlich, weil an einigen Orten Strömungen sind. In dieser Jahreszeit lassen sich die Passagiere auf dem Eisboote übersetzen, oder vielmehr sie setzen das Boot über. Zu diesem Boote gehören fünf Männer, die es theils ziehen, theils tragen müssen; das Fahrzeug ist also sehr klein. Getragen muß es werden, wenn Schneehaufen die

Fahrt hindern. Sind Passagiere dabei, so nimmt man ein größeres Boot; aber Jeder muß dann, ohne Ausnahme, mit tragen helfen; dieß ist die Regel, die, der gemeinschaftlichen Sicherheit wegen, sehr nöthig ist. Kommt man nun an ein Wasserloch, so schiebt man das Fahrzeug hinein, und die Reisenden rudern, statt zu ziehen. Bisweilen bricht auch das Eis unter seiner Last, dann lassen die Träger oder Führer das Boot sinken und springen schnell hinein. Fällt es gerade abwärts ins Wasser, so ist alles gut, oft aber sinkt es nur an einem Ende, und dann giebt es ein gefährliches Geschäft. Gleichwohl kommen nicht leicht Menschen dabei um, und noch seltener geht das Boot ganz unter.

Auf diese Art braucht man einen ganzen Tag, bis man die kleine Insel Spröe erreicht, die mitten im großen Belte liegt, und auf der nur ein einziger Bauernhof steht, in welchem ausgeruhet und übernachtet wird. Am folgenden Tage macht man die zweite Station, bis nach Korsöer, und eben so umgekehrt von der andern Seite her.

Die Insel Spröe gehört einem fünischen Edelmanne, der einen Pachter darauf hält. Da es aber im Winter eine regelmäßige Poststation ist, so hat der König dort ein Haus erbauen lassen, damit die Reisenden ein Obdach finden. Der Pachter liefert ihnen Essen, Trinken und die übrigen Bedürfnisse gegen gute Zahlung.

Das Boot ist auf dem Kiel mit Eisen beschlagen und hängt mittelst Stricke von den Schultern der Leute so tief, daß es mehr wie ein Schlitten gezogen als getragen wird. Ist das Eis ganz eben, so macht man die Stricke länger, und das Boot wird dann ganz gezogen und gar nicht getragen.

8. Der Sund.

Eine schmale Meerenge, der Sund genannt, trennt die Insel Seeland, die größte der dänischen Inseln, auf der die Stadt Kopenhagen liegt, von Schweden. Bei der dänischen Stadt Helsingöer ist die Ueberfahrt. Ihr gegenüber auf der schwedischen Küste liegt die Stadt Helsingborg. Wenn man aber von Kopenhagen herkommt, so verschieben sich beide Städte vor den Augen so in einander, daß sie auf einer und derselben Küste zu liegen scheinen. Schweden zieht sich nämlich so weit gegen Norden hinauf, daß man den Sund nicht offen sieht, und daß man in der Ferne glaubt, es hange mit Seeland zusammen. Die Insel und die schwedische Küste bilden also für das Auge einen Meerbusen, der durch die Menge Schiffe, mit denen er belebt ist, ein sehr angenehmes Bild gewährt. Man kann nämlich jedes Jahr gegen tausend bis zwölfhundert Schiffe rechnen, die durch den Sund gehen. Wenn man nun bedenkt, daß er sieben Monate lang, des Eises wegen, wenig oder gar nicht besucht werden kann, so kommen auf jeden Monat 240 Schiffe, welche durchgehen, und da ihre Fahrt vorzüglich von günstigem Winde abhängt, so können wohl an einem einzigen Tage oft funfzig und noch mehr passiren.

So wie man sich der Stadt Helsingöer nähert, öffnet sich allmählig das Meer, die Ostsee sowohl, als das Kattegat, welches Jütland von Schweden trennt. Zugleich bekommt man eine Ansicht auf die schwedische Küste, an der die Stadt Helsingborg angenehm und deutlich in die Augen fällt, obgleich ihre Entfernung eine ganze Meile beträgt, denn diese Breite hat der Sund, den man auch Oresund nennt.

Die dänische Stadt Helsingöer wird als die zweite Stadt des Königreichs betrachtet, ob sie gleich nur 6000

Ein=

Einwohner enthält. Sie hat eine weit angenehmere Lage, als Kopenhagen, und es herrscht in ihr ein Geist der Ordnung, der Reinlichkeit und Nettigkeit, der dem Fremden, der andere dänische Städte mit ihr vergleicht, ungemein wohl thut. Man führt da auch ein sehr angenehmes Leben, denn der größte Theil der Bewohner besteht aus wohlhabenden Kaufleuten, zu denen sich auch die meisten Konsuln fremder Nationen mit ihrem Gefolge halten.

Von der Festung Kronburg, die bei Helsingöer liegt, hat man eine herrliche Aussicht auf die Umgebungen und über den Sund nach Schweden hin. Was die Heiterkeit dieser Scene außerordentlich vermehrt, ist die große Menge von Schiffen, die fast immer im Sunde liegen, und auf die eine oder die andere Art von Wind warten, um abzufahren; denn der Wind, mit dem diese hereinsegeln, hält mehrentheils jene zurück, die hinaus wollen, und so umgekehrt. Auch verursacht der Zoll, den sie hier zu entrichten haben, und andere Umstände immer einigen Aufenthalt. Ganze Kauffahrteiflotten liegen oft da und erwarten eine Bedeckung von Kriegsschiffen, oder günstigen Wind. — Der Sundzoll bringt dem König von Dänemark jährlich über zwei Millionen rheinischer Gulden ein, wofür er aber alle Leuchtthürme an der Küste unterhalten muß. Die Engländer, Franzosen, Holländer und Schweden bezahlen Eins vom Hundert, alle andern Völker Eins und ein Viertel.

In einer halben Stunde fährt man mit günstigem Winde von Seeland aus über den Oresund (oder Oeresund) nach Schweden hinüber.

9. Die Insel Island und ihre Bewohner.

Nordwestlich von Dänemark, nicht weit von Nord-Amerika, liegt zwischen dem 63sten und 68sten Grad

nördlicher Breite die kalte Insel Island, mit ihren feuerspeienden Eis- und Schneebergen und ihren arbeitsamen und zufriedenen Bewohnern.

Der berühmteste unter den Feuerbergen auf dieser Insel ist der furchtbare Hekla, welcher nun aber schon seit langen Jahren keinen verheerenden Ausbruch gehabt hat. Seiner Ruhe ist aber wenig zu trauen, denn oft regt er sich Jahrhunderte nicht, und dann fängt es plötzlich in ihm an zu spuken; er bekommt Bauchgrimmen und tobt, Asche, Steine und glühende Lava ausspeiend, sechs bis zehn Monate, ja ein ganzes Jahr lang fort, und zwar noch schrecklicher, als der Aetna und Vesuv; denn wenn seine Gipfel anfangen zu glühen, und wenn die feurige Lava unter entsetzlichem Zischen über die Schnee- und Eisfelder hinströmt, dann entsteht ein furchtbarer Kampf der Elemente, und brausend stürzen sich Wasserfluthen von dem Berge herab, die alles zu überschwemmen und zu verwüsten drohen. Das Brüllen des unterirdischen Donners, das Krachen der Felsen, das Rauschen des Wassers, der den Himmel verfinsternde Dampf, dieß alles zusammen genommen erfüllt das Herz aller Inselbewohner mit Entsetzen. Sie fliehen aus der Gegend des tobenden Berges; oft aber werden sie von den Wasserströmen eingeholt und ohne Rettung mit fortgerissen, oder mit Erde und Asche überdeckt; denn bisweilen werden Steine und Sand in so ungeheurer Menge von dem Berge herabgeführt, daß neue Inseln daraus entstehen.

Wenn die Isländer sehen, daß Eis und Schnee sich auf ihren Bergen ungewöhnlich anhäufen und der Krater oder Schlot der Vulkane dadurch verstopft wird, dann wird ihnen nicht wenig bange, denn sie wissen schon vorher, daß nun bald ein Erdbeben kommen und der Jöckel

sich Luft machen wird. — Sie nennen so alle öde unfruchtbare Berge.

Nicht jeder Berg auf Island ist aber ein Jöckel, denn auf vielen wächst das schönste Gras, wo das Vieh die reichlichste Nahrung findet. Die Isländer beschäftigen sich daher sehr stark mit der Viehzucht; sie haben eine Menge Ochsen, Kühe, Pferde, Ziegen, Schafe. Die Pferde besonders sind in so großer Anzahl vorhanden und so allgemein, daß sogar die Hirten ihre Heerden nicht selten zu Pferde hüten. Freilich bekommen die armen Thiere das ganze Jahr kein Körnchen Hafer zu kosten, weil auf der ganzen Insel keine Art von Getreide gebaut wird; das Gras ist aber desto fetter und kräftiger. Das Getreide kommt nicht fort, weil es meistens in der Blüthe erfriert; doch hat man eine Art wildes Korn, das dem Froste widersteht, und ein Brot giebt, das nicht so gar übel schmeckt. Von Dänemark aus wird jedoch der Mangel an Weizen, Gerste und Roggen reichlich ersetzt.

Das Gras wächst auf Island ohne alle Pflege, und in Zeit von vierzehn Tagen ist es ellenhoch; man braucht es also nur abzumähen und den Ueberfluß zu dörren. Wenn daher auch gleich der Winter fast neun Monate lang anhält, so fehlt es den Bewohnern deswegen doch nicht an Futter für ihr Vieh, durch welches sie Jahr aus Jahr ein mit Butter, Käse und Fleisch, als mit ihrer Hauptnahrung, versorgt werden.

In ihren Gärten bauen sie Kohl, Erbsen, Sellerie, Petersilie; auf der Jagd schießen sie Schnepfen, Wachteln, Repphühner, Gänse, Enten; in den Flüssen fangen sie Fische in Menge; sie können also nicht leicht Noth leiden, zumal wenn sie ihren Ueberfluß an die Dänen vertauschen, die ihnen gern alles dafür geben, was ihnen noch abgeht. Dahin gehört, außer dem nöthigen Getreide,

auch gedörrtes Obst, vielleicht auch frische Aepfel und Winterbirnen, denn auf der ganzen Insel kommt kein Obstbaum fort, höchstens zieht man in den Gärten Stachelbeeren, und daneben giebt es noch einige Arten wilder Beerengewächse. Nicht einmal große Waldbäume wollen in dem kalten Klima gedeihen. Man sieht da kein anderes Brennholz, als Weiden und Birken, die aber nicht über einen Arm dick und nicht über zehn bis zwölf Fuß hoch werden. Außer ihnen hat man aber auch noch allerlei Strauchgewächse, besonders den Wachholderstrauch, und an den Küsten giebt es Treibholz in Menge, denn das Meer führt jährlich, man weiß nicht woher, eine große Menge Bäume an die Küsten der Nordländer. So fehlt es also doch nicht an Feuerung, und in manchen Gegenden versieht die Natur selbst die Isländer mit heißem Wasser zum Kochen ihrer Speisen.

Es befinden sich nämlich auf der Insel mehrere siedend heiße Quellen, die von den Einwohnern auf das beste benutzt werden. Sie füllen nämlich einen Kessel mit Wasser, Fleisch oder Gemüse und hängen ihn zugedeckt in den Brudel. In kurzer Zeit fängt der Kessel an zu kochen, und die Speisen in demselben werden bald eben so weich, als ob sie in einem Gefäße an einem lodernden Feuer ständen.

Außer diesen giebt es noch andere wunderbare Quellen auf Island. Da befinden sich unter andern bei einem gewissen Hofe, Rykum genannt, drei heiße Quellen, die nicht mehr als dreißig Klafter von einander entfernt sind. Sie spritzen ihr Wasser hoch in die Höhe, aber nicht alle zugleich, sondern eine nach der andern, und zwar jede ungefähr drei Mal in einer Viertelstunde. Aus der ersten fährt das Wasser fünf bis sechs Ellen in die Höhe, und dann sinkt es wieder zwei Ellen tief in seinen Behäl=

ter zurück. Alsdann kann man hinzutreten und es mit Bequemlichkeit betrachten, nur muß man sich bei guter Zeit wieder entfernen, wenn man merkt, daß das Wasser wieder auf's neue hervorbrechen will. Man wird davon durch drei Aufwallungen benachrichtiget. Durch die erste steigt das Wasser bis auf die Hälfte des Behälters, durch die zweite bis an den Rand, bei der dritten aber springt es, wie gesagt, fünf bis sechs Ellen hoch in die Höhe. Während nun das Wasser in diese Quelle zurücksinkt, quillt erst die an dem andern Ende und dann die mittlere hervor. Gießt man aus der großen Quelle Wasser in eine Flasche, so läuft es noch zwei bis dreimal in eben dem Augenblick über, da die Quelle selbst ihr Wasser hervortreibt. Wirft man in die große Quelle, wenn sie im Fallen ist, Holz oder andere leichte Sachen, die sonst schwimmen, so werden sie mit Gewalt in den Abgrund gerissen; sobald aber das Wasser steigt, stößt es alles wieder aus, selbst ziemlich große Steine werden, wenn man sie in den Kessel wirft, bald darauf wieder mit größter Gewalt hervorgeschleudert.

Doch wir wollen wegen der Naturmerkwürdigkeiten der Insel nicht ihre Bewohner vergessen. Sie leben ungefähr wie die Dänen, und sind auch eben so gekleidet, wenigstens in den obern Ständen. Der gemeine Mann trägt ein Kamisol und lange leinene Hosen, im Winter von einem dicken Wollenzeug; die Weiber aber haben Kamisöler, Röcke und Schürzen, fast wie bei uns. — Eigentliche Städte, Flecken und Dörfer giebt es nicht auf Island, man sieht da nichts als abgesondert liegende Höfe, und nur bei den besuchtesten Häfen und Handelsplätzen findet man deren mehrere beisammen. Reikiavik, der Hauptort Islands, ist eigentlich nur ein großer Meierhof, von 60 bis 70 Häusern umgeben, mit ungefähr

450 Einwohnern. Die einzigen von Stein erbauten Häuser sind die Stiftskirche und das Zuchthaus. Die 3600 Bände starke Stiftsbibliothek ist unstreitig die nördlichste Bibliothek der Erde. Das Wohnhaus des Isländers ist meistens sehr bequem eingerichtet. Es enthält ein großes Wohnzimmer, eine Schlafkammer für die Herrschaft, eine andere für die Kinder und Mägde, und noch eine für die Knechte. Es fehlt auch nicht an einer geräumigen Küche, einer Speisekammer, einem Milchhause und einem Gemach zur Beherbergung der Fremden. Die besten Zimmer haben Fenster mit Glasscheiben, die andern sind mit einer durchsichtigen Haut überzogen. In den Schlafkammern stehen gute Federbetten, wozu man die Federn nicht zu kaufen braucht, denn Island ist außerordentlich reich an Gänsen und Enten, sowohl zahmen als wilden, zu welchen letzteren auch die Eidergans gehört, von der die bekannten Eiderdunen kommen. Auch viele Falken giebt es auf der Insel, die gefangen und theuer verkauft werden.

Obgleich der Umfang Islands, wie schon erwähnt, 1800 Quadratmeilen beträgt, so beläuft sich die Anzahl der Einwohner doch nicht viel über 54,000. Sie beschäftigen sich mit der Viehzucht, dem Handel, dem Verarbeiten ihrer Schafwolle und ihrer Thierhäute. Aus der Wolle machen sie sich Strümpfe und Kleider; in den Handel bringen sie alles, was sie nicht selbst verbrauchen können, besonders Federn, Schwefel, Fischbein und dergleichen, und so leben sie behaglich und zufrieden vor sich hin, es nicht achtend, daß sie in ihren kürzesten Wintertagen im nördlichen Theil der Insel täglich nur eine Stunde lang von der Sonne beschienen werden, und sich damit tröstend, daß sie dieselbe um Johannis drei und zwanzig Stunden lang am Himmel sehen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Selchow, Felix,

Europa's Länder und Völker Ein lehrreiches Unterhaltungsbuch für die gebildete Jugend

Bd.: 1

Berlin 1840

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.5,393(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094742-5